Herbert Brunnegger

Saat in den Sturm



Ein Soldat der Waffen-SS berichtet



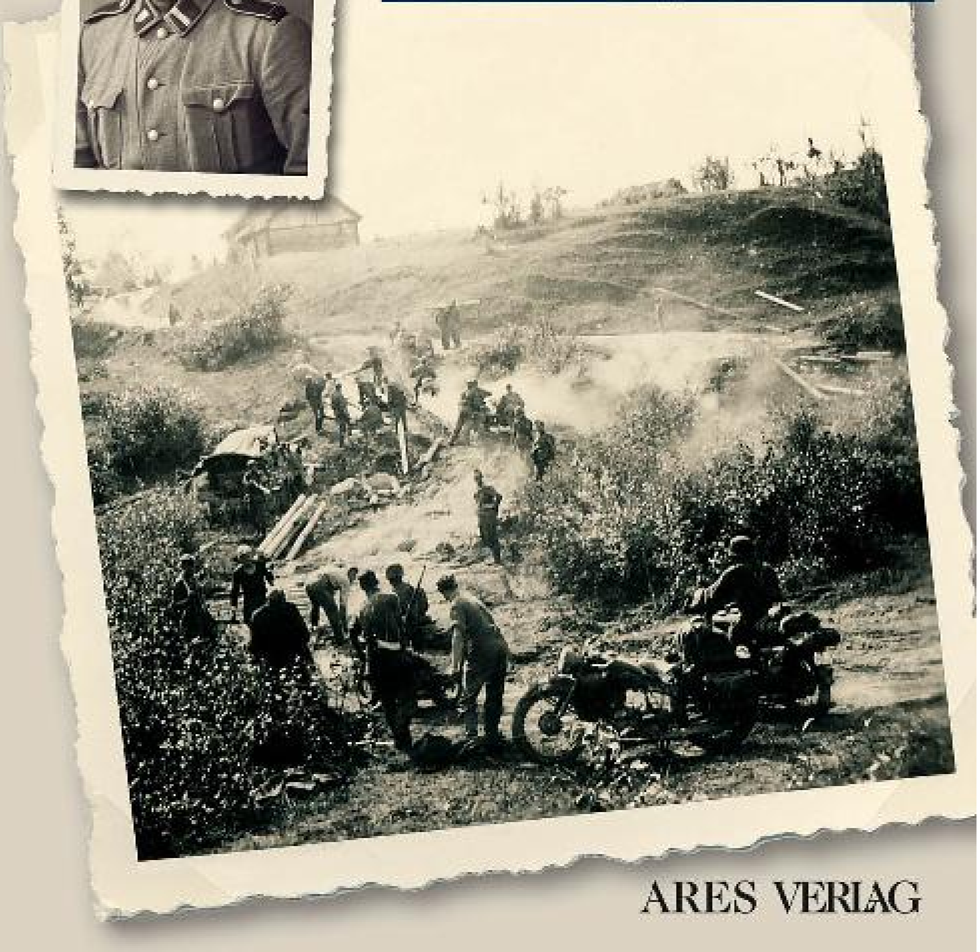
ARES VERLAG

Herbert Brunnegger

Saat in den Sturm



Ein Soldat der Waffen-SS berichtet



ARES VERLAG

Herbert Brunnegger

SAAT IN DEN STURM

Stocker

Herbert Brunnegger

Saat in den Sturm

Ein Soldat der Waffen-SS berichtet

Leopold Stocker Verlag
Graz – Stuttgart

Umschlaggestaltung: Thomas Hofer, Reproteam-Druck GmbH, Graz.
Bildnachweis: Sämtliche Fotos wurden dem Verlag vom Autor freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Brunnegger, Herbert:
Saat in den Sturm : ein Soldat der Waffen-SS berichtet / Herbert Brunnegger. – Graz : Stocker, 2000
ISBN 3-7020-0887-X

Gesamtherstellung: Wiener Verlag Ges.m.b.H., Himberg bei Wien

INHALT

„… so bleibt dir nur die Erinnerung.
Doch Erinnerung ist kein leichtes Brot
für den,
der schweres Blut in den Adern trägt.“

Paul Anton Keller

Mit 15 Jahren der jüngste Soldat des neuen Reiches

Es war alles so einfach. Am 11. April 1938 fand im Saal eines Gasthofes die Musterung der Freiwilligen statt. Ich wurde mit anderen 10 jungen Männern von 140 Bewerbern zur Aufnahme in den SS-Totenkopfverband für tauglich befunden. Zwar konnten wir uns unter dem Begriff „Totenkopfverband" nichts Genaues vorstellen, aber der außerordentlich strenge Maßstab, der beim Musterungsvorgang angelegt worden war, ließ keinen Zweifel daran, daß es sich um eine Elitetruppe handeln mußte.

Ich kann es noch immer nicht recht fassen, daß ich wirklich meinen Einberufungsbefehl in der Tasche habe, und bin darauf gefaßt, daß sich der Irrtum der Musterungskommission bald herausstellen muß, ist doch ein Mindestalter der zur Musterung angetretenen Burschen von 17 Jahren gefordert worden. Ich werde jedoch morgen, am Tag meiner offiziellen Einberufung, genau 15 Jahre und 3 Monate alt. Aber ich bin 1,76 m groß und ein starker, gesunder junger Mensch. Also, warten wir erst einmal ab, bis wir in Berlin sind. Es könnte ja immerhin sein, daß man mich entdecktes Kücken bereits bei der Sammelstelle in Linz, mit Rückfahrkarte ausgestattet, in Gnaden entläßt. Der Spott der ganzen Straße wäre mir dann sicher!

Die ganze Straße: sie war unsere engere Heimat – uns, damit meine ich all meine Gefährten aus der frühen Kinder- und späteren Schulzeit. In den Winkeln und Falten unserer Straße haben wir unsere wilden Bubenspiele durchgeführt, Fahrrad und heimlich auch Motorrad fahren gelernt. Hier gingen wir zur Schule und begannen schon den Mädchen nachzuschauen: all dies auf und um unsere gute Straße; eine Straße, umrahmt von alten,

gepflegten oder ärmlichen Häusern, die ihr das Gesicht gaben. Wir waren wie diese Häuser, eine Bubenmischung vorwiegend aus Arbeiterfamilien, aber auch von bürgerlichem, akademischem und bäuerlichem Herkommen. Und so wie die Straße war wiederum die ganze Stadt. Sie war mir Pflegekind zur Heimat geworden und sollte es immer bleiben, gleichgültig, wohin das Leben mich nun treiben sollte.
Auf dem Weg zum Bahnhof steht wie so oft im Frühjahr ein herrliches Morgenrot über der Stadt. Nicht glutrot und drohend, nur in einem feinen, zarten Rosa, an seinen Rändern in weiten Fahnen ausgefranst. Leichter Regen fällt noch als Ausklang des nächtlichen Gewitters. Meine Schritte hallen zu dieser frühen Stunde auf dem Granitpflaster. Jedes Haus am Straßenrand wirft ihren Klang zurück, sodaß es sich anhört, als marschierten sie alle mit mir, mit denen ich noch gestern zusammen war.
Vorbei am Fenster meiner heimlichen Liebe, immer weiter dem anderen Ende der Stadt entgegen. Zur Rechten rauscht aus der Tiefe die grüne Ybbs, weit aus dem Gebirge kommend. Nun geht es durch das Tor des nach ihr benannten Turmes in der Stadtmauer mit der in Latein gefaßten Inschrift über dem Durchlaß aus Tagen vergangener Wohlhabenheit: „Eisen und Stahl nähren die Stadt“. Wenig später grüßt zur Linken der mächtige Stadtturm mit seinen an die erfolgreiche Verteidigung gegen die Türken erinnernden Lettern. Vorbei an der Pfarrkirche, in der ich während meiner ersten Kommunion Todesängste ausgestanden hatte, weil mein Freund und Nachbarsbub Edi mit einer schweren Sünde – die ihm im letzten Augenblick noch eingefallen war – vor dem Altar kniete und sich nach den Worten des ehrwürdigen Propstes nun die Erde unter ihm auftun müßte, um ihn zu verschlingen. Die Gefahr, dabei mit hineinzurutschen, war doch immerhin gegeben!
Der Bahnhof rußig-häßlich wie immer: ein trostlos schmutziger Schlußpunkt für meine Kindheit.

Aus der Nacht kommend, fährt unser Sonderzug ohne Aufenthalt nach Norden, der Reichshauptstadt entgegen. Draußen im Nebel fröstelndes

Land, flach bis zum Horizont, viel Sand und trockener Halm, Föhren, nach der Schnur gezogen, ohne jedes Unterholz. Keine Maus könnte sich darin verbergen: ein unromantisches Feld von Bäumen, kein Wald.
Alles ist auf einmal so trostlos, das Draußen wie das Drinnen mit den herumliegenden und -hängenden Kameraden im Abteil. Ich sitze am Fenster und blicke verschlafen auf die vorbeisausende Landschaft, hoffend auf ein freundliches Zeichen dieses mir fremden Landes: kleine Hütten, ärmliche Katen, denen alle lebende Wärme zu fehlen scheint, in Waldlichtungen geschmiegte Villen mit flachen Dächern, träge fließende Wasserläufe, so als wüßte das Naß nicht, wohin es zu fließen hätte; keine Berge, keine Steine, keine sprudelnden Quellen. Die Augen fallen mir wieder zu. Ich könnte heulen.
Wie konnte ich nur auf den Gedanken kommen, mich freiwillig hierher zu melden? Mit jedem Stoßen der Schienen, mit jedem Schreien der Räder in den Kurven komme ich weiter von der Heimat weg. Immer hilfloser macht mich die wachsende Entfernung. Ist das Land fremd, sind es auch seine Menschen. Dicker Mief im Abteil, welke Gesichter im fahlen Grau, getrockneter Speichel in den Mundwinkeln meines Gegenübers.
Etwas vollkommen Neues ist an mich mit diesem Morgen herangetreten, ein in seiner Fremdheit nicht zu beschreibendes Gefühl.
Als der Zug zum Abschluß der Fahrt in den Anhalter Bahnhof einrollt, befinden wir uns mitten im Berliner Stadtzentrum. Mannschaftstransportwagen nehmen uns auf, mit röhrenden Motoren hetzen wir durch Berlin Richtung Norden und erreichen nach kurzem jene Stadt, die uns in Hinkunft aufnehmen wird: Oranienburg. Die Straße mit uraltem, glattgeschliffenem Kopfsteinpflaster, von alten Kiefern gesäumt, führt an einem Schloß vorbei, später säumt Föhrenwald unsere Straße. Rechter Hand führt ein netter Gehweg hügelauf und hügelab über den Sand. Freundliche Häuschen, in den Wald gebettet, stehen etwas abseits zur Linken. Schließlich wird ein riesiger Exerzierplatz aus gewalzter schwarzer Schlacke, umgeben von neuen Holzbaracken, durch den Wald hindurch sichtbar. Unsere Transportwagen biegen links von der Straße ab und passieren ein weites Tor, das, flankiert von der Reichsflagge und der

schwarz-weißen Flagge der Schutzstaffel, den Eingang in diese militärische Anlage bildet.
Die Fahrzeuge werden auf dem Exerzierfeld abgestellt. Breite Marschkolonnen stampfen im Parademarsch an uns vorbei, schwarz die Uniform, die Stiefel und der Stahlhelm, Tornister mit aufgeschnallter Felddecke am Rücken, den Karabiner in die Schulter eingezogen. Ein einziger Wille scheint dieses Marschband zu beherrschen. Der Tritt von Hunderten Stiefeln ist ein Tritt, die Armbewegungen von unglaublicher Präzision, junge Fäuste halten die Waffen in gekonnt ruhiger Lage: kein Schwanken der Läufe, nicht die geringste Krümmung in den Reihen der Soldaten. Schweiß bricht ihnen unter den Stahlhelmen hervor und rinnt in kleinen grauen Bächen über Gesicht und Hals.
Während die Marschkolonne im schwarzen Schlackenstaub verschwindet, wende ich mich nach der anderen Seite. Hier sind viele Männer damit beschäftigt, mit Hämmern Steine und Bruchziegel, als Rollierung des sandigen Exerzierplatzes bestimmt, kleinzuschlagen. Die Aufmachung dieser Arbeiter ist recht eigenartig. Manche haben grüne Hosen und braune Röcke oder graue Hosen und rote Röcke oder auch umgekehrt: eine bisher noch nicht gesehene Arbeitstracht haben die Steinklopfer hier in dieser Gegend. Auf den Köpfen tragen sie Käppis, die ebenfalls ganz erheblich von der Norm abweichen. Die Arbeiter sind in unregelmäßigen Abständen über das ganze Exerzierfeld verteilt. Aber enorm fleißig sind sie, das muß man anerkennen. Es ist keiner darunter, der rastet.
Auf ein Kommando verlassen wir die Transportwagen und formieren uns. Im Gleichschritt geht es zu den neuen Holzbaracken, vor denen wir Aufstellung nehmen: Verlesen der Namen, „Hier!“-Rufen und Vortreten. Anschließend werden wir zu je hundert Mann eingeteilt und in die Unterkünfte geführt. Ich gehöre nun der 6. Kompanie im II. Bataillon des 2. SS-Infanterie-Regiments an. 1. Zug, 3. Gruppe. Kompaniechef: Hauptsturmführer Zollhöfer; Zugführer: Obersturmführer Schöner; mein Gruppenführer: Unterscharführer Joachim Fett. Ich komme in einen Schlafsaal mit 50 Betten, Doppelstock natürlich, immer zwei Betten übereinander. Ich turne sofort auf eine der oberen Pritschen. Der Bettinhalt besteht vorerst nur aus einem rupfenen Strohsack, prall mit Stroh gefüllt,

und ebensolchen Kissen. An den Wänden stehen blecherne Spinde. Je zwei Mann haben sich ein solch schmales Luxusmöbel zu teilen. In der Mitte des Raumes stehen aneinandergereihte Tische mit schweren, lehnenlosen Hockern. Eine Einrichtung dieser Art läßt nicht den geringsten Spielraum für Ausstattungsphantasien.

Unsere Unterkunft gleicht einem Schafpferch. Jeder beengt den anderen, Gereiztheit schwebt dauernd in der Luft. In dieser Zeit lerne ich sehr schnell, daß ich der Jüngste in diesem Haufen bin und die geringsten Ansprüche zu stellen habe. Beharre ich dennoch auf Recht und Ansicht, werde ich sofort kleingemacht. Als Draufgabe gibt es immer noch ein „junger Hupfer", „junger Spund", „grünes Gemüse" oder ähnliches.

Ein scharfer Pfiff aus der Trillerpfeife und „Fertigmachen zum Mittagessen!" Also: Waschen, kämmen, Fingernägel reinigen. Als ich vor die Unterkunft trete, stehen meine Kameraden bei einer Gruppe Steinklopfer und versuchen sich mit ihnen zu unterhalten. Doch diese schaffen emsig weiter, ohne auch nur aufzusehen.

Auf einmal fürchterliches Gebrüll! Der Unterführer vom Dienst kommt gerannt, schreit auf meine Kameraden ein, die ganz verdutzt nicht wissen, wie ihnen geschieht. Erst schon das sture Verhalten der am Boden kauernden Arbeiter, und jetzt der Überschwang im Geschrei des Diensttuenden: „Ich mache Meldung über Sie! Sie haben alle mit Strafen zu rechnen! Es ist strengstens verboten, sich mit den Häftlingen zu unterhalten! Ihre Namen …?"

Wir stehen wie vom Blitz gerührt. Häftlinge? Häftlinge sind das also! Daher die eigenartige Aufmachung, ihre pausenlose Emsigkeit und ihr Schweigen.

Der Speisesaal ist in einem der größeren Holzbauten untergebracht. Er ist neu und macht einen gepflegten Eindruck. Die Tische blitzen vor Sauberkeit. Auch hier wieder Häftlinge, die nach beendetem Essen einer Kompanie das Geschirr wegtragen und die Tische reinigen. Von jedem Tisch geht ein Mann zum Essen-Ausgabeschalter, um einen großen Porzellannapf, gefüllt mit bestem Eintopf, in Empfang zu nehmen. Alles glänzt und blitzt vor Sauberkeit. Gekocht wird von Soldaten in weißer Küchenadjustierung, die einfachen Arbeiten werden auch hier von Häftlingen in sauberer Kleidung verrichtet.

Unsere Gefühle bei Tisch sind ziemlich gemischt. Es wird gedämpft, aber lebhaft die Häftlingsaffäre diskutiert. Allgemein herrscht die Ansicht, daß es für den Staat praktisch und von Vorteil sei, Häftlinge nützliche Arbeiten verrichten zu lassen. Im klaren sind wir uns aber nicht darüber, ob diese am Abend immer nach Berlin oder Oranienburg ins Gefängnis gebracht werden.

Wir sehen uns diese Menschen nun etwas näher an und finden gewisse Unterschiede: Die Abzeichen auf ihren Röcken sind bei den einzelnen Häftlingen von verschiedener Farbe. Es gibt solche mit roten, grünen, blauen und braunen Dreiecken auf der Brustseite ihrer verschiedenfarbigen Röcke. Nur drei Häftlinge in der Küche und im Speisesaal tragen die bekannt gestreifte Häftlingskleidung. Kurz nachdem wir wieder in die Unterkunft eingerückt sind, wird die erste Unterrichtsstunde abgehalten. Thema: „Das Verhalten im Kasernenbereich, Dienstablauf eines 24-Stunden-Tages und das Verhalten gegenüber Häftlingen“. Nach Abhandlung der ersten Themen erfahren wir erst jetzt, was wir schon vor unserer Musterung hätten wissen müssen.

Unmittelbar neben dem riesigen Kasernenkomplex befindet sich – aber nicht mehr zu Oranienburg, sondern zum benachbarten Sachsenhausen gehörend, räumlich nur durch eine breite Straße getrennt – ein Konzentrationslager. Wie es der Name schon ausdrückt, ein Sammellager. In ihm werden „Elemente“, die den Aufbau des Deutschen Reiches behindern oder gefährden könnten, festgehalten: also politische Gegner des Regimes sowie Kriminelle, Asoziale und Bibelforscher. Das KL wird von einer SS-Kommandantur geführt, welche ihren Sitz im KL-Bereich hat und von unserem Kasernenbereich völlig getrennt ihren Dienst versieht. Zur Bewachung des Lagers der bei Außenarbeiten tätigen Häftlinge wird die kasernierte SS-Truppe fallweise herangezogen. Strengste Abschließung und Korrektheit gegenüber den Festgehaltenen sind unbedingte Pflicht. In Ausübung dieses Dienstes dürfen Häftlinge keinesfalls nach eigenem Ermessen behandelt werden. Auch nur das Berühren eines Häftlings ist strengstens verboten und zieht schwere Strafen nach sich. Bei Regelverstoß durch den Angehaltenen muß unter Angabe der Häftlingsnummer Meldung an die Kommandantur gemacht werden. Diese entscheidet über Bestrafung.

Kein Häftling darf sich mehr als fünf Schritte einem Wachposten nähern. Auch ist es ihm verboten, sich mit Nicht-KL-Insassen zu unterhalten oder etwas anzunehmen.
Waren wir dazu hierhergekommen? War das die erträumte Elitetruppe, für die wir uns zum Schutz des Reiches gestellt hatten? Hatte ich für eine solche Aufgabe meine Jugend eingetauscht?
Nach dem Unterricht kommt es zu mehr oder weniger heftigen Ausbrüchen des Unwillens. Man hatte uns, was den Wachdienst im KL betraf, getäuscht bzw. darüber nicht aufgeklärt. Die Stimmung ist auf den Nullpunkt gesunken. Wir suchen nach Erklärungen, bauen uns Brücken zur Hoffnung. Natürlich ist das alles nur eine vorübergehende Einrichtung, denn für eine derartige Aufgabe bräuchte man keine Truppe von solch strenger Auslese. Es ist bestimmt nur eine vorübergehende Notlösung. Es ist eben alles noch im Aufbau begriffen.
Der Rest des Abends gehört uns. Wir können uns den gesamten Lagerbereich ansehen und uns mit ihm vertraut machen. Verlassen dürfen wir das Lager für die Dauer der Grundausbildung – sie wird drei Monate währen – nur in geschlossener Formation zu Sport und Märschen.
Für unser ostmärkisches Bataillon stehen vier der neugebauten Baracken zur Verfügung. Sie sind grün gestrichen und haben mit Teerpappe gedeckte Dächer. Blanke Fenster in weiß gestrichenen Rahmen lassen Licht in die einfach ausgestatteten Räume. Unsere Unterbringung im Schlafsaal ist nur vorübergehend, später kommen wir in 12-Mann-Stuben. Vieles ist noch provisorisch, wie eben alles im Aufbau Begriffene. Außer unseren Unterkünften stehen noch etwa 20 Baracken, die Soldaten beherbergen, die ihre Grundausbildung bereits abgeschlossen haben. Die sind also bereits Staffelmänner, während wir erst einmal Staffelanwärter werden müssen.
Auf der anderen Seite – der schmalen des Exerzierplatzes – sind vier Kasernenblöcke im Bau begriffen. Wie es allgemein heißt, soll dort unser Bataillon später untergebracht werden.
Mit Ausnahme des festen Schlackenbodens haben wir überall hellen, lockeren Sand unter den Füßen. Er ist so nachgiebig, daß er über den Schuhrand bis zu den Zehen gelangt.

Bei unserem Erkundungsgang stellen wir fest, daß unser Lager auf zwei Seiten von lichtem Kiefernwald umgeben ist, während die Hauptfront sich einer breiten Straße zuwendet, die, von Oranienburg kommend, an unserer Kaserneneinfahrt vorüberführt. Jenseits der Straße ist wieder Wald auf hellgrauem Sandboden. Bis dahin reicht unser Blick in die „Freiheit". Wir wenden unsere Schritte und gehen quer über den Exerzierplatz. Drüben angekommen, gehen wir, sehr bemüht, nicht an eine der zur Befehlsausgabe angetretenen Kompanien zu geraten, durch den Barackenbereich hindurch und stehen unvermittelt an einer breiten, festen Straße. Ihre Decke ist hart gewalzt und glitzert glimmerig. Auf der anderen Seite der Fahrbahn verläuft eine etwa drei Meter hohe, aus fast weißen Ziegeln errichtete Mauer. Auf der Krone derselben befindet sich eine Stacheldrahtsperre. In Abständen von 100 Metern sind im Mauerwerk viereckige Wachtürme, die über einer Glasrundsicht ein flaches Dach mit einem Scheinwerfer tragen. Dem Lagerinneren zu droht ein Maschinengewehr vom Turm.

Überrascht verharren wir. Das muß das geschilderte Konzentrationslager sein. Sind wir in unserer Unwissenheit schon zu weit geraten und befinden uns vielleicht schon im KL-Bereich? Siegfried aus Imst und Rudolf aus Landeck, beide Tiroler, die schon über zwanzig sind, teilen meine Ängste nicht. „Do kamscht nochan aussa a so leicht wia eini!" ist ihre verständliche Begründung. Wir rühren uns aber vorläufig trotzdem nicht vom Fleck. Ein vorbeikommender junger Soldat sieht uns auf unsere erklärungheischende Frage hin nur verständnislos an. Wir gehen also die Straße entlang, bis wir an ein weites, eisengitterbewehrtes Tor kommen. Es ist in einen massiven steinernen Turm eingebaut, der dieses Tor überlagert, in seiner Mitte den Weg in die Freiheit versperrend. Oben wieder Maschinengewehre und Scheinwerfer. Wachposten mit Stahlhelm und Maschinenpistolen stehen an der Einfahrt. Aus sicherer Entfernung versuchen wir, einen Blick in das Lager zu werfen. Wir sehen die gleichen Baracken wie bei uns. Kleine, freundliche Grünanlagen lockern die Strenge der Barackenfluchten auf. Helle Sandwege werden gesäumt von niederen Ziergeländern, aus Kieferästen geschickt gefertigt. Das Lager scheint nur sehr schwach belegt zu sein, es sind nur wenige Häftlinge zu beobachten, die mit Ordnungs- und Reinigungsdiensten beschäftigt sind.

Als wir uns bereits wieder abwenden wollen, sehen wir – noch weit von uns entfernt – auf der Straße lange Kolonnen von Menschen marschierend auf uns zukommen. Die vorderste Abteilung singt das Lied vom „Schönen Westerwald“. Wie wir allmählich erkennen, ist es ein mehrere hundert Mann starker Häftlingsverband, links und rechts von Wachposten eskortiert. Sie nähern sich dem Lagertor, schwenken rechts ein. Auf das Kommando ihres Kapos: „Mützen – ab!“ werden die Kopfbedeckungen in militärischer Exaktheit von den Köpfen gerissen. Zum Vorschein kommen kahlgeschorene Schädel, von Schweiß glänzend. Das Tor verschlingt die Häftlinge, die dem weiten Platz im Lagerinneren zustreben und dort Aufstellung nehmen. Doch schon kommen andere Trupps und größere mit oder ohne Lied, manche verhältnismäßig frisch und unstrapaziert und sehr viele, denen die Erschöpfung ins Gesicht gezeichnet ist. So geht das etwa eine halbe Stunde lang. Immer wieder dieses „Mützen – ab!“ Den Abschluß der einziehenden Häftlinge bildet die größte Kolonne. Ihr erzwungenes Singen klingt müde und kündet die Qual des Tages:

„… und fragt ihr mich – und fragt ihr mich:
wie steht dein Sinn – wie steht dein Sinn?
So sage ich – ZUR HEIMAT HIN!“

Am Ende des Zuges schleppen sie einen nicht mehr gehfähigen Leidensgenossen mit. Er wird, von zwei seiner Mithäftlinge mehr getragen als gestützt, durch das endlich gesättigte Tor gebracht.
Betroffen wenden wir uns zum Gehen. Wir setzen uns schweigend auf eine aus Kiefernästen gezimmerte Bank. Jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt, die doch die gleichen sind. Etwas unsagbar Fremdes liegt auf einmal über dem Abend. Es ist nicht nur die Fremdheit der Landschaft, die uns plötzlich wieder in aller Schwere bewußt wird. In den Gesichtern meiner Kameraden ist zu lesen, daß auch sie mit einigem Unvorhergesehenem nicht fertig werden – aber es bleibt unausgesprochen. Noch liegt uns der üble Geruch der Häftlingskolonnen in der Nase, wir hören noch ihre Lieder, die nichts an Frische, aber alles an Resignation

erkennen ließen. Noch haben wir den aus Erschöpfung zusammengebrochenen Alten vor Augen …
„Herrgott sakra …!“ bricht es endlich aus dem Landecker heraus, es für uns alle aussprechend. Wir versuchen, das Erlebte loszuwerden, wie etwas, das man nicht erwünscht geschenkt bekommen hat. Es war unser erster Tag im Reich.

Die Trillerpfeife reißt uns aus dem Schlaf: „Aufstehen!“ hallt es durch die Schlafräume. Es ist fünf Uhr morgens. Im Blick durch die Fenster sehen wir den Exerzierplatz im dicken Frühnebel. Es ist kalt zu dieser Stunde. Nur in Turnhose und Sportschuhen, die am Vorabend noch verteilt wurden, stürzen wir ins Freie. Der kalte Nebel trifft uns wie eine kalte Dusche aus heimatlichem Quellwasser. Zehn Minuten Gymnastik, und dann weiter zum Geländelauf in den nahen Wald. Nach unserer Rückkehr geht es gleich in die Waschräume, um uns Schweiß und Sand unter kaltem Wasserstrahl vom Leib zu waschen. Natürlich habe ich als Jüngster die Ehre, gleich unter den ersten „Kafffe“-Holern zu sein. Mit je zwei eisernen Kannen bewaffnet, marschieren wir zur Küche, um den heißen „Negerschweiß“ aus den Kesseln in Empfang zu nehmen. Zum Frühstück gibt es anschließend Kommiß-Brot – ein herzhaftes, aus grob vermahlenem Korn bereitetes Gebäck – und ein Achtel von einem Butterstück. Um sieben Uhr wird zum Morgenappell angetreten. Es ist unser letzter Auftritt in unserer vertrauten Zivilbekleidung. Auf der „Kammer“ werden uns „die Klamotten“ verpaßt. Der Kammerunterführer, ein etwas zivil wirkender Scharführer, macht sich das Anpassen nicht schwer. Er drückt jedem von uns Wäsche, weiße Drillichhose und -rock in die Hand, knallt uns nach einem kurzen Blick nach unten riesige, ausgetretene Stiefel vor die Füße, klebt uns die Feldmütze auf den Kopf und schleudert uns Halsbinde, Socken und Trainingsanzug vor die Brust, aus denen schon ganze Generationen herausgestorben sein dürften.
Eben erst aus einem Notstandsland kommend, sind wir nicht allzu anspruchsvoll, aber das hätten wir nicht erwartet. Wir waren uns durchaus

darüber im klaren, daß wir als Rekruten nicht mit Frack und Zylinder ausgestattet würden, aber uns diese Uniform-Ruinen anziehen zu lassen, ist gewollte Verächtlichmachung. Die Drillichhose reicht mir bis an die halben Waden, der weite Rock hängt an mir und reicht bis dorthin, wo die Unterschenkel beginnen, die Mütze fällt mir über die Augen, die Stiefelschäfte schneiden in die Kniekehlen. Ich wage es, mich gegen die lächerliche Uniformierung aufzulehnen, werde angeschnauzt und mit allen Klamotten im Arm zu 100 Kniebeugen verdonnert.
Meine Sondersporteinlage absolvierend, kann ich beobachten, wie sich der Gehilfe des Kammerwartes, ein käsiger Staffelmann, der eben erst seine Rekrutenausbildung beendet hat, am Einkleiden beteiligt. Einem Salzburger aus dem oberen Pinzgau gegenüber, der mißtrauisch seine Uniformteile beäugt und passende Stiefel verlangt, macht er eine Bemerkung von einem „blöden Volk“. Das Wort hängt noch im Raum, als er sich schon von einer gewaltigen Ohrfeige hinter seine Truhen getragen sieht. Ich bin so überrascht, daß ich in der Ausübung meiner „Gymnastik“ innehalte. Wutentbrannt stürzt der Scharführer herbei, schreit auf den Salzburger ein, daß dem der Speichel ins Gesicht spritzt. Franz Huber, so heißt der Betreffende, sagt gar nichts zu dem Geschimpfe, wischt sich seelenruhig das „Mundwasser“ des Scharführers aus dem Gesicht und blickt befriedigt auf den sich aufrappelnden „Preißn“, der es in Hinkunft doch vorziehen dürfte, sich seine Äußerungen vorher zu überlegen, wenn Angehörige dieses Volksstammes in Hörweite sind.
Franz wird aufgeschrieben und zum Rapport gemeldet – eine Menge Rapportmeldungen innerhalb von 24 Stunden. Unsere Kompanie dürfte wohl das schwarze Schaf des Regiments werden. Gestern die einseitige Unterhaltung mit den Häftlingen, heute die „Selbstjustiz“…
Als wir die Bekleidungskammer verlassen, haben wir mit Karnevalsfiguren mehr Ähnlichkeit als mit künftigen Landesverteidigern. Die schwerfälligen Stiefel nehmen uns die Beweglichkeit im tiefen Sand, wie uns die ganze lächerliche Aufmachung unseren jugendlichen Schwung zu nehmen droht.
Um dieser Enttäuschung Ausdruck zu geben, bleibt uns allerdings keine Zeit. Draußen angekommen, werden wir förmlich in den Sand gebrüllt. Das Vorkommnis in der Bekleidungskammer findet nun sein „Nachspiel“. Wir

toben wie Verrückte über den Exerzierplatz, hin und her, auf und nieder. Die Zivilkleider werden allmählich über den Platz verstreut. Der Schweiß rinnt uns in kleinen schmutzigen Bächen über das Gesicht, die Körper dampfen wie Gäule vor den Pflügen. Die Nasenlöcher färben sich schwarz, in das Weiß der Augen treten rote Äderchen, zum Fluchen fehlt uns der Atem. Und immer noch das „Auf, marsch marsch! – Hinlegen! – Kehrt, marsch marsch! – Hinlegen!“ Die letzten Teile unserer Zivilkleider sind nun voll Schlackenstaub und Sand. Die Sonne heizt vom Himmel und klebt uns die Wäsche an den Leib. Trotz allem haben wir nur das eine Ziel: nicht aufzugeben! Härter und zäher zu sein, als der verfluchte Schleifer es erwartet. Wir spüren das Gemeinsame und bekennen uns zur Handlung des einen.
Einige Führer beobachten vom Rand des Exerzierplatzes aus unser Treiben. Eine drahtige, nicht allzu große Gestalt löst sich von der Gruppe und kommt gemächlich näher. Auf das „Achtung!“ des Unterscharführers nehmen wir Front zu dem Offizier ein. Wir kennen Untersturmführer Gradl vom morgendlichen Waldlauf und haben erkannt, daß der ganze Mann nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen scheint.
In seinem Gesicht sind Härte und Beherrschung zu erkennen. Unser Unterführer macht Meldung über den Grund des Schleifens. Untersturmführer Gradl blickt stumm auf die verdreckten Zivilkleider und befiehlt das Einstellen des Strafexerzierens.
„Halbkreis!“ Im offenen Ring umstehen wir den Offizier.
„Meine Herren (!), ich sage gleich vorweg, daß ich ein Mann unserer gemeinsamen Heimat bin! Ich lebe schon viele Jahre unter den euch jetzt fremd erscheinenden Menschen. Ich würde eure Handlungsweise voll verstehen, wenn ich nicht die lockere und manchmal unbedachte Art in der Ausdrucksweise der hiesigen Menschen kennen würde. Dieses ‚blöde Volk‘ ist eine stehende Redensart und durchaus nicht auf unsere völkische Eigenart gemünzt. Für den, der das nicht weiß, muß eine solche Äußerung allerdings beleidigend wirken. Aber selbst in einem solchen Fall geht es nicht an, daß jeder sein eigener Richter ist. Beschwerden sind in Hinkunft beim Rapport vorzubringen, damit derartige oder ähnliche Vorkommnisse auf dem Dienstweg abgestellt werden. Die Kompanie rückt sofort zum

Essen ein. Um 13 Uhr steht sie geschlossen in Sportbekleidung zur Fortsetzung des Strafexerzierens!“

Wir stehen wie vom Donner gerührt. Statt Verständnis erwartet uns nun eine neuerliche Schinderei.

Nach der kurzen Mittagspause stehen wir in Trainingsanzügen wie befohlen angetreten. Im Laufschritt geht es über den ganzen Kasernenbereich hinaus in den lichten Föhrenwald. Hier findet sich noch das uns vertraute Erika-Kräutl an den Rändern des sandigen Weges. In der prallen Mittagssonne verströmen die Kiefern einen eigenartig würzigen Geruch. Doch was haben wir schon davon? Bald wird uns der salzige Schweiß wieder in den Augen brennen, und der Dampf unserer überhitzten Leiber wird den Duft von Erika und Kiefern überdecken.

Untersturmführer Gradl löst sich von der Spitze und läßt die Kompanie an sich vorbei. „Im Schritt!“ Nun ist es soweit! Gleich werden wir „flachliegen!“

„Ein Lied!“ – „Es leb’ der Schütze froh und frei …!“ Wir haben also noch eine kurze Schonzeit.

Bald öffnet sich der Wald und gibt überraschend den Blick auf einen langen See frei, auf dem sich Segel- und Motorboote tummeln und Schleppschiffe friedlich ihre Lasten ziehen.

Zu unserer nicht geringen Verwunderung sehen wir den Blassen von der Bekleidungskammer mit einem schweren Packen vor seinen Füßen. Ihm wird befohlen, die Verteilung vorzunehmen. Dabei entpuppt sich seine hierher geschleppte Last als die Kleinigkeit von 120 Badehosen. Er hat also auch seinen Segen abbekommen, wie wir an seinem schweißtriefenden Gesicht und unsicheren Blick leicht erkennen können.

Gemeinsam mit dem „Preißn“ jagen wir durch das lauwarme Wasser des Lehnitzsees seinen Tiefen zu.

Wir fühlen uns wieder herrlich in unserer überschäumenden Jugend im hellbraunen Wasser der Havel und im gelben, heißen Sand des Brandenburger Landes.

Erst jetzt merken wir, daß sich eine Anzahl hübscher junger Mädchen versammelt hat. Unsere Tiroler, von Haus aus „international aufgeschlossen“, machen sich gleich an sie heran und knüpfen schon die

ersten Verbindungen zur Urbevölkerung unseres Gastlandes. Dabei bedienen sie sich ihres tirolerischen Dialektes, was ihnen in den Augen der Hübschen wahrscheinlich noch etwas Exotisches gibt, in der Art von „steile Felswand und Jägerblut“. Die Chancen unserer Hochgebirgssöhne sind enorm! Ich kann da mit meinem 800 Meter hohen Waidhofener Schnabelberg nicht mithalten, ganz abgesehen von meinen unterernährten 15 Lebensjahren.
Den Verdruß mit dem „Preißn“ haben wir schon vergessen. „Jo mei, der hot dös a nit so gmoant, der Depp!“ Das ist eigentlich der Beginn der Aussöhnung, und am Ende steht die Einladung an einen Steirer in sein Elternhaus (mit Schwester!) nach Berlin. Seine Zunge ist flink, und seine Reaktionen im Gespräch sind beachtlich. „A Gosch hat der, da hascht koa Schangs!“ ist die allgemeine Auffassung. Untersturmführer Gradl beobachtet zufrieden unser Treiben. Er hat erreicht, was er sicherlich hatte erreichen wollen.

Einige Wochen sind seither vergangen. Wir stehen von morgens bis abends unter Dampf. Unser Unterscharführer Fett bemüht sich mit verzweifelter Verbissenheit, aus unserem kleinen Haufen eine disziplinierte Gruppe zu machen. Aber freilich, würde ich vor der Front stehen, auch mir würde beim Anblick unserer Schießbudenfiguren aller Mut schwinden. Obwohl unsere Einkleidung auf ein erträgliches Maß korrigiert worden ist, bleibt doch noch einiges zu ändern. Es ist für uns unfaßbar, daß eine moderne Armee, wie es die deutsche doch sein soll, an unpraktischen Traditionsstücken festhält; so die Halsbinde und die mächtigen Stiefel – Moortreter genannt. Um es für spätere Generationen zu sichern: Die Halsbinde ist ein Kleidungsstück, nein, ein Zierartikel, nein, auch das nicht! Sie ist ein überflüssiges Etwas, dessen Aufgabe darin besteht, siebenmal in der Woche geschrubbt zu werden. Es ist eine Schlinge, die sich der Soldat um den Hals legt und an den Hosenträgern – so er welche hat – verankert. Hat er sie nicht, dann hängt dieses feldgraue Gewurschtel mit dem winzigen Miniaturlätzchen vor dem Hals, unbefestigt über oder unter dem

Adamsapfel – „dem Volk zur Ehr, dem Feind zur Wehr“. Ist sie jedoch vorschriftsmäßig befestigt, so täuscht sie blendend das Vorhandensein eines feldgrauen Hemdes vor, statt des unansehnlich-kragenlosen Weißhemdes. Beim Exerzieren hält diese Witzbinde gerade noch, beim Gefechtsdienst macht sie sich jedoch in Kürze selbständig. Dann ist der Halslatz einmal hinten oder sonst irgendwo und hängt uns im wahrsten Sinn des Wortes zum Hals heraus. Die „Moortreter“ wiederum reichen mit den Schafträndern weit in die Kniekehlen, schnüren das Blut ab, hängen wie Blei an den Beinen und schützen vor eindringendem Moor – im tiefen Sand, den wir beim Robben und Gleiten in die Schäfte wühlen.

Es ist vieles verdammt altmodisch an unserer Ausrüstung. Immer noch gibt es das wassergekühlte „leichte“ Maschinengewehr des Weltkrieges: ein miserabel schweres Ding, unhandlich und voller Tücken mit seinen ewigen Ladehemmungen. Die 8. Kompanie – vorwiegend Wiener – hat sich mit dem noch gewichtigeren schweren Maschinengewehr und dem dazugehörigen Gerät herumzuschlagen. Ob einmal einer dieser Waffentechniker auf den Gedanken kommt, das Luftkühlsystem wie bei den Maschinenpistolen auch für Maschinengewehre zu verwenden?

Inzwischen sind unsere neuen Unterkünfte fertig geworden – ein Lichtblick in diesem Lagerleben. Nicht daß ich etwas gegen die schmucken neuen Baracken gehabt hätte – andere Einheiten wohnten in ihnen und wären nicht freiwillig ausgezogen, so gemütlich hatten sie sich eingerichtet –, aber 50 Mann in einen Raum gepreßt, zum Wohnen, Diensttun und Schlafen, ist unzumutbar. Unsere Gruppe, bestehend aus zwölf Mann, bekommt ein Vierer- und ein Achterzimmer: wiederum Stockbetten, aber mit neuen Matratzen anstatt der (gar nicht unangenehmen) Strohsäcke, genügend große Tische mit Hockern und für jeden einen Doppelspind. Wir sorgen gleich dafür, daß die nüchterne Einrichtung etwas gemütlicher wird: Blumenschalen auf sauberen, schmucken Tischtüchern, Bilder unserer Heimat an den Wänden und unserer Mädchen in den Spinden lockern die Nüchternheit militärischen Stils auf. An der Wand hängt eine Gitarre, und

auf einem noch leeren Spind liegt gar ein herrliches Akkordeon. Es gehört Franz Ungar aus dem steirischen Obdach. Er war zu Hause Forst- und Jagdgehilfe und spricht häufig in fürchterlichstem Jägerlatein von den gefährlichsten Gamsjagden, den kapitalsten Hirschen und den vielen Jägerräuschen – die er sicher noch nie gehabt hat. Sehr zu seinem Ärgernis ist er der Letzte im Glied. An der Spitze steht der lange Schimpfösl, ein grobknochiger und zaundürrer Holzknecht aus Tirol, der – wie wir ihn hänseln – wohl aus lauter Hunger zur SS gegangen ist. Rechts von mir steht dann noch Karl Wohlschlager aus dem Salzburgischen, und nach mir kommen weitere neun Mann, die sich nicht zu nennen lohnt, weil sie lauter unsoldatische Blindgänger sind, wie unser Uscha. (= Unterscharführer) Fett schon wiederholt erklärt hat.
Neben unserer 3. Gruppe gibt es im 1. Zug noch die 2. unter Uscha. Wäschpfennig, um den wir alle die Gruppe beneiden, sowie die 1. Gruppe unter Uscha. Helmut Pandrik. Um den beneiden wir sie gar nicht; ihnen gilt unser ehrliches Bedauern. Aber die Erste ist jedenfalls die beste der Kompanie. Zackig vom Bett bis zum WC, immer auf Vordermann, liegen sie noch im Schlaf mit angelegten Ohren und dem Kinn an der Bind. Trotzdem sind sie arme Schweine, die einem Sadisten ausgeliefert sind. Pandrik ist im Gegenteil zu dem etwas laxen Wäschpfennig und dem manchmal nachsichtigen Führer unserer Gruppe ein Übersoldat. Seine ganze Erscheinung ist ausgesprochen unangenehm. Die leicht aus den Höhlen quellenden Augen, die schmalen Lippen und das Gesicht, über das niemals auch nur ein Lächeln huscht, drücken Härte und absolute Rücksichtslosigkeit, oder besser: Grausamkeit, aus. Ein Menschenschinder aus Freude! Wir alle mögen ihn nicht, und der Mann scheint das zu spüren. Dagegen ist unser Uscha. Fett ein schier harmloser Vorgesetzter, der sich von Zeit zu Zeit anstrengt, den wilden Mann zu spielen. Dann brüllt er ganz fürchterlich durch den Bau, zum Schrecken der anderen Gruppen.
Der Dienst ist streng und kennt keine Rücksichten auf unsere bzw. meine Jugend – oder ist gerade wegen unserer Jugend so hart.
Der Dienstplan von Montag bis Freitag sieht folgendermaßen aus:

05.00	Wecken

05.05–05.30	Frühsport
06.30–07.00	Reinigungsdienst
07.00	Morgenappell, anschließend bis
12.00	Exerzierdienst
13.30–17.00	Gefechts- und Schießausbildung
17.00–18.00	Waffenreinigen oder Putz- und Flickstunde
19.00–20.00	Unterricht (Waffentechnik, Körper- und Gesundheitspflege, nat.-soz. Weltanschauung)
21.00–22.00	Reinigungsdienst (Stuben, Waschraum, WC und Flur)
22.00	Stubenabnahme durch den U.v.D. (Unterführer v. Dienst)

Wenn bis dahin nicht alles vor Sauberkeit blitzt oder einer noch nicht im Bett liegt, gibt es Sondereinlagen im Nachtgewand oder eine Stunde „Maskenball“. Natürlich werden auch die einzelnen Ausbildungsgegenstände untereinander verschoben, sonst wären wir die reinsten Nachmittagskrieger geworden.

Während des Abendunterrichtes haben wir Mühe, nicht einzuschlafen. Wenn dann im Gegenstand „Körper- und Gesundheitspflege“ zum zigstenmal die Themen Kaltwasserfußwaschung, Verhalten im Umgang mit der Weiblichkeit vor dem Kasernentor und die Empfehlung von 14 Blatt Klopapier pro Vorgang an der Reihe sind, rutscht so mancher müde Krieger vom Hocker, was sofort einen Lauf durch den nächtlichen Kiefernwald zur Folge hat.

Samstags ist nach Dienstplan ab 15.00 Uhr dienstfrei, ebenso der ganze Sonntag, ausgenommen die Reinigungsdienste. An Sonn- und Feiertagen müssen wir erst um 7.00 Uhr aus den Betten.

Unser krummnasiger „Spieß“ versteht es jedoch blendend, uns auch an diesen Tagen vollauf zu beschäftigen: Er setzt einfach beim Samstag-Schlußappell um 15.00 Uhr für Montag um 7.00 Uhr Appelle in Waffen, Bekleidung und Ausrüstung sowie eine Stubenabnahme an. Das heißt natürlich, daß wir den restlichen Samstag und den ganzen Sonntag dazu

verwenden müssen, den Drillichanzug zu schrubben, Ausrüstungsgegenstände bis in die hintersten Winkel, die Uniformen bis in die engsten Nähte und die Waffen peinlichst genau zu reinigen, den Stubenboden mit Sodalauge und Schrubber zu behandeln und die Fenster zu putzen, um am Montag um 7.00 Uhr für alle Appelle gerüstet zu sein. Unseren „Spieß“, Stabsscharführer Brömmer, wünschen wir mit reinster Seele zum Teufel. Trotz allem: Er ist kein Pandrik! Er weiß vielleicht nur zu gut, wie uns jungen Menschen zumute sein würde, wenn uns Zeit zum Nachdenken und Grübeln bliebe. Kaum sind bei mir die erste und schwerste Zeit der Ausbildung vorbei und die Wochenenden zur teilweise freien Verfügung, ohne jedoch die Kaserne verlassen zu dürfen, setzt furchtbares Heimweh ein. Es ist das Kind in mir, das sich dagegen wehrt, in die Welt der Erwachsenen einzurücken, ihnen bedingungslos ausgeliefert zu sein. Ich träume von unserem Buchenwald, in dem wir jeden Winkel kannten, vom Brunnen unter der mächtigen Linde, wo wir uns abends versammelten, den engen, winkeligen Gassen unserer alten, lieben Stadt und ihren hübschen jungen Mädchen, die ich eben erst mit anderen Augen zu sehen begonnen hatte.

Und ich schied als erster aus dieser freundlichen Atmosphäre. Die Buben meiner Umgebung waren mit wenigen Ausnahmen Arbeiterkinder. Luxus war uns fremd, im Sommer liefen wir barfuß über das heiße Steinpflaster, Wiesen und Felder. Wir stahlen den Bauern die Äpfel von den Bäumen, um sie dann in irgendeinem Versteck zu verzehren, wir fingen mit der Hand die Forellen und Weißfische im Urlbach und brieten sie über der Glut, wir badeten im eisigen Wasser der Ybbs – kurz, wir waren fabelhafte Lausbuben.

Und jetzt? Vorbei alle Kindheit, jäh hineingerissen in die Welt nüchterner Gesetzmäßigkeit.

In diesen Tagen müssen wir mit der Lagerpost unsere Zivilkleidung nach Hause schicken. Ich tue es mit schwerem Herzen, als gelte es, von etwas Altem, Liebgewordenem Abschied zu nehmen. Die Nabelschnur zum zivilen Leben ist endgültig durchtrennt.

Abends sitze ich auf dem Fensterbrett unserer Stube und schaue nach Süden, wo ich die Heimat glaube. Sicher sind die Kastanienbäume im

Schillerpark schon abgeblüht. Nun kommt das herrliche Duften in der breiten Lindenallee, wo sich die jungen Pärchen im Dämmern treffen.
Es ist mittlerweile dunkel geworden. Vom Haupttor des Lagers her ertönt der Zapfenstreich. Langsam und, wie mir scheint, schwermütig klingt das dreimalige Trompetensignal und ruft die Soldaten in ihre Kaserne. Es ist etwas Bestimmendes in diesem Hornsignal, als würde es sagen: „Junge, nun laß dein Träumen! Denke gerne an das Gestern – das Leben aber liegt vor dir!“

Was es wohl bringen mag, jenes Leben, auf das ich warte? Es fehlt mir an der Zuversicht, und ich kann nicht einmal sagen, weshalb. Erst vor einigen Tagen schrieb ich meiner Mutter nach Hause: „Sollte es das Schicksal so wollen, daß ich mein Leben nicht wie bisher außerhalb, sondern innerhalb der Mauern des Konzentrationslagers verbringen müßte, ich würde so nicht weiterleben wollen.“ Was war ich doch noch für ein Kind, solche Zeilen zu schreiben! Es wurde uns doch streng untersagt, irgend etwas über das KL zu berichten. Diese Zeilen in den Händen der Postkontrolle könnten schon bedeuten, meine Uniform mit der Häftlingskleidung tauschen zu müssen. Immer wieder stellt sich für mich die Frage nach dem Sinn meines Hierseins – hier, in nächster Nähe des Konzentrationslagers. Mein Wunsch war es, Soldat zur Verteidigung des Reiches zu werden. Dazu habe ich mich der harten Ausbildung an den Waffen gestellt – nicht der Bewachung von Angehaltenen.

Heute ist uns bei der abendlichen Befehlsausgabe verkündet worden, daß unsere Kompanie morgen zur Stellung der Wachen eingeteilt ist. Nun stehen wir vor der Anschlagtafel im Parterre und studieren die Wacheinteilung, die uns vorläufig noch recht wenig sagt. Meinen Namen sehe ich unter „Kasernenwache“. Der Rest der Kompanie hat Wachdienst

im Bereich des Konzentrationslagers zu versehen; Wachablösung um 12.00 Uhr.
Am nächsten Vormittag neuerlich eingehender Wachunterricht. Wir werden nochmals über die Pflichten des Wachpostens aufgeklärt. Besonders der KL-Wache wird eingeschärft, die Bestimmungen zu beachten und sich den Häftlingen gegenüber korrekt zu verhalten. Wieder wird uns eingeschärft, keinen Häftling näher als fünf Schritte herankommen zu lassen und sich nicht mit ihnen zu unterhalten, da dies von der Aufmerksamkeit gegenüber den zu Bewachenden ablenken würde. Unaufmerksamkeit bedeute Lebensgefahr. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß ein sehr hoher Anteil Berufsverbrecher im Lager angehalten würde, denen jedes Mittel zur Flucht recht wäre. Jede Wachgruppe bekommt genau ihre Aufgabe geschildert: Die Turmwachen beziehen zu dritt ihre Plätze auf den Wachtürmen. Der jeweils wachhabende Posten steht auf der Rundblickkanzel an Maschinengewehr und Scheinwerfer. Es sind eine Menge Türme zu besetzen. Bei Nacht pendeln noch zusätzliche Posten an der Innenseite der Mauer, durch dichten Drahtverhau zum Lager hin gesichert. Dort verläuft auch parallel zur Mauer ein breiter weißer Streifen auf dem Fußboden. Den Häftlingen wurde erklärt, daß dies für sie der „Todesstreifen“ wäre. Beim Überschreiten dieses Streifens würde auf sie das Feuer eröffnet werden. Wir sind jedoch eindringlich angewiesen worden, das Feuer erst dann zu eröffnen, wenn der Häftling bereits die Mauerkrone erreicht und sein Körpergewicht deutlich nach außen verlagert hat, sodaß er bei Beschuß auf die Außenseite der Mauer fällt. Es wird darauf hingewiesen, daß ein Posten, der voreilig oder leichtfertig schießt, mit größten Schwierigkeiten durch die vernehmende Untersuchungskommission zu rechnen habe. Auf unsere Frage, warum eine solche Regel eingehalten werden muß und nicht schon beim Überwinden des ersten Drahtverhaues geschossen werden kann, erhalten wir zur Antwort: Erst dann, wenn der Häftling auf der Mauerkrone sich nach außen neigt, nimmt das Gericht an, daß die Absicht bestand, das Lager zu verlassen!
Wenn der Posten nervös ist und vorbeischießt, ist er erst recht dran, denn der Wald nimmt den Flüchtenden schützend auf. Auf unseren Einwand, daß

beim Schuß auf die Mauerkrone die Posten auf dem Nachbarturm direkt und durch Querschläger der Maschinengewehrgarbe gefährdet sind, wird einfach auf die bestehende Anordnung verwiesen. Aha! Auch bei den „Preißn“: „BEfehl ist BEfehl!“ Für die außerhalb des Lagers arbeitenden Häftlinge sind Wachen für die Postenkette zu stellen. Diese umgibt im weiten Bogen den jeweiligen Arbeitsplatz und schirmt ihn ab. Weiters sind noch mehrere Begleitposten für kleinere und größere Arbeitskommandos bestimmt, die im Kasernenbereich ihre Arbeit verrichten. Darüber hinaus sind noch die „Läufer“ zu stellen, die jedes in das Lager einfahrende Lieferfahrzeug und dessen Fahrer begleiten und überwachen.

Wir, die Kasernenwache, üben nochmals das Ritual der Wachablösung: Hornsignal oder Trommelwirbel, die Hissung oder Niederholung der Flaggen.

Nach dem Mittagessen ist es dann soweit. Die Kompanie tritt vor der Unterkunft an, scharfe Munition wird ausgegeben, und ich halte zum erstenmal die todbringenden Patronen zu einem eventuellen Einsatz gegen Menschen in der Hand. Die Lagerwache marschiert ab zum Kasernentor. Interessierte Zuschauer beobachten die Wachablösung. Ich habe die zweite Wache und stehe somit von 14–16, von 20–22, von 2–4 und von 8–10 Uhr auf meinem Posten. Jeder das Lager Betretende hat sich auszuweisen. Besucher bekommen einen Begleitposten mit, jene, die das Lager verlassen, haben einen Urlaubsschein vorzuweisen. Wer ohne Nachturlaubsschein nach dem Zapfenstreich eintrifft, wird an die Kompanie gemeldet.

Abends Antreten der Wache vor dem Fahnenmasten unter präsentiertem Gewehr: „Holt nieder Flagge!“ und am Morgen das „Hißt Flagge!“

Um punkt 12 Uhr werden wir von der neuen Wache abgelöst und marschieren zur Unterkunft zurück. Wir hoffen auf einen dienstfreien Nachmittag, statt dessen folgt Unterricht am schweren Maschinengewehr und im Gebrauch der Gasmaske, die in absehbarer Zeit zu unserer ständigen Ausrüstung gehören wird. Während einer Pause hauen wir uns ins Heidekraut und unterhalten uns über unsere erste Wache. Ich frage einen von der KL-Wache, wie es auf Postenkette bei den Häftlingen war. Er sagt zunächst gar nichts und blickt weg. „Wart’s ab, dann siagst es selber!“ Mehr

ist nicht aus ihm herauszubringen. Er macht’s halt spannend, denke ich, und lasse ihn in Ruhe.

Wenige Tage später sind wir dran: Wachdienst am KL. Unser Trupp von etwa 50 Mann ist um 12 Uhr zu dem einige Kilometer außerhalb des Lagers im Aufbau begriffenen Klinkerwerk marschiert und hat dort um diese Großbaustelle eine Postenkette gebildet. Nun stehe ich unter den schütteren Kiefern, die Sonne sengt mit ihrer sommerlichen Kraft vom Himmel. Es ist ganz vergeblich, den kümmerlichen Schatten der Bäume aufzusuchen. Schon in Kürze weiß ich, daß es ein Glücksfall sein kann, einen günstigen Platz zu bekommen. Die „alten Hasen“ zählen sich schon vorher die besten Plätze aus und versuchen schon vor dem Aufziehen der Postenkette den richtigen Platz in der Reihung einzunehmen, damit sie dann – ihrer Berechnung gemäß – auf dem begehrten Platz landen. Als solche gelten gut getarnte Plätze, an denen man nicht zu stark der Sicht der kontrollierenden Vorgesetzten ausgesetzt ist und eventuell auch schnell einmal austreten kann, ohne wegen jeder kleinen Entwässerung nach Ablösung brüllen zu müssen. Weiters sind noch Standorte hoch im Kurs, an denen Kurzweil verbürgt ist: zum Beispiel Plätze mit lebhaftem Verkehr, etwa in der Nähe eines Weges oder an einem Schiffahrtskanal. Gerne werden auch die Begleitungen kleinerer Arbeitskommandos auf abseits gelegenen Plätzen übernommen. Dort kann man es sich so einrichten, daß die Kontrollierenden schon auf einige hundert Meter beim Herannahen gesehen werden, und kann sich danach verhalten.
Es ist anstrengend, bei jedem Wetter – bei glühender Hitze wie auch im strömenden Regen – einen halben Tag lang auf einem Platz zu stehen, sich dabei zur eigenen Unterhaltung vorzusagen: „Dem Posten ist – wenn nicht ausdrücklich anders befohlen – verboten: sich zu setzen, hinzulegen oder anzulehnen, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu rauchen, sich zu unterhalten, außer wenn er dienstliche Anweisungen zu geben hat, Geschenke anzunehmen und den Postenbereich vor Ablösung zu verlassen.“

Bis zum nächsten Posten in der Kette sind es heute etwa 80 Meter. Links steht der Gschwandtner Rudi und rechts der Siegfried, beide aus Tirol. Siegfried ist der älteste unter uns und hat deshalb schon gefestigtere Ansichten. Menschen seines Typs zu „neuen Persönlichkeiten“ zu erziehen, wie man es beabsichtigt, wird nicht gelingen, wenn der Erziehende selbst noch nicht zu eigener Festigkeit gelangt ist.
Wir drei haben vereinbart, uns jeweils einen dürren Ast zu richten, den wir beim Ansichtigwerden eines Kontrollierenden krachend zertreten würden, um uns gegenseitig zu warnen. Das hatten wir von den Alten übernommen, die sich auch mit Pfiffen, Händeklatschen oder überlauten Meldungen wie etwa: „Posten 15 keine besonderen Vorkommnisse!“ warnten.
Links, dem Rudi, müßte heute das Hirn in der Sonne kochen. Er hat einen miserablen Platz erwischt. Kein Baum, kein Strauch und von allen Seiten eingesehen, nur den glühenden Sand unter den schweren „Moortretern“.
Es wird allmählich etwas lebendiger in unserem Abschnitt. Ein größerer Trupp Häftlinge hat sich meinem Postenbereich genähert und beginnt in geringer Entfernung Kiefern zu fällen, zu entasten und die unzerteilten Stämme wegzutragen. Zu diesem Zweck stellen sie sich links und rechts neben dem Baumstamm auf, stecken abgehauene Äste unter dem Stamm durch und tragen unter den anfeuernden Rufen ihrer Kapos das wegen seiner Frische sehr schwere Holz zum Sammelplatz.
Unter den Arbeitenden fällt mir bald ein alter, kleiner und durch die Strapazen schon sehr geschwächter Häftling mit rotem Dreieck über der Brust auf. Sein Partner beim Tragen ist im Vergleich zu ihm ein Hüne. Auch ist er ein Praktiker der Arbeit, im gleichen Maß, wie der Alte in diesen Belangen unerfahren zu sein scheint. Für den Riesen und den Kapo ist es ein Spaß, ihn „fertigzumachen“. Dabei blicken sie noch besonders auffällig zu mir, als ob sie wohlgefälliges Lob erwarteten. Immer hat der Große den langen Teil des Astes in seinen Fäusten und trabt unbelastet neben dem Stamm einher, während der Alte beim Tragen den Stamm neben seinen Händen hat und ein ums andere Mal hinfällt. Als er wieder stolpert, hält er sich gerade noch mit beiden Händen am Stamm fest, um nicht unter die Schuhe der Nachfolgenden zu geraten. Da zischt der Schlag des Kapos auf die Hände des Gestürzten, daß er wortlos unter den Stamm rollt und

zwangsläufig von den Mithäftlingen getreten wird. Als er sich trotz des Geschreies des Kapos nicht erhebt, holt dieser mit seinem Föhrenknüppel noch einmal weit aus und läßt ihn mehrmals auf den Liegenden niedersausen.
Jetzt ist es mit meiner Beherrschung vorbei. Scheiße auf alle Vorschriften! Dieser Bastard macht den Alten tot, um – wie es den Anschein hat – mir zu imponieren. Mein Schrei läßt den Schinder aufschauen: „Posten?" Pflichteifrig reißt er die Mütze vom Kopf. – „Her zu mir!" Er galoppiert an wie ein Rekrut. Ich nehme das Gewehr von der Schulter und bringe es in Hüftanschlag: „Deine Nummer! So, und nun tragt den Alten in den Schatten, und wenn ich noch ein einziges Mal feststelle, daß du mit Absicht eine Arbeitskraft kaputtmachst, bringe ich dich zur Meldung, und du bist Kapo gewesen!"
Am Zusammenzucken des Berufsverbrechers erkenne ich, daß ich den richtigen Ton getroffen habe. Obwohl ich kein Recht habe, in einem solchen Fall einzuschreiten – zumindest gibt es keine Vorschrift dafür –, habe ich eine herrliche Rechtfertigung, falls der Kapo auf den Gedanken kommen sollte, den Spieß umzudrehen. „Arbeitssabotage!" – dieses Wort hatte Gewicht.
Was hatte mich an dem Vorfall eigentlich so getroffen? Daß der geschwächte Häftling von dem viehischen Berufsverbrecher niedergeschlagen worden war? Das allein war es nicht. Es waren die Anerkennung und Ermunterung heischenden Blicke dieses Kriminellen, die mich erschütterten. Wo standen wir eigentlich? Wo stand ich? Wie war so etwas möglich geworden? Wieso kamen die „Politischen" unter das Kommando der Berufsverbrecher?
Ich denke noch lange darüber nach und komme zu dem Schluß: Die politischen Häftlinge gehören ins Konzentrationslager, denn sie müssen als mögliche Unruhestifter und Saboteure am Aufbau des Reiches bis auf weiteres angehalten werden. Der erreichte Erfolg im nationalen Sozialismus wird sie überzeugen und eine spätere Anhaltung überflüssig werden lassen.
Alle anderen jedoch – insbesondere die Kriminellen – gehören nicht ins Konzentrationslager, sondern in für sie geschaffene Arbeitslager. Sie mit Menschen, die nur andere politische Ansichten vertreten,

zusammenzusperren und sie ihnen überzuordnen, degradiert die politisch Andersdenkenden auf das schwerste. Eine Einstellung, die ich nicht mehr ändern würde.
Der Nachmittag vergeht in glühender Hitze ohne weitere Besonderheiten. Auf einer anderen Arbeitsstelle, in der Nähe des Kanals, ereignet sich dagegen ein gräßlicher Vorfall. Ein Häftling mit braunem Dreieck über der Brust nähert sich im Wald dem Posten. Die Hitze mußte diesen unaufmerksam gemacht haben. Auf jeden Fall gelang es dem Angehaltenen – einem Zigeuner –, im Gespräch näher an den Posten heranzukommen, um dann in einem Satz auf ihn zuzuspringen und ihm mit einem einzigen Hieb seines Spatens den Schädel zu spalten. Der etwa 60 Meter abseits stehende Nachbarposten hatte die Annäherung des Häftlings mißtrauisch beobachtet. Er konnte zwar den Überfall nicht mehr verhindern, aber sein Schuß riß den Flüchtenden zu Boden. Der getötete Posten hatte für kurze Zeit vergessen, daß sich hier zwei fremde Welten gegenüberstanden.
Als um 5 Uhr nachmittags die Postenkette eingezogen wird, macht der Vorfall schon die Runde durch die Wachmannschaft. Die Stimmung wird sofort angespannt.
Unsere letzte Aufgabe ist es jeweils, die zum Lager zurückmarschierenden Häftlinge zu eskortieren. Zu diesem Zweck bilden wir beiderseits der von Marschkolonnen gefüllten Straße eine lockere Postenkette mit geringem Abstand zu den Häftlingen. Der Karabiner liegt schußbereit auf einer Patronentasche. Während des Passierens von Brücken müssen wir diese Engstellen in Tuchfühlung mit den zu Bewachenden überqueren. Es wäre ein leichtes für sie, uns in solchen Augenblicken, trotz aller Abwehrbereitschaft, zu überwältigen und zu entwaffnen. Wenn es auch den MP-Schützen gelingen würde, sich für kurze Zeit zu wehren, so wäre die Massenflucht, wenn geplant, keinesfalls zu verhindern. Trotzdem würde es kaum ein Entrinnen geben. Spätere Erfahrungen sollten dies ganz deutlich zeigen.
Über der Marschkolonne schwebt eine hellbraune Staubwolke, die sich in eine schwarzgraue verwandelt, als sie sich dem KL nähert. Hier im Lagerbereich ist die Straße teilweise mit schwarzer Schlacke belegt. So gut es uns Posten möglich ist, meiden wir den Schlackenstaub und den Gestank

der Ausdünstungen der Häftlinge. Sie halten während des Marsches gute Disziplin. Die Fünferreihen sind wie mit dem Lineal gezogen. Vor dem Haupttor des Lagers Sachsenhausen schwenkt die Kolonne rechts ein und passiert die am Tor stehende Wache. Der in der ersten Reihe marschierende Kapo befiehlt: „Mützen – ab!“ und meldet seine Abteilung nach Art und Stärke dem Diensthabenden der KL-Kommandantur. Während des Durchmarsches werden die Häftlinge gezählt und nehmen danach auf dem Appellplatz innerhalb des für sie bestimmten Geviertes Aufstellung, während wir Begleitposten das Lager nicht betreten und uns zum Abmarsch sammeln. Erst wenn sämtliche Kommandos vollzählig im Lager eingerückt sind, ertönt das Hornsignal, das die Begleitkommandos in die Kasernen entläßt.
Aber immer noch hören wir: „Klinkerwerk, Erdbewegung, 94 Häftlinge!“ Im Hinsehen kann ich das Einrücken der vor Wagen gespannten Häftlinge beobachten. Auch hier verrichten Menschen die Arbeit von Tieren.
„SS-Lager, Küchenkommando, 14 Häftlinge!“ 14 wohlgenährte, von keinerlei Strapazen gezeichnete Häftlinge marschieren ein. „SS-Lager, Exerzierplatz- und Straßenbau, 108 Häftlinge!“ Diese Männer sind es, die wir als die ersten KL-Häftlinge gesehen haben. Der Schweiß hat breite Furchen in ihre nahezu kohlschwarzen Gesichter gezogen. Die Lungen voller Kohlenstaub, die Herzen voll Resignation und verständlichen Hasses, schleppen sie sich nach diesem brandheißen Tag an uns vorbei.
Als lange danach die letzte Kolonne das Tor passiert hat, tritt die gesamte Wachmannschaft des heutigen Tages vor dem Haupttor an und verharrt dort, bis im KL der Zählappell beendet ist. Endlich bestätigt das erwartete Hornsignal das vollständige Eintreffen sämtlicher Häftlinge. Erst jetzt, nach dem weithin hörbaren Hornruf, wird die Postenkette, welche rings um die Arbeitsplätze des SS-Lagers aufgestellt war, eingezogen, während wir zu den Kasernen abmarschieren.
„Gewehre, Maschinenpistolen und Pistolen entladen!“ Die Munition wird auf Vollständigkeit geprüft und eingesammelt, die Wachmannschaft kann in die Unterkünfte abtreten. Nach dem alltäglichen Waffenreinigen ist der Dienst dieses Tages zu Ende.

Nach unserem einfachen Abendessen sitzen wir in Trainingsanzügen auf den Kiefernbänken vor der Unterkunft und besprechen den Fall des Tages: den Überfall auf den Wachposten durch den Zigeuner. Jeder versucht, auf seine Art über das Geschehen hinwegzukommen und sich mit der Tatsache abzufinden, daß er – wenn auch gegen seinen Willen – künftig einen Platz einzunehmen hätte, auf dem er nie zu stehen beabsichtigt hatte. Freiheit war das Ziel der einen und Leben das Recht der anderen.
Das Recht! Darüber denke ich noch lange nach. Recht hat immer der Stärkere! Wo Stärke ist, ist Macht, und die Mächtigen bilden sich das Recht nach ihrem Geschmack.
Heute war der Fall ja klar. Der Zigeuner hatte alles eingesetzt, um seine Freiheit wiederzuerlangen, der Posten schoß. Ihn brauchte, da er Zeuge des Angriffes war, keine Reue zu plagen. Aber was tun, wenn z. B. so ein verzweifelter Häftling stur durch die Postenkette geht, ohne die Haltrufe des Postens zu beachten? Ganz langsam, Schritt vor Schritt. Keine Gewalt, kein Hassen, nur das leise: „Posten, bitte erschießen Sie mich!“ So ist es bereits einmal geschehen! Der junge Soldat war alles andere als ein Rohling. Er beschwor den Alten, doch umzukehren, und verließ unerlaubt den Postenbereich, um ihm ein Stück nachzugehen. Doch der setzte unbeirrt seinen Weg in die Freiheit fort, bis er im erlösenden Schuß zwischen den Bäumen zusammenbrach. Er war nun „frei“, der Posten auf Lebenszeit der Gefangene seines Gewissens. Befreie sich einer von dem Gedanken, einen wehrlosen alten Mann erschossen zu haben!

Nun habe ich auch das hinter mir: den ersten Ausgang unter den Fittichen des uns ausbildenden Unterführers, den ersten 10-km-Lauf meines Lebens und das erste Gefechtsschießen.
Während sich vom ersten Ereignis noch sagen ließe, daß ich eine leidlich gute Figur in der schwarzen Uniform machte und eingedenk der steten Ermahnungen unserer hosentragenden „Gouvernante“ brav auf das Ansehen unserer Truppe bedacht war, muß leider auch gesagt werden, daß ich ein ganz miserabler Langstreckenläufer und ein nur mittelmäßiger

Gewehrschütze war. Während alle Kameraden das Sportabzeichen fast spielend schafften, konnte ich die zehn Kilometer nicht in der erforderlichen Zeit zurücklegen. Ich dürfte wohl der schlechteste Langstreckenläufer des Regiments sein. Dagegen stellte sich heraus, daß ich bei Schießbewerben mit dem Maschinengewehr eine Leuchte der Kompanie geworden war. Dabei kam es nicht so sehr auf die Präzision des einzelnen Schusses an als vielmehr auf die Fähigkeit, die ins Ziel jagende Garbe möglichst eng zusammenzuhalten. Durch ständige Übungen, die ich sogar auf die dienstfreie Zeit ausdehnte, hatte ich in der Handhabung dieser Waffe besondere Fertigkeiten erlangt. Ich beherrschte den Lauf-, Schloß- und Zuführerwechsel in phantastisch kurzen Zeiten mit verbundenen Augen und schoß aus jeder Lage meine Feuerstöße auf die Kopf-, Brust- und Mannscheiben. Das MG-Schießen war mir mit Förderung meines Kompaniechefs Hauptsturmführer Zollhöfer zum Sport geworden, und es gelang mir, für die Kompanie bei Bewerben Preise und Anerkennungen herauszuschießen.
Nach einigen 30-km-Märschen und einem über 60 km – nach letzterem wurden wir mit „wasserbeblasten“ Gehwerkzeugen unter Marschmusik-Begleitung in die Garnison „eingeschleppt“ – geht es im August auf Manöver an die Ostseeküste. Der Transportzug bringt uns bis Usedom, von dort aus machen wir jungen Krieger die Gegend um das Kleine und Große Haff unsicher. Zeltlager wechseln mit Privateinquartierungen bei Menschen, die uns stets freundlich aufnehmen. Privatquartieren sehen wir stets mit großer Spannung entgegen. Jeder hofft, daß die Quartiersleute neben angenehmer Unterkunft auch über eine hübsche Maid verfügen würden. Allzuhäufig kommt solches nicht vor, denn Inhaber derart begehrter Geschöpfe pflegen mit der Vergabe von Betten an junge Wehrmänner sorglich zu geizen. Es hilft ihnen aber dann nichts, wenn der Nachbar Soldaten ins Haus nimmt. Ein Weg findet sich immer!
In diesen letzten Wochen lernen wir erneut, uns mit der Natur und deren Einwirkungen auf das Leben der Soldaten abzufinden. Die Sonne sengt in diesen Hochsommertagen vom Himmel, dörrt uns die Haut und die Kehlen aus, und der Sturm peitscht von See her mit Wucht den Regen durch die Feldanzüge. Gelegentlich reißt er uns bei Nacht die Zelte samt den Decken

von den müden Leibern. In vollkommener Dunkelheit versuchen wir auf Blasenfüßen, dem Regensturm seine Beute wieder abzujagen.
Während der auf Tage ausgedehnten Märsche stellen in den mondänen Seebädern freundliche Urlaubsgäste Eimer mit Limonade und gewässertem Wein an den Straßenrand, damit wir im Vorbeikommen unsere Feldflaschen füllen können. Trotz der Schinderei in dieser Hitze danken wir es ihnen im Weitermarschieren mit einem Soldatenlied. Und keiner merkt, daß unsere Socken von Blut und Wasser auf die Sohlen geklebt sind, daß uns der „Wolf" in den Hintern gebissen hat und unsere Gelenke voll Reibsand sind. Es sind verdammt hübsche Mädchen unter den uns bestaunenden Feriengästen. Was soll da ein Soldat mit Hämorrhoiden in der Hose? Einfach lächerlich! Trotz aller Plage, es sind schöne, erinnerungswerte Tage. Nach zwei Wochen dauernden Gefechtsübungen und Märschen verladen wir in Wolgast. Unser erstes Manöver ist beendet.

„Zu Hause" wieder Exerzieren auf dem Schlackenplatz und Gefechtsdienst in den Sand- und Heidekuhlen, die wir schon im Traum zu finden imstande sind, und natürlich KL-Wache, damit uns nur ja nichts verlorengeht. Nach und nach lerne ich sämtliche Variationen in diesem Dienst kennen. Ich stehe bei Nacht auf den Türmen über dem hell ausgestrahlten Konzentrationslager, ich gehe in der Nacht Streife innerhalb der KL-Mauer entlang, ich bin Läuferposten am Haupttor, und ich begleite kleinere Häftlingskommandos allein zu ihren Arbeitsplätzen in den Wald und in die unterirdischen Kanal- und Heizanlagen des SS-Lagers. Obwohl ich bei meinen Begleitaufgaben jederzeit auf der Hut und abwehrbereit bin, ist mir trotzdem klar, daß ich in vielen Situationen den Häftlingen total ausgeliefert bin. Was heißt schon „Sicherheitsabstand" in einem schliefengen Kabel- oder Kanalschacht mitten unter Häftlingen? Trotzdem fühle ich mich einigermaßen sicher. Derartige Kommandos werden von professionellen Bibelforschern und „Politischen" gebildet.
Eine Zeitlang gelingt es mir durch geschickte Einteilung, immer das gleiche Kommando zur Begleitung zu bekommen. Es ist ein Waldkommando, das

aus etwa acht Mann mittleren und reiferen Alters zusammengesetzt ist, durchwegs politische Häftlinge. Obwohl streng verboten, unterhalte ich mich des öfteren mit ihnen, weil mich ihr bisheriges Leben interessiert und ich auch den Grund ihrer Anhaltung wissen möchte. Ich kann feststellen, daß sich hier durch Zufall oder Absicht ein kleiner Verein von Intellektuellen zusammengefunden hat. Der Ton ist in ihrem „Club“ sehr gemessen, und sie haben ein gutes kameradschaftliches Verhältnis untereinander. Allmählich lerne ich sie kennen und weiß, was sie ins Lager gebracht hat: Sie haben ihre politischen Ansichten offen vertreten. Das die Häftlinge erniedrigende „Du“ will mir, diesen gesetzten Professoren und Doktoren gegenüber, nicht über die Lippen. Wir diskutieren oft über Politik, und ich versuche, ihnen – die sie „ungläubig“ sind – klarzumachen, daß ihre Anhaltung sicherlich nur eine zeitlich beschränkte sein würde. Eben nur so lange, bis der Aufbau des neuen Reiches gefestigt und damit der Beweis für die Richtigkeit der nationalsozialistischen Idee erbracht wäre. Sicher – so hoffe ich ernstlich – würden auch sie sich einmal zur neuen politischen Linie aus Überzeugung bekennen. Mit dem Voranschreiten der Arbeit geht leider unser „Wächter-Bewachten-Verhältnis“ zu Ende. Eines Tages erscheint das Kommando nicht mehr am Haupttor. Vielleicht wurden sie entlassen, oder sie gingen in einem der Großkommandos auf.

An einem frühen Herbsttag – wir schreiben immer noch 1938 – werden wir überraschend mit der Bahn nach Zossen, auf einen südlich von Berlin gelegenen riesigen Truppenübungsplatz, gebracht. Im Zusammenwirken mit Heereseinheiten werden Angriffsübungen unter scharfem Schuß geübt. Ich verfluche das „leichte“ MG zum dreitausendsten Mal, wenn ich diese Feuerspritze mit dem brodelnden Kühlwasser durch die Truppenübungsplatz-Mondlandschaft schleppe. Halsbinde, Brustbeutel und lMG formieren sich unter fürchterlichen Verwünschungen zur glorreichen Dreieinigkeit.
Während einer Übung bekomme ich durch die Unaufmerksamkeit eines Kameraden Flammenwerferöl ins schweißnasse Gesicht. Die Folge ist ein

sich rasch ausbreitender Hautausschlag. Ich werde in das Lazarett Lichterfelde-West eingeliefert und in ein Krankenzimmer gelegt, in dem sich drei Unterführer ihre Kavaliersleiden behandeln lassen.
Während ich täglich eine Salbenauflage bekomme, begeben sich meine Zimmergenossen einmal am Tag zur Abstrichprobe: zweimal negativ, einmal positiv, also das Ganze noch einmal von vorne!
Nach wenigen Tagen kann ich wieder zur Truppe entlassen und vom Truppenarzt weiterbehandelt werden. Schön bin ich in dieser Zeit als „Gesalbter“ nicht. Schimpfösl beschwert sich, daß ihm beim Morgenappell im Moment der Blickwendung meine Salbe um die Ohren fliegt. Ich bin vom Außendienst befreit und habe „Schonung“. So schrubbe ich also „leise weinend“ den Fußboden der Stube, den Flur und das Klo, sammle Unrat um das Unterkunftsgebäude auf und putze dem „Spieß“ die Stiefel. Der Tag ist mit derlei heroischer Beschäftigung vollauf ausgefüllt. Es ist nicht zu fassen, wie viele Stufen des Soldatenlebens zu durchlaufen sind, bis man endlich General ist. Die „neue Persönlichkeit“ ist bei mir sichtlich im Wachsen begriffen.

In diesen Tagen erhalte ich einen Brief von zwei Freunden aus meiner Heimatstadt. Sie sind um einige Jahre jünger als ich. Die Mutter der Buben ist Jüdin und bewirtschaftet einen kleinen Kaufladen, mit dem sie sich so recht und schlecht durchschlagen. Am Tag vor meiner Abreise habe ich mich auch von dieser Familie verabschiedet. Mutter und Großmutter baten mich dringlichst, doch etwas für die armen Juden zu tun. Weiberleutgeschwätz, das nicht sonderlich ernst zu nehmen ist! Wohl wußte ich, daß die Nationalsozialisten auf die Juden nicht gut zu sprechen waren. Ein uniformierter SA-Mann, der von Zeit zu Zeit in unserer Straße mit lautem „Der Notschrei!“ und „Der Kampfruf!“ seine Flugblätter an den Mann zu bringen suchte, hatte uns Buben darüber aufgeklärt. Zum Dank dafür liefen wir ihm dann nach und foppten ihn lauthals mit „Notschrei!“ und „Kampfruf!“ – Nun der Brief: Er war eine Antwort auf meine vielen Fragen, wie’s daheim nun ausschaue und wie sie nun ohne mich

zurechtkämen beim Forellenfischen und Zillenfahren auf der Ybbs, beim Baden im Urlbach und beim Fußballspiel auf der Schörghofer-Wiese hinter der Lokalbahn. Die Äpfel würden dort schon reifen, und ich muß hier eine neue Persönlichkeit werden. Ach Gott, jetzt weinen die Alten schon wieder in den Brief hinein, daß sie Angst vor der Zukunft hätten. Was soll denn schon werden? Macht eure Arbeit und kümmert euch nicht um Politik, und niemand wird euch ein Haar krümmen. Die Söhne sind aus anderem Holz geschnitzt, sie leben ohne Angst vor der Zukunft. (Der jüdische Teil der Familie hat die nationalsozialistische Ära ohne Belastungen überstanden, die Söhne haben als Wehrmachtssoldaten den Krieg überlebt.)
Es ist schon etwas Eigentümliches um die Menschen. Da lebten wir alle gemeinsam in dieser schönen alten Stadt, und trotzdem konnten sie einander von einer Stunde zur anderen mit der Waffe in der Faust feindlich gegenüberstehen.
In unserem Haus, Ybbsitzerstraße 40, wohnte im Parterre ein arbeitsloser Tischlergeselle, er war bei der illegalen SS, im ersten Stock wohnten ein Fabriksarbeiter und sozialdemokratischer Funktionär sowie ein grundsolider böhmischer Schneidermeister, der sich mit niemandem verfeindete. Dessen Gattin war ich in Obhut gegeben worden, und sie bemühte sich redlich, aus dem ihr anvertrauten kleinen Lausbuben in acht strapaziösen Jahren einen großen zu machen. Wenn gerade keine politischen Spannungen in der Luft lagen, war tiefster Friede im Haus, wenn es aber wieder einmal „wirbelte“, dann eilten Rot und Schwarz in ihren Uniformen, mit Revolvern behangen, die sie in irgendeinem Winkel versteckt gehalten hatten, eiligst zum Haustor hinaus, nicht ohne noch schnell einen finsteren Blick auf den Hausherrn von gegenüber zu werfen, der in Heimwehruniform zu seinem Sammelplatz eilte.
Rot, Braun, Schwarz, das hatte ich schon als Kind nicht verstanden. Und darum sprachen die Parolen des neuen Reiches mich auch so an, die mit der Mahnung: „EIN Volk, EIN Reich, EIN Führer!“ die Beendigung des Bruderzwistes erhoffen ließen. Ich sah die „Sozis“, wie sie mit ihren Maschinengewehren in Stellung gingen und deren Läufe auf die Menschen der Stadt richteten. Ich sah, wie die „Heimwehr“, mit schweren Maschinengewehren bewaffnet, von ihrem Sammelplatz, dem Salesianer-

Hof, abrückte, um es den Roten gleichzutun, und ich sah das Bundesheer mit Artillerie auffahren, um im Sinne der Ruhe und Ordnung auf Brüder und Väter feuern zu müssen. Um das zu verstehen, muß man wirklich erwachsen sein, ein gesundes Bubenhirn schafft das nicht.
Diese Epoche ist Gott sei Dank vorbei. Die Opfer aus diesen Jahren sollten eine bleibende Mahnung für uns sein.

Als ich aus meinen Gedanken erwache und aus dem Fenster des Zugabteils sehe, ziehen dicke Nebelschwaden vorbei. Das Land liegt im ersten Morgengrauen, Wiesen, Äcker, Teiche, Straßen und Bäche, viele alte Weiden in einer buckligen Welt. Eine Erlkönig-Landschaft, geht es mir durch den Sinn. Die kalte Nebelluft zieht durch die Fensterritzen. „Dem Vater grauset …“

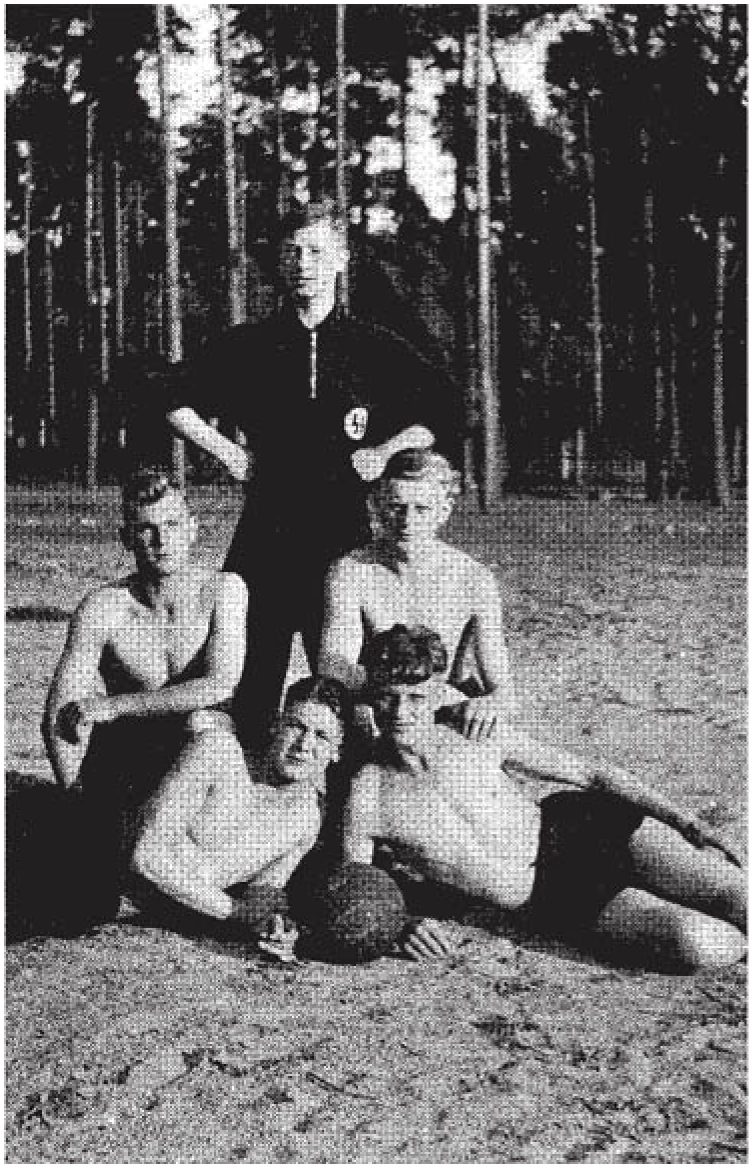
Unsere Fahnen am falschen Platz

In Weiden – sicher hat die Stadt ihren Namen von der umgebenden Landschaft – ist für uns die Fahrt zu Ende. Riesige Mannschaftstransportwagen bringen uns zu unserem unbekannten Ziel. Es geht immer bergauf, der Morgensonne, die sich am Horizont zeigt, entgegen. Es geht also nach Osten, der tschechischen Grenze zu.
„Wann die so narrisch weiterfahrn, san ma zu der Jausenzeit in Prag!“ Der weise Kettenmaier, ehedem „Weberknecht“ im Vorarlbergischen, hat es in alemannischer Schläue errechnet.
Wir durchfahren einen nicht allzu großen Ort – Flossenbürg stand auf der Ortstafel. Nochmals geht es bergauf, und jetzt, weit außerhalb des Ortsbereiches, kommen die Fahrzeuge auf einem weiten Platz zum Stillstand. Wir sind an unserem Ziel.
Unser Ziel? Unser Ziel ist es nicht. Was wir sehen, sind Baracken, reichlich primitiv ausgeführt, ohne den allergeringsten Komfort. Wir müssen uns erst einmal behelfsmäßig einrichten, um unsere Sachen unterzubringen und schlafen zu können. Nach anfänglichem Verdruß macht es uns bald Spaß, durch gute Ideen und handwerkliche Geschicklichkeit zu einer fast schon luxuriösen Ausstattung zu gelangen. Von meiner Gruppe sind zwei Mann unterwegs zum „Organisieren“. Uscha. Deriks, unser neuer Gruppenführer, hat es höchstpersönlich angeordnet, mit dem Nachsatz: „Unter Kameraden heißt das organisieren, wenn man euch schnappt, habt ihr geklaut! Klar?!“
Organisiert wird alles: Bretter, Sperrholzplatten, Pappe, Nägel, Bindfäden, Säcke und aus der Kompanieschreibstube Kerzen und ein aufwendiges Batterie-Leuchtgerät. Dieses müssen wir aber wieder zurückbringen, denn sonst hätte man auch gleich gewußt, wer dem Spieß die Flasche Weinbrand weg-„organisiert“ hat.

Kaum haben wir das Notwendigste eingerichtet, als auch schon die ersten Wachen eingeteilt werden: eine Lagerwache und eine KL-Wache!
Schon bei unseren ersten Streifzügen haben wir herausbekommen, daß es sich hier um ein im Entstehen begriffenes Konzentrationslager handelt; sehr klein noch und unscheinbar, aber wenn nicht alles trügt, plant man schon jetzt, das Lager laufend zu vergrößern. Ähnlich primitiv wie unsere Baracken sind auch die der Häftlinge hinter dem hohen Stacheldrahtzaun.
Die Häftlinge machen einen abgearbeiteten, geschundenen Eindruck. Ihre Arbeit ist Schwerstarbeit: mit ihren Händen bauen sie aus dem durch eigene Kraft gebrochenen Stein die Mauer um ihr Gefangenenschicksal.
Um 5 Uhr nachmittags marschieren ihre Kolonnen zum Lager zurück. Ihre für uns erkennbare Außenarbeit ist für sie beendet. Was weiter im Lager vor sich geht, bleibt uns verschlossen. Dafür sind die Leute von der „Kommandantur" zuständig, die sich uns gegenüber reserviert verhalten und Befehlen unserer Vorgesetzten nicht Folge zu leisten brauchen
Die älteren unter den Angehaltenen müssen schon den Weltkrieg mitgemacht haben, die jüngeren werden bereits eine zweijährige militärische Ausbildung hinter sich haben. Also, unter Bewaffnung wäre das eine schlagkräftige Truppe, die mit einer einzigen Kompanie Bewachung fertig werden könnte – wenn sie nicht von den Berufsverbrechern, ihren internen Ranghöheren, durchsetzt wären oder wenn ihnen von außen Unterstützung entgegengebracht würde. Die Zeichen der Zeit sind aber gegen sie.
Heute, sonnabends, bin ich zum Strafexerzieren dran. Ich wurde dabei ertappt, wie ich nach Einrücken von einer Postenkette meinen Brotbeutel von herrlichen Butterpilzen leerte, um sie auf unserem selbstgebastelten Herd zu garen. Leider fand ich keine Erklärung dafür, wann und wie die Pilze in das Innere des Brotbeutels gelangen konnten, ohne mich dabei eines Wachvergehens schuldig gemacht zu haben.
Meine Kameraden haben bis nachmittags um 3 Uhr Dienst, die Lager- und KL-Wache ausgenommen. Haben sie die streng musternden Augen des Unterführers vom Dienst ausgestanden, können sie in das unten liegende

Städtchen ausgehen und Bekanntschaften suchen. Große Erfolge waren ihnen bisher noch nicht beschieden. Anders als in Oranienburg, wo sich unsere jungen Schlips-Soldaten in der Weite Berlins verloren, bleiben wir hier – durch unsere eigene, uns aufgetragene Isolierung – abgesondert von der Bevölkerung. Obwohl wir uns hier nicht in der schwarzen Ausgehuniform, sondern im Feldgrau unter den Menschen bewegen, bleibt Distanz spürbar.

Die Sonne knallt vom Himmel, als ich mich, feldmarschmäßig und mit dem wassergekühlten Weltkriegsmaschinengewehr ausgerüstet, bei dem das Strafexerzieren leitenden Unterführer melde. Unterscharführer Hintze, Regiments-Boxmeister in Oranienburg, ist keiner von der milden Sorte, sondern einer von gelegentlichem zart-sadistischem Einschlag. Obwohl sich unsere Unterführer abgewöhnt haben, uns Ostmärker als schlappe, leicht „fertigzumachende“ Weichlinge zu betrachten, loten sie uns bei solchen Gelegenheiten immer wieder voll aus. Ein zweistündiges „Flachrennen“ ist ohne einen Zusammenbruch des eigenen Willens kaum zu überstehen.



Freizeitgestaltung im Kasernenbereich (Verfasser stehend).



„Sie haben uns nicht kleingekriegt!“ – Nach zwei Stunden „Flachrennen“ (Strafexerzieren) immer noch übermütig (Verfasser hinten links).



„Das heißt, daß wir den restlichen Samstag und den gesamten Sonntag dazu verwenden müssen, den Drillichanzug zu waschen, Ausrüstungsgegenstände bis in die hintersten Winkel peinlichst genau zu reinigen, die Fenster zu putzen, den Fußboden zu schrubben …



… um am Montag um 7 Uhr für alle Appelle gerüstet zu sein“ (der Verfasser im Sand des Exerzierplatzes von Oranienburg beim Ausrüstungsappell).



Michael Druckenthaner aus dem Salzkammergut, genannt „Mick", gefallen am 18. August 1943 in Poltawa, Rußland.



Siegfried Papenfuß, unser Kamerad „Buwi“ aus Westpreußen, gefallen am 25. September 1941.



Der lange Schimpfösl, gefallen, Urmensch aus den Bergwäldern Tirols. Zackigkeit machte ihm zu schaffen. Er ging gerne heftig aus sich heraus.



Franz Ungar, gefallen, ein „Jaga“ aus Obdach in der Steiermark. Der märkische Sand ließ es an „stoake Hiaschn“ fehlen.



Unser „Spieß“, Hauptscharführer Brömmer, ein „Preiß“ und Meister der Beschäftigungstherapie – auch für die Unterführer.

Es geht auch gleich los, im Laufschritt hinaus aus dem Lager und zur „Einstimmung“ im Schweinsgalopp auf und nieder. Hintze schlendert dabei gemütlich Richtung Flossenbürg. Er wird doch nicht darauf versessen sein, mich der Bevölkerung auf diese Weise vorzustellen? Nachdem wir öfters Ausgangssperre hatten und mit den Einwohnern noch nicht Kontakt hatten, ist es immerhin eine Möglichkeit, mit Land und Leuten bekannt zu werden.
Doch nein! Vor dem Ort zieht sich rechter Hand ansteigend ein Kartoffelacker zur Höhe. Das ist was für unseren Hintze! Da jagt er mich nun hinauf, mit dem langen Mantel, aufgesetzter Gasmaske und dem – ach Gott – so leichten Maschinengewehr samt Wasserfüllung.
Hinauf geht’s ohne Unterbrechung, immer im Laufschritt, hinunter mit sich immer wiederholendem „Hinlegen!“ im vollen Lauf. Der Erfolg ist, daß ich mir beim Hinauflaufen ständig auf den Mantelsaum trete und auch immer

wieder im tatsächlichen Sinne auf die Schn… falle, während mich beim Hinunterlaufen das lMG mit Wucht zu Boden reißt und mich mehrmals überschlagen läßt. Dabei fliegen mir mit Selbstverständlichkeit Tornister und Gasmaskenbehälter in den Nacken. Bei jedem Aufrappeln versuche ich verstohlen, den Gasmaskenfilter zu lockern, um mehr Luft zu bekommen. Es gelingt auch, ohne daß Hintze etwas bemerkt. Aber es ist immer noch wenig genug Luft für meine schwer keuchenden Lungen. Unerwartet steht nach einem neuerlichen Hinstürzen Hintze neben mir und schraubt mit wenigen Handgriffen den Filter wieder fest. Dem erfahrenen Schleifer hat es verdächtig lange gedauert, bis ich „fertig“ werde.
Also dann, auf ein neues! Nun hüpfe ich in Hockstellung den Berg hinan, das lMG in beiden Armen haltend. Bei dieser Hitze, in diesem Aufzug und bei der weichen Erde eine elende Schinderei. Schon nach 20 Metern Bergaufhopsen wird mir schwarz vor den Augen, und ich überschlage mich nach hinten. Die Gasmaske wird mir dabei so weit vom Gesicht geschoben, daß ich ein paar Atemzüge frische Luft bekomme. Das lMG liegt im Dreck, der Stahlhelm weit unten zwischen den Kartoffelstauden. Als ich meinen ursprünglichen Zustand wiederhergestellt habe, geht das Hüpfen weiter, diesmal hinunter. Mit ausgeleierten Schenkeln und Waden, mit kraftlos gewordenen Armen im Gleichgewicht zu bleiben, ist schwer. Alle paar Meter liege ich da oder überschlage mich – diesmal nach vorne.
Nach Luft ringend, sehe ich durch die verschmierten Gasmaskengläser noch, wie sich eine Schar von Männern und Frauen in gar nicht respektvoller Weise, in gar nicht respektvoller Distanz vor Uscha. Hintze aufbaut und offensichtlich auch etwas gar nicht Respektvolles zu ihm sagt.
Vor meinen Augen erscheinen wieder schwarze ziehende Schleier mit weißen ziehenden Punkten. Ich kippe endgültig um – „fertiggemacht“. Hintze löst mir die Gasmaske vom Gesicht. Ich erwarte, daß die Schleiferei weitergeht. Der ganze Körper wie in einer Dampfwolke, über das glühende Gesicht ziehen Ströme von Schweiß, die Uniform ist ein einziger Lehmklumpen, und das lMG ist als Waffe fast nicht mehr erkennbar.
Hintze scheint es nun genug der Strafe zu sein, und wir marschieren nach einer Stunde „Flachrennen“ wieder zurück zum Lager. Ob es ihm auch wirklich genug der Strafe war oder ob ihn die unfreundliche Haltung der

Zivilisten veranlaßte, das Schleifen einzustellen, ist nicht klar. Ebensowenig weiß ich natürlich, ob die Erregung der Männer und Frauen durch die mir angetane Schinderei oder durch den Umstand, daß es vielleicht ihre Kartoffelstauden waren, die da ramponiert wurden, zustande kam. Auf jeden Fall, es ist wieder einmal ausgestanden. Um Ausrüstung und Waffe von all dem Dreck zu reinigen, gehen der Rest des Tages und der Sonntag drauf.

Nach einigen Wochen teilweisen Wachdienstes – die übrige Zeit ist mit harter Gefechtsausbildung ausgefüllt – werden wir wieder abgelöst. Als uns die Mannschaftswagen aus dem Lager fahren, wehen die riesige Totenkopf-Fahne und die schwarze mit den Sigrunen von den Masten an der Einfahrt. Des öfteren habe ich sie unter dem Kommando „Hißt Flagge!“ am Mast aufgezogen und am Abend unter dem „Holt nieder Flagge!“ wieder eingeholt.

Es sind unsere Fahnen, zu denen wir uns mit der ganzen Kraft unserer jungen Herzen bekennen. Neben Konzentrationslagern aber stehen sie am falschen Platz!

Wider Erwarten werden wir nicht nach Oranienburg zurückgebracht. Mittels Bahntransport geht die Fahrt nach Süden. Schon pinselt „Meister Herbst“ leicht an der deutschen Landschaft, die an unseren Augen vorüberzieht.

„Irgendwo wird’s schon wieder ein Konzentrationslager für uns geben!“ meint der Hölzl Poldl aus der Steiermark ernüchternd. Er spricht für alle aus, was wir befürchten.

In Appenweier, einem kleinen Flecken zwischen Rhein und Schwarzwald, ist unsere Reise zu Ende. An sich ist an diesem Ort nichts besonders. Ein Blick auf die Landkarte sagt uns jedoch sofort, daß es sich um einen wichtigen Straßenknotenpunkt handelt, der also strategisch von Bedeutung ist.

Für strategisch wichtige Punkte fühlen wir uns natürlich zuständig. Auch die 5., 7. und 8. Kompanie sind hier gelandet. Somit ist das ganze Bataillon wieder geschlossen vereinigt.

Unsere Kompanie ist in einem großen Wirtshaussaal auf Strohschütten untergebracht. Es gibt keine Waschgelegenheit, Kochgeschirre sind am 15

Kilometer entfernten Rhein auszuwaschen.
Wir beginnen sogleich, wie wild Gefechtsausbildung zu betreiben, und üben Angriff und Verteidigung in allen Variationen. Eines Tages erhalten wir neuartige Stahlhelme in feldgrau. In den wesentlich kleineren und leichteren Helmen kommen wir uns zunächst ziemlich ulkig vor. Zu sehr haben wir uns an die schweren, großen Weltkriegshelme in schwarz gewöhnt, doch bald wissen wir die viel handlicheren grauen Helme zu schätzen.
Neue Gasmasken, neue Helme – und die Halsbinde verschwindet schön brav aus unserer Ausrüstung. Nach Jahrzehnten hat man „höheren Orts“ doch erkannt, daß dieses Monstrum keine Hilfe, sondern eine Plage ist. Der feldgraue Uniformrock wird nun nicht mehr hochgeknöpft, sondern im Ausschnitt offen getragen – eine Köstlichkeit bei den jetzt häufigen Gewaltmärschen. – Nun haben wir wieder einmal Dauerblasen an allen möglichen und unmöglichen Körperstellen. Manch stiller Fluch bleibt in der Rheinebene oder im Schwarzwald hängen, aber es hilft nichts, wir sind nun einmal Grenadiere, und ausdauernde Marschleistung ist genauso wichtig wie die Fertigkeit im Schießen.
Auch wenn unsere Marschleistungen noch so imposant sind, haben wir doch ausnahmslos nicht den Ehrgeiz, Marschierer aus Tradition zu bleiben. Seit sich im Bataillon hartnäckig das Gerücht hält, daß wir in absehbarer Zeit zur motorisierten Infanterie umgegliedert werden sollen, haben wir den stillen Drang zu solcher Modernisierung. In unseren Vorstellungen sieht das dann so aus, daß wenigstens das schwere Gepäck auf Fahrzeugen transportiert wird – Bescheidenheit ist eben eine Zier. Vielleicht könnte man noch die halbtoten „Fußlatscher“ aufsammeln und der Kompanie nachführen?

Die Tage sind um diese Jahreszeit besonders klar. Weit greift der Blick von den Höhen des Schwarzwaldes über die Rheinebene zu den Vogesen: rechts und links des Rheins deutsches Land mit deutschen Menschen. Die Landkarte auf meinen Knien verzeichnet im französischen Elsaß durchwegs

deutsche Ortsnamen. Zum Greifen nahe liegt Straßburg, eng mit dem rechtsrheinischen Kehl verbunden. Straßburg französisch, Kehl deutsch. Wieviel politische Unvernunft und Rücksichtslosigkeit mögen hier im Laufe der Geschichte die Grenzen gezogen haben, und wie gleichgültig hat man sich über den Willen der Menschen hinweggesetzt! Seit der Sonnenkönig Frankreichs 1681 die deutsche Reichsstadt Straßburg zum erstenmal in der Geschichte – so glaube ich mich des Schulungsunterrichtes zu erinnern – aus dem sich ewig uneinigen deutschen Land herausriß, ist um die Felder und Wälder, um die Höhen und Auen dieses urdeutschen Siedlungslandes von Altkirch bis Lauterburg gekämpft worden. Von Deutschen 1870/71 wieder erobert, wurde es 1919 erneut an Frankreich verloren – Menschen im Grenzlandschicksal.

In meiner dienstfreien Zeit gehe ich gerne über die Wiesen und Felder. Obwohl ich nicht das Geringste von Landwirtschaft verstehe, fühle ich mich zu diesem Stand ebenso hingezogen wie zu dem des Soldaten. Hier sehe ich zwei Aufgaben, die einander ergänzen: Das Werdenlassen des Brotes aus der Heimaterde und das Verteidigen jenes Bodens, der uns dieses Brot sichern soll.

„Soldat und Bauer“: Wesensverwandtschaft! Sie wird in den kommenden Jahrzehnten mein Leben bestimmen.

Erster Einsatz

Als unser Transportzug in der Bahnhofshalle einfährt, schrecke ich in meinem provisorischen Lager im Gepäcksnetz des Abteils hoch. Meine Kameraden stehen schon an den Fenstern, um das lebhafte Treiben auf den Bahnsteigen zu beobachten.
So schnell war das gegangen. Als ich von einer Schwarzwald-Wanderung zurück zur Unterkunft kam, war bereits Ausgangssperre angeordnet. Mitten in der Nacht dann hörten wir den Pfiff des U.v.D.: „Alles aufstehen! In einer Stunde steht die Kompanie abmarschbereit!"
Wie wir da fluchend aus unseren Strohlagern aufsprangen! Der Kettenmaier konnte es besonders grauslich. Er hatte hier, wie überall, schon eine Freundin gehabt und wäre heute abend von deren Eltern eingeladen gewesen. Übermäßig schön war sie ja nicht, aber dafür groß und reif und offensichtlich auch sonst mit einigen Vorzügen behaftet. „A bißle verschwinden tuest halt neben ihr, gelt Bubi!" – so hatte ihn am Abend zuvor der dürre Schimpfösl gehänselt. Er hatte leicht reden, bei seiner unanständigen Länge.
Seit den frühen Morgenstunden sind wir mit unbekanntem Ziel nach Norden gerollt. Wir haben angenommen, daß es wieder zurück nach Oranienburg gehen würde. Lieber hätten wir den Winter in der Nähe des Schwarzwaldes verbracht als in dem „Halbwinter" des Brandenburger Landes. Wohin die Reise wirklich geht, wissen selbst unsere Unterführer nicht.
Endlich verlassen wir in Zittau den Transportzug. Wir schreiben den 8. Oktober 1938. Die Deutsche Wehrmacht marschiert in das Sudetenland ein, mit der Aufgabe, es bis zum 10. Oktober vollkommen zu besetzen.

Noch in den Nachtstunden stellt sich unser Bataillon auf der Einmarschstraße nahe dem Grenzübergang bereit. Mit dem Hellwerden des kommenden Tages sind wir daran, auf der Bühne der Militärgeschichte erstmals aufzutreten.
Inzwischen hat es leicht zu regnen begonnen. Mißmutig hocken wir an regengeschützten Stellen und harren des Marschbefehls. Zugweise wird scharfe Munition ausgegeben. Trotz der Nacht und des Regens umstehen uns Menschen aller Altersgruppen und harren gleich uns des Kommenden. Wie würden die nächsten Stunden ablaufen, würde das tschechische Heer Widerstand leisten? – Als wir im Morgengrauen antreten, sind wir auf alles gefaßt, auf den freudigen Empfang durch die sudetendeutsche Bevölkerung ebenso wie auf die weniger freundlichen Grüße aus den tschechischen Verteidigungsanlagen.
Das Bataillon hat sich entfaltet, die Marschordnung ist festgelegt. Unsere Kompanie übernimmt die Sicherung des Bataillons. Ich befinde mich bei der Spitzengruppe und gehöre somit zu den ersten der einmarschierenden Truppe. Das Marschband sieht also folgendermaßen aus: an der Spitze unsere Sicherungsgruppe, nach ca. 100 Metern der Rest unseres Zuges, nach weiteren 100 Metern die restlichen zwei Züge unserer Kompanie und schließlich mit größerem Abstand das Gros des Bataillons, bestehend aus der 5. und 7. Kompanie und der Maschinengewehr-Kompanie mit den sMG. Zu unserem Verdruß erhalten wir unmittelbar vor dem Abmarsch einen neuen, uns vollkommen unbekannten Gruppenführer. Das paßt uns jungen Kerlen nun überhaupt nicht. Er zählt sicher schon an die 30 Jahre und macht keinen sehr soldatischen Eindruck. Er hängt mehr in seiner Uniform, als er sie anhat, seine Waffe trägt er wie ein Sonntagsjäger nach beendeter Pirsch. Er wechselt alle Augenblicke das Marschtempo, was ermüdet. Der Mann ist einfach unmöglich. Voll Widerwillen folgen wir ihm, immer seine hängenden Schultern vor Augen.
Noch bevor es richtig Tag wird, passieren wir unter den hochgezogenen Schlagbäumen die tschechische Grenze. Auseinandergezogen „wittert“ unsere Sicherungsgruppe weit voraus. Alles ist ruhig. Hell kommt vom Kopfsteinpflaster der Schlag unserer eisenbeschlagenen Stiefel zurück. Trrrap – Trrrap – Trrrap schallt es durch die regennasse erste Morgenstunde.

Lieber gingen wir auf leisen Sohlen. Keiner spricht, wir sind in Erwartung des Kommenden. Es ist die Stunde unseres ersten kriegsmäßigen Einsatzes – ein halbes Jahr nach meinem freiwilligen Einrücken.
Als nach einer Stunde noch keinerlei Widerstand spürbar ist, läßt die Spannung merkbar nach. Unser erstes Marschziel ist Böhmisch Leipa. Zur Linken kommt uns ein quirliges Gerinne, die junge Neiße, entgegen. Doch bald lösen wir uns von ihr, und es geht immer mehr Richtung West. Dorf um Dorf, Städtchen um Städtchen lassen wir hinter uns. Von den deutschen Einwohnern werden wir stürmisch bejubelt. Wir erfahren, daß sich die tschechischen Soldaten unmittelbar vor uns zurückgezogen haben. Sie halten Tuchfühlung mit uns, die Kollegen vom anderen Lager! Es kann also immer noch Überraschungen geben. Die Kunde von unserem Vorrücken fliegt vor uns her. Wo wir auftauchen, beginnen die Kirchenglocken zu läuten. Die Freude der Bevölkerung ist wahrhaft echt. Überall freudig winkende und lachende Menschen. Ein „Feldzug“ unter Jubel!
Böhmisch Leipa erreichen wir nach einer Marschleistung von 55 Kilometern in den Abendstunden. An den Straßen stehen freudetrunkene Menschen. Wir haben es nicht leicht, uns den Weg durch sie zu bahnen. Unter Glockengeläute stürzen Mädchen auf uns los und knutschen uns zum Lachen und Weinen der Zusehenden ab. Mit einer derartigen Situation bei scharf geladenem Gewehr habe ich nicht gerechnet, und ich werde ganz schön verlegen, was meinen Kameraden natürlich nicht verborgen bleibt. Der blöde Schimpfösl, mein Vordermann, schreit natürlich auch gleich nach einer „Mutti“ für sein Baby. Der Erfolg davon ist, daß mich nun auch die reifere Weiblichkeit rundherum beküßt.
Was wir bisher unter die „Knobelbecher“ gebracht haben, ist eine ganz ordentliche Marschleistung. Jedoch getragen vom Freudentaumel der Bevölkerung, betäubt vom freundlichen Geläute der Kirchenglocken und dem Gefühl, als Befreier herzlich willkommen zu sein, sind wir von Ort zu Ort buchstäblich weitergereicht worden, was alle Schmerzen gering erscheinen ließ.
Während des Versammelns des Bataillons und der damit verbundenen Rastzeit werden urplötzlich alle Beschwerden unangenehm merkbar. Mit einem Mal sind die Beine steif von den Fußgelenken bis in das Becken,

brennen die Fußsohlen von den mehrfach geplatztzten Blasen und kommt schwere Müdigkeit über uns. Als wir uns schon einbilden, unser Tagesziel erreicht zu haben, und uns auf eine Strohschütte freuen, wird uns klargemacht, daß nur nachfolgende Einheiten des Regiments hier verbleiben, unser Bataillon aber noch weiterzumarschieren hätte. Es trifft uns wie der Schlag einer Keule. Schon bisher haben wir uns im Tragen des wassergefüllten Maschinengewehrs und der schweren Munitionskästen abgelöst, um dem MG-Trupp Erleichterung zu verschaffen. Jetzt müßte es also weitergehen. „Nur noch 10 Kilometer! Bis zur nächsten Straßengabel und dort sichern!“
Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Rosen, die man uns ein paar Dörfer zuvor angesteckt hat, hängen welk und müde in den Knopflöchern. Hundemüde sind auch wir.
„Marschordnung wie bisher, die Sicherungsgruppe schickt einen Sicherungstrupp von drei Schützen voraus, Abstand 30 Meter, Hörweite!“ Die eingeteilten drei Mann wälzen sich voraus und verschwinden in der Dunkelheit „Richtung Prag!“ wie wir ihnen spottend nachrufen. Als Schütze 4 eingeteilt, übernehme ich zwei Munitionskästen und marschiere als letzter der Sicherungsgruppe den folgenden 300 Mann voraus.
Die Schritte sind sperrig, der Karabinerriemen hat längst das Schlüsselbein wundgescheuert, die Hosen muten uns aus zu rauhem Stoff gefertigt an und haben die Oberschenkel auf den Innenseiten großflächig wäßrig entzündet, worauf der Schweiß wie Feuer brennt.
„Nur noch 10 Kilometer, Jungs!“ Unser hängeschulteriger Gruppenführer, der ungewünschte, der ungemochte, sagt es mit frischer Stimme. Keine Spur von Müdigkeit, flotter Schritt, als wäre er den ganzen Tag herumgesessen. Dabei hatte er noch gar keine Zeit, sich auszurasten, weil er ständig vom Kompaniechef beansprucht und in seine Aufgaben eingewiesen wurde.
„Nur noch“ 10 Kilometer. Die ersten hundert Meter legen wir wie auf rohen Eiern zurück, bis sich das nackte Fleisch der Fußsohlen wieder an die Belastung gewöhnt hat. Becken links vor, Becken rechts vor – der Ersatz für ausholende Schritte. Der „Sand“ in den Gelenken muß erst wieder fein gerieben werden, ehe die Bewegung zu einem Marschieren werden kann.

Der Pouzar hat den Schützen 1 ablösen müssen. In der Dunkelheit läßt er das Kühlwasser aus dem MG fließen, das sind viele Kilo Erleichterung. Kaum aus der Stadt, wird in der Ferne unregelmäßiges Infanteriefeuer vernehmbar. Pouzar flucht. Ohne Kühlwasser ist das MG nicht einsatzbereit, wenn es notwendig werden sollte. Nach drei Kilometern müdem Gelatsche nimmt der Gruppenführer dem Pouzar das MG ab, um es selbst weiterzutragen. Der Kühlwasserschwindel fliegt auf, und Pouzar darf das MG – nun neu befüllt – brav weiterschleppen. Unser Respekt vor dem „Neuen“ wächst zusehends, während wir uns in Erschöpfung wegen jeder Kleinigkeit anmurren, etwa weil der Schererbauer aus Müdigkeit den Schritt dauernd umschmeißt oder weil von diesem oder jenem ein unguter Duft ausgeht oder der Jäche dem Frühwirt auf den Stiefelabsatz gestiegen ist. Flüche fauchen durch die Luft, „die Oberen“, die Armleuchter, müßten wissen, was man einem Infanteristen unter gefechtsmäßigen Einsatzbedingungen zumuten kann, und der lange Tiroler Holzknecht vor mir droht mir Ohrfeigen an – „oba a poar schnaidige!“ –, wenn ich in der Finsternis auch nur noch einmal auf ihn auflaufe und ihn, mit Karabiner und Reserveläufen behängt, aus dem Gleichgewicht bringe. Der Puntigam aus Graz, der Älteste der Kompanie, mahnt uns, Frieden zu halten, und nennt unser Gezänk Kindereien.

„Wer so fluchen kann, ist noch lange nicht am Ende seiner Kraft! Also vorwärts, Männer!“

„Manda, hoaßt dös bei ins!“ kontert der Lange vor mir gerade so laut, daß es der Gruppenführer noch hören muß. Doch der ist klug genug, nicht den preußischen Vorgesetzten nach außen zu kehren. Wir beginnen, „den Unsoldatischen“ zu mögen. Das höchste Lob hat er während einer Pinkelpause von Pouzar bekommen: „Bei dem buckladen Teifi gschpiarst übahaupt nix vom Miadwerdn!“

Endlich! Endlich scheinen wir uns dem Marschziel zu nähern. Nach dem Überschreiten eines langgezogenen Hügels nehmen wir, noch weit vor uns, Lichtschein wahr, der nur von einer Ansiedlung herrühren kann. Nun hat die Schinderei bald ein Ende.

Als wir nach Erreichen der Ortschaft auf das Eintreffen des Restzuges warten, kommt ein Offizier in einem Geländewagen vorgefahren. „Jungs,

das ist noch nicht das Endziel! Nur noch neun Kilometer bis zur nächsten wichtigen Straßenkreuzung!“
„Schon wieder einmal!“ kommt es aus der Dunkelheit.
„Wer war das?!“ – „Melden Sie sich gefälligst!“
„Leck mich am Arsch!“ zischt Puntigam verbittert. Der Offizier fahndet nach den Meuterern in der Finsternis vergeblich.
Mit einem energischen „Ich werde den Vorfall zur Meldung bringen!“ schwingt er sich schließlich wieder in seinen Wagen und verläßt die Szene, von unseren frommen Wünschen begleitet.
Wir sind zum Umfallen müde, jedoch zum Hinlegen zu steif und fürchten das schmerzhafte Aufstehen. Die wie Feuer brennenden Sohlen wollen uns nicht mehr tragen. Nun hat sich auch auf dem linken Schlüsselbein eine fingerdicke Geschwulst entwickelt. Die Arme mit den Munitionskästen belastet, nehme ich den Karabinerriemen nun um den Nacken, der nur aufgescheuert, aber von Belastungen bisher frei geblieben ist.
Nun fällt einer doch, ohne einzuknicken, in einen neben der Straße befindlichen Reisighaufen und bleibt wie ein Stück Holz liegen. Sitzen können wir nicht mehr. Die Reibeflächen des Hinterteils und der Schenkelinnenseiten sind eine einzige rote Wunde, auf der die Wäsche festklebt. Wie sollen wir – „zum Teufel, noch einmal neun!“ – neun Kilometer schaffen, wenn wir nicht einmal mehr die Energie haben, uns auf die Seite zu stellen, um das Wasser rinnen zu lassen. Wir hängen uns der Reihe nach über ein hüfthohes Straßengeländer. Dies erlaubt eine Entlastung der Beine und des Beckens, ohne uns hinsetzen oder -legen zu müssen.
Unser Gruppenführer versucht vergeblich, uns aus unserer eingenommenen Stellung aufzurichten. Er entfernt sich für eine Weile und kommt mit einigen jungen Mädchen zurück, welche uns aus Kannen heißen Kaffee mit Obstschnaps servieren. Wir nehmen daraufhin eine etwas weniger anfechtbare Haltung ein, damit die Mädchen nicht merken, wo es uns am meisten schmerzt. Von ihnen erfahren wir, daß die Truppe im nächsten Ort biwakiert und man für uns bereits das Strohlager gerichtet hat. Diese Nachricht ist für uns das schönste Glockengeläute. Unser Dank für ihre freundliche Hilfe kommt von Herzen.

Als wir in der Ferne das Gros der Truppe herankommen hören, formieren wir uns zum Weitermarsch. Einmal das linke und einmal das rechte Becken nach vorne schiebend, verdrücken wir uns in die Nacht. Es ist weiterhin nur ein die Straße Entlangwälzen im Grätschschritt. Um jeden Tropfen Schweiß, der die Innenseiten der Oberschenkel hinunterrinnt, sind wir jetzt dankbar, wegen der „Schmierung", wenn es auch noch so brennt.
Wie wir es bis zum letzten, dem 74. Kilometer geschafft haben, ist mir nicht klar. Der Gruppenführer sagte nur einmal, als er uns an sich vorbeiziehen ließ: „Herrschaften, wenn IHR es nicht schafft, das befohlene Ziel zu erreichen, ICH muß es erreichen, das ist euch doch klar?!" – Das hat gesessen!
Die Bewohner unseres Zielortes sind zum größten Teil wach, um uns zu empfangen. Mädchenküsse, Wein und Schnaps halten uns nicht ab, wie Baumstämme auf das Strohlager der offenen Scheune zu fallen, ohne den Rücken krumm zu machen. Die Waffen im Arm, schlafen wir nach diesem 19stündigen Gewaltmarsch sofort ein.
Ich werde erst wieder wach, als jemand mit Energie an meinen Stiefeln zerrt und mir die mit der Sohlenhaut verklebten Socken von den Füßen reißt. Der Kompanie-Sani hat sein Werk unter Mithilfe einer sachkundigen Maid des Ortes begonnen. Mit der Schere schneidet er die toten Hautfetzen von den dunkelroten Sohlen und schüttet eimerweise „glühendes" Jod – wie der Gschwandtner Rudl behauptet – über die wunden Flächen. Die Hosen, die unsere zerriebenen Oberschenkel und Hinterteile beinhalten, dürfen wir zur nachfolgenden Eigenbehandlung anbehalten.
Als ich am nächsten Morgen, der kein Morgen mehr, sondern bereits ein Mittag ist, von meiner Strohschütte aufspringen will, wirft es mich sofort wieder auf mein Lager. Die mit frischer Rosa-Haut überzogenen Fußsohlen brennen wie Feuer. Fast unerträglich ist der Schmerz in den Lenden. Meine Kameraden versuchen, sich aufzurichten, ohne zunächst Erfolg zu haben. Unser Gruppenführer liegt in einer Ecke und schläft. Vom Sanitäter erfahre ich, daß er darauf verzichtet hat, einen von uns zur Wache einzuteilen, und selbst für den Rest der Nacht die Wache übernommen hat. Wir finden, daß er nach wie vor „ganz unmöglich in seiner Uniform hängt", aber was er uns ohne viel Getöne gezeigt hat, nötigt uns Achtung ab.

Der Rest des Tages wird mit Waffen- und Gerätereinigen und Körperpflege verbracht. Wir werden mit der augenblicklichen Lage vertraut gemacht, Feldwachen zur Sicherung der Truppe werden eingeteilt. Sie stehen im weiten Halbkreis um den Standort des Bataillons.

Auf einer Anhöhe abseits des Ortes richtet meine Gruppe ihre Feldwache am Rand eines Waldes ein. Vor uns haben wir weites Wiesengelände und tagsüber beste Sicht und Schußfeld für das aufgebaute Maschinengewehr, welches wir am Rand einer seichten Mulde unter den weit ausladenden Ästen einer mächtigen Buche in Stellung bringen. Das bis an den Boden reichende Blattwerk des Baumes macht uns für die Gegenseite unsichtbar. Unsere Feldwache ist mittels Feldfernsprecher mit dem Kompaniegefechtsstand verbunden. Unsere Aufgabe ist es, im Zusammenwirken mit den übrigen im Umkreis postierten Feldwachen das Bataillon vor eventuellen Überraschungen zu sichern. Der wachfreie Rest der Gruppe liegt in zwei Zelten, gut gedeckt von Gestäude, hinter uns.

Wir haben gerade noch die Möglichkeit, uns einigermaßen im Gelände zu orientieren und die Verbindung mit den nächsten, weitab liegenden Feldwachen herzustellen, als es auch schon dunkelt.

Die Nacht ist zunächst sternenklar. Als sie tiefer ins Land sinkt, vernehmen wir wieder das wilde Geknalle aus den uns unbekannten Bereichen hinter dem Hügelhorizont, der sich jetzt deutlich vom helleren Nachthimmel abhebt.

Die erste Feldwache unseres Lebens, kriegsmäßig und mit verantwortungsvoller Aufgabe! Das Maschinengewehr streckt sich, einem Tier gleich, geduckt lauernd im Gras, die Mündung des Laufes droht zwischen den tarnenden Ästen feindwärts.

Der Befehl lautet: Unser FW-Abschnitt ist zu sichern. In den Nachtstunden angetroffene Personen sind festzunehmen und bis zu deren Abholung anzuhalten. Auf Personen, die nach dreimaligem Haltruf nicht stehenbleiben, ist im Annäherungsfall sofort das Feuer zu eröffnen.

Ich habe die dritte Wache am MG, also von 22–24 und von 4–6 Uhr morgens. Noch ist es früh am Abend, und wir kauern alle gemeinsam um das MG-Nest, alle zu erwartenden Eventualitäten besprechend. Vom MG-Stand zum Zeltlager hinter uns legen wir eine Alarmleitung einfachster Art:

Der wachhabende Gruppenführer bekommt eine Schnur um die Hand gebunden, die aus dem Zelt heraus direkt zur MG-Stelle verläuft. Wird er im Alarmfall benötigt, reißt der Posten sanft wie ein Grobschmied an dieser Leine und holt so den Wachhabenden in der Dunkelheit zu sich. Nach einer Probe werden wir nur gebeten, etwas zarter mit unserem Vorgesetzten umzugehen, weil die Hand, die nach den abgestreiften Stiefeln greifen wollte, mit unwiderstehlicher Gewalt zum Zeltausgang hinausgezogen wurde und so unser Feldherr in Socken am MG erscheinen mußte.
Nachdem sich nichts Besonderes ereignet hat, verziehen wir uns in die Zelte, die erste Wache – die Schützen 1 und 2 – am MG zurücklassend. Es ist schon herbstlich frisch in dieser Nacht, und der klare Himmel verspricht für das Morgengrauen bereits kristallenen Reif auf den Wiesen vor uns.
Die zwei Stunden meiner Wache sind recht unruhig. Von der anderen Seite des Hügels hört man in der vorherrschenden Stille, vom Wind herangetragen und deutlich vernehmbar, Gebrüll wie Kommandorufe.
Die Brüder verzischen wahrscheinlich ihren letzten Marketender-Schnaps und verfeuern alle Munition. Leuchtraketen steigen in Massen in den Nachthimmel. Ob die in dieser Nacht noch zu einer Überraschung imstande wären?
Mir wird klar, daß wir bisher – abgesehen von Nachtmärschen – keine Nachtübungen gehabt haben. Der „Krieg“ hat sich immer am Tag abgespielt.
Als ich dann zur zweiten Wache an das MG geholt werde, teilen mir die abgelösten Posten mit, daß deutliche, aber nicht näher zu bezeichnende Unruhe aus dem Waldstück links vor uns feststellbar war. Auch das noch in dieser frostkalten Nacht! Anstatt der fehlenden Mäntel haben wir uns Felddecken umgehängt, doch erwärmen wir uns nicht, weil wir im Zelt mit einer Decke zum Draufliegen und Zudecken schon genug gefroren haben.
Rechts von mir liegt der Tiroler Gschwandtner Rudi als Schütze 2 zum Gurt-Zuführen. Vorsorglich lade ich durch, um sofort feuerbereit zu sein. Zweimal reiße ich den Ladehebel nach hinten, die erste Patrone liegt in ihrem Lager vor dem Lauf.
Der strahlende Nachthimmel ist verschwunden. Jetzt zieht dicker Nebel in Schwaden über die freie Wiesenfläche vor uns. Der Hügelhorizont, der

vorher gut wahrnehmbar war und jeden Fremdkörper in seinen Konturen erkennen ließ, ist vollkommen verschwunden. Es ist etwas Gespenstisches um dieses nächtliche lautlose Nebelwallen. Äste brechen mit lautem Krachen von den Bäumen und lassen die Vermutung offen, ein fremder Stiefel sei darauf getreten. Dürres Laub fällt von den Bäumen und läßt das, was am Tage leises Rascheln wäre, zu erregendem Lärm werden. Ein Fuchs schnürt durchs Gehölz und läßt uns den Atem anhalten.
Doch was wissen wir schon? Sind es wirklich harmlose, von den Bäumen fallende Blätter und Äste, ist es wirklich nur ein Fuchs? Unsere Aufgabe ist es, hier zu wachen und unsere Kameraden vor Überraschungen zu schützen. Bis hinunter zum Dorf sind es schließlich nur wenige Minuten.
Wenn die Kollegen vis-à-vis etwas vorbereitet haben, dann werden sie das Beziehen unserer Feldwachen beobachtet und ihre Vorbereitungen getroffen haben.
Manchmal vermeine ich in den Nebelschwaden Gestalten zu erkennen, ohne ausmachen zu können, worum es sich handelt. Ein Schleifen von Schritten glaube ich ebenfalls zu vernehmen. Die werden doch nicht etwa wirklich …? Entweder schleichen sie sich an, oder sie stellen sich bereit – oder ich spinne! Jäche, der Schütze 3, der mittlerweile seinen Platz links von mir eingenommen hat, rammt mir seinen Ellbogen in die Seite und starrt in die Finsternis. Da, ganz rechts! Herrgott, die sind ja schon am Waldesrand! Wild reißt der Rudi an der Alarmleine. In den Zelten hinter uns grunzt es aufgeschreckt aus tiefem Schlaf. Hingekauert verharren die kaum wahrnehmbaren Gestalten in Handgranatenwurfweite, gewarnt durch den fremden Laut hinter uns.
Plötzlich reißt der Rudi den Arm nach vorne, die Richtung weisend. Himmelherrgott! Ich habe mich also doch nicht getäuscht vorhin, als ich Schritte zu hören glaubte. Gerade vor uns hat sich die Nacht geteilt in einen etwas helleren Nebelhintergrund und in deutlich erkennbare niedergekauerte Körper.
Ich muß handeln, und zwar schnell! Schon in der nächsten Sekunde können uns Handgranaten aus unserer Mulde und aus den Zelten fegen.
„Halt! Wer da?“ brülle ich in die Schwärze der Nacht, und ohne Pause: „Parole!“ Keine Antwort. Stummes Verharren. Die Sicherung rückt auf.

„Feuer frei!“ Da leben mit einem Schlag die schwarzen Nebelwolken vor uns. Aber in das Vorwärtsstürzen der Körper schlägt meine todbringende Garbe aus der rüttelnden Waffe. Das Mündungsfeuer blendet mich, die Leuchtspur zischt funkensprühend in die Erde oder fegt über den Horizont. Im Bogen ziehe ich das Feuer nach rechts, bis an den Waldrand heran, hier sind sie am nächsten! Und dann zurück bis an den linken Wiesenrain. In der Feuerpause rauscht die Garbe als Echo aus den umliegenden Wäldern zurück.

Der Gurt ist durch. Mit zitternden Fingern reicht mir der Rudl das Einführungsstück des neuen Munitionsgurtes. Einmal, zweimal schnappt der Ladehebel, tausendmal geübt bei Tag und Nacht. Schon liegt die neue Patrone vor dem Lauf, fertig zum Abfeuern.

Ich bin sehr erregt und starre angestrengt in die Dunkelheit, bereit, sofort wieder loszuschießen. Das energische „Stopfen“ des Gruppenführers bedeutet das Einstellen des Feuers.

Vor uns zuckendes Schlagen, fürchterlich lautlos. Nur oben, am Wiesenhorizont, ein Klagen in immer gleichen Stößen.

Noch ehe wir die Kompanie alarmieren können, rasselt im Zelt das Feldtelefon. Unser Gruppenführer berichtet über den Vorfall und bittet wegen der ungeklärten Lage um Einsatz eines Spähtrupps.

Nach kurzer Zeit kommen sie vom Tal herauf und klären in der immer noch herrschenden Dunkelheit vorsichtig auf, nachdem mich der Spähtruppführer innig gebeten hat, ihm und seinen Männern in der sie umgebenden Finsternis nicht in den Hintern zu schießen.

Mit dem Tagwerden sind sie wieder zurück. Das Ergebnis ist ebenso überraschend wie deprimierend: Über die weite Wiesenfläche verstreut liegt totes und verendendes Rotwild.

Die beiden Berufsjäger der Kompanie, Maier und Ungar, werden zur Nachsuche beauftragt, um eventuell noch angeschossenes Wild aufzuspüren und ihm den Fangschuß zu geben.

Von den noch nicht intakten Behörden erklärt sich niemand für diese Angelegenheit zuständig, sodaß das Wildbret dem Bataillon zugesprochen wird – neben den in Mode gekommenen scheußlichen Salzheringen eine angenehme Abwechslung, die ich nicht ohne Reue annehme.

Ich werde zum Rapport befohlen und werde fürchterlich angedonnert: Kein dreimaliges „Halt! Parole!“ Es hätte dem Wild Fluchtmöglichkeit gegeben. Unter Berücksichtigung der erschwerten Lage bleibt mein Fehlverhalten jedoch ohne Folgen.

„… so wahr mir Gott helfe!“

Die Straßen sind regennaß, als wir vom Münchner Hauptbahnhof zu unserer Unterkunft im Stadtzentrum marschieren. Es ist spät am Abend des 7. November 1938. Morgen soll die Vereidigung auf den Führer erfolgen.
Schon während der Anfahrt faszinierte uns der lebhafte Verkehr in den Straßen der nächtlichen Stadt: hell erleuchtete, breite, im Naß des vorangegangenen Regens glänzende Asphaltbahnen mit elegant dahingleitenden Limousinen, auf den Bürgersteigen bummelnde Menschen.
Jetzt freilich beherrscht das Schauspiel der marschierenden Truppe, der harte Schlag der Stiefel und das gleichmäßige Gewoge von Tausenden mattglänzenden Helmen, das Bild im sonst harmonischen Nebeneinander.

Tags darauf marschiert zur späten Stunde Bataillon um Bataillon auf dem weiten Platz vor der Feldherrenhalle auf. Weihevolle Stille liegt über den zur Vereidigung angetretenen Einheiten.
Kurz vor Mitternacht: „Zweites Regiment, zur Meldung an den Führer: Augen rechts!“
Schlag 12 Uhr erfolgt die Vereidigung.

> „Ich schwöre Dir, Adolf Hitler,
> als Führer und Kanzler des Reiches,
> Treue und Tapferkeit!
> Ich gelobe Dir und den von Dir bestimmten Vorgesetzten
> Gehorsam bis in den Tod.
> So wahr mir Gott helfe!“

„… Gott helfe!“ hallt es von den dunklen, den Platz umgebenden Häuserfronten zurück.
Wann wurde je ein Treueid in größerer Verehrung und Aufrichtigkeit einem Volksführer gegenüber gesprochen? Wann wurde ihm je größeres Vertrauen in sein Handeln entgegengebracht, wie es ihm hier von uns jungen Menschen zuteil wurde?

Immer wieder Wachkommandos

Wieder zu Hause, „im trauten Heim“. Der erste Schritt auf der hohen Stufenleiter zum General ist getan. Wir alle sind vom Punkt Doppel-Null zum Punkt Null vorgerückt. Es ist nun auch amtlich auf der schwarzen Tafel im Flur angeschlagen: Wir sind von Staffelanwärtern zu Staffelmännern emporgestiegen. An den Rangabzeichen ändert sich deshalb nichts, auch nicht an der Besoldung. Es gibt weiterhin an die 25 Reichsmark im Monat. Und es gibt weiterhin „Dampf“ in allen Variationen. Leider ist noch etwas anderes angeschlagen: Zwei Listen enthalten die Namen derjenigen, die hierhin und dorthin versetzt werden. Zum erstenmal werden wir in unserer Kameradschaft auseinandergerissen. Unsere Kompanie, die mittlerweile wie eine Großfamilie zusammengewachsen war, wird aufgeteilt. Ich ahne nicht, wie oft das in Hinkunft noch der Fall sein würde. Über das Wohin gibt es keine Klarheit, auch nicht über das Wann.

Inzwischen wird unsere Ausrüstung weiter ergänzt. Gasmasken werden uns verpaßt und an einem der nächsten Tage in einem Chemiewerk in Berlin erprobt. – Als wir den Gaskeller wieder verlassen, spucken und fauchen wir ohne Ausnahme und ringen nach frischer Luft. Der Keller war mit Weißkreuz-Gas gefüllt, und wir hatten den Filterwechsel geübt: Filter raus, hochhalten, bis der letzte seinen Filter abgenommen hat, und wieder einschrauben; anschließend das gleiche nochmals mit gegenseitiger Hilfe. Das Gas ist stark konzentriert und brennt höllisch auf der Haut. Keiner ist dabei, der nicht die Lungen und Augen voll mit Gas bekommen hat. Einem ist der runde Filter aus der Hand gefallen und zwischen den Stiefeln seiner Kameraden davongerollt. Bis er ihn wieder gefunden hat, war er ordentlich bedient. Das Ganze sah eigentlich wieder nach Manöver aus. Aber warum

dann das Aufteilen der Einheiten? Ganz Kluge wissen sogar von Neuaufstellungen, denen wir den Stamm abgeben sollen. Die Neulinge könnten sich dann wie bedeutungsloses Blattwerk um uns herumwinden.

Eines Tages verlassen wir an einer unscheinbaren Haltestelle den Personenzug und marschieren viele Kilometer unserem neuen Standort entgegen. Wir sind feldmarschmäßig bepackt und stecken in den neuen Mänteln. Der Herbst ist noch jung, und die Sonne hat noch nicht viel an Kraft eingebüßt. Als wir dampfend wie Ackergäule am Zielort einmarschieren, wissen wir alles: Mitten in einem Wald – fern von jeder Ansiedlung – hat man einen großen Platz gerodet. Auf diesem stehen neue Baracken hinter Mauer und Stacheldraht.
Nix Manöver! Konzentrationslager!
„Alles Scheiße, Deine Elly!“ flucht Kettenmaier verdrossen. „Das ist der Arsch der Welt!“
Bei der Aufteilung der Kompanie ist uns Unterscharführer Pandrik zu unserem Leidwesen erhalten geblieben. Er, das KL und der weiter fortschreitende Herbst mit den immer kürzer werdenden Tagen und empfindlich kälter werdenden Nächten – das alles paßt zu unserer Gesamtstimmung. Mit dem Jahreslauf müssen wir uns abfinden, den Pandrik gibt es, gottlob, nur in einfacher Ausführung, und die KL – so scheint es – werden immer mehr. Von meiner Kompanie wurde noch vor Abfahrt aus Oranienburg Mannschaft in Zugstärke nach Buchenwald in Marsch gesetzt, wo angeblich ebenfalls ein neues KL entstehen soll.
Was wir hier vor uns haben, ist das erste Stadium eines großen Anhaltelagers, angeblich für Frauen – scheint aber eine üble Latrinenparole zu sein.
Immerhin, wenn der abgespaltene Teil unserer Kompanie auch eine ähnliche Aufgabe gestellt bekommt, dann gibt es bald fünf Konzentrationslager: Dachau, Sachsenhausen, Flossenbürg, Ravensbrück und vielleicht Buchenwald.

Was hatte der alte Professor vom „kleinen Waldkommando“ einmal geäußert? „Ganz Deutschland wird noch einmal ein einziges Konzentrationslager werden.“
Sind *wir* daran schuld, daß wir außerhalb des Drahtes sind? Lieber Himmel, was soll dieses Sinnieren? *Wir* sind *für* das Reich, und *sie* sind *gegen* das Reich! Darum sind wir draußen und sie drinnen. Ganz klarer Fall! Und wenn sie mit ihrer politischen Auffassung in die Übermacht kämen, dann wären sie draußen und ich vielleicht …
Während ich die zwanzig Schritte am Stacheldrahtzaun entlanggehe, wälze ich Probleme, die eigentlich noch nicht meine sein dürften. Aber die ewigen KL-Wachen geben uns doch mehr zu denken als alles andere Dienstgeschehen.
Die Nacht ist sternenklar und kalt. Will man die Sterne am Himmel sehen, muß man sich von den an den Ecken des Lagers montierten Leuchten abwenden, dann spürt man den nächtlichen Wald um sich und sieht die Lichter von Fürstenberg weit jenseits des Sees.
Was soll werden, wenn die KL-Wachen kein Ende nehmen? Es weist doch alles darauf hin, daß wir offensichtlich von Anfang an dazu auserkoren waren, diesen Dienst zu tun. Auch jene Kameraden, die in München von unserem Transport abgespalten worden waren, blieben nicht in München stationiert, sondern kamen als künftige Wachmannschaft nach Dachau. Warum aber dafür die strenge Auslese? Und die ständigen militärischen Übungen? So bleibt uns doch ein Funken Hoffnung, daß der KL-Zauber eines Tages der Vergangenheit angehören wird.
Zwanzig Schritte links, zwanzig Schritte rechts – die zwei Stunden ziehen sich. Die Nacht ist kalt. Als ich abgelöst werde, sind Teile meiner Maschinenpistole voll weißen Reifes.

Meine Kameraden machen sich fein. Es ist Sonnabend, und sie bekommen teilweise Urlaub bis Mitternacht, die Unterführer bis zum Wecken. Heute nacht werden sie Fürstenberg unsicher machen. Ich bin nicht unter ihnen:

Uscha. Pandrik ist Unterführer vom Dienst, und ich habe mich um 19 Uhr feldmarschmäßig bei ihm zu melden. Strafexerzieren ist angesagt.
Inzwischen macht der steife weiße Hemdkragen meinen Kameraden beim Anlegen der Ausgehuniformen Schwierigkeiten. Der schwarze Binder will sich absolut nicht dorthin bringen lassen, wo er hin muß. Nach Vollendung der Maskerade sind sie schon verdammt gut anzusehen in ihren schwarzen, aus eigenen Mitteln angeschafften Ausgehuniformen: schwarze Tellermütze, weißes Hemd, schwarzer Binder, zum Uniformrock die gleichfarbige, modisch geschnittene lange Hose über schwarzen Stiefeletten. Das einzige, was stört, ist die unförmige Binde mit dem riesigen Hakenkreuz am linken Oberarm. Auch ohne diesen überflüssigen Zierat wären wir in unserer Zugehörigkeit zu erkennen gewesen.
Sollte es in Fürstenberg Luftwaffe geben, wird es zur vorgerückten Stunde wieder Rangeleien geben, wie traditionsgemäß in Berlin. Da lagen sich „Schlips-Soldaten“ auch des öfteren in den Haaren. Jeder wollte wegen der Mädchen der schönere Gockel sein.
Nun müssen die jungen Herren noch die Kontrolle durch den U.v.D. passieren – kein leichtes Unterfangen bei Pandrik. Sein Dienstzimmer befindet sich in der Baracke gegenüber. Als sie gehen, verabschiedet sich der lange Schimpfösl mit einem freundlich-hämischen „Mach’s gut, Junge, wünsch’ dir eine angenehme Verrichtung!“ Die Erziehung zur „neuen Persönlichkeit“ schlägt sich bei ihm bereits im Sprachgebrauch nieder.
Nach wenigen Minuten kommt er schon wieder angetrabt, kochend vor Wut. Er reißt sich die Ausgehuniform vom Leib und feuert sie in den Spind. In drei Minuten steht er statt in Gala im schäbigen Drillichanzug für eine spezielle Verwendung zur Verfügung: Flur-, Waschraum- und Klosettreinigen. Ursache dieses Wechsels der Lustbarkeit: Die Stege (Raum zwischen Sohle und Absatz) seiner Stiefeletten waren nicht vorschriftsmäßig geputzt – auch so eine preußische Erfindung, als ob jemand unseren Sauberkeitsgrad an den Schuhsohlen gemessen hätte.
Schimpfösl hat es überwunden. Er fischt sich Besen, Handfeger, Wischtuch und Eimer aus der Besenkammer, gibt dem Eimer einen Tritt, daß er scheppernd den ganzen Flur entlangfliegt, schmeißt das übrige Reinigungszeug hintennach, verpaßt der Stubentür einen Tritt, daß sie fast

aus dem Rahmen fliegt, und setzt sich aufatmend nach so reichlichem „seelischem Stuhlgang“ zu einer Tiroler Speckjause an den Tisch. Nach fünf Speckbroten seufzt er noch einen stillen Fluch vor sich hin und verspricht, dem Pandrik das Genick zu brechen, danach macht er sich schließlich daran, den ewig sandigen Fußboden zu kehren, Staub zu wischen und WC und Waschraum zu säubern. Als er gerade von seiner Urlaubs-Ersatzarbeit zurückkommt, marschiere ich, voll ausgerüstet und bewaffnet, mit dem an die 15 Kilogramm schweren Tornister am Rücken, zur Tür hinaus, zum U.v.D.

„Staffelmann Mölzer meldet sich wie befohlen zur Stelle!“ (Mölzer war der Geburtsname meiner Mutter.)

„Zur Einleitung einhundert Kniebeugen mit Gewehr-Vorhalte. Schön langsam in den Knien, damit sich das Herzchen nicht überanstrengt.“ Das mit dem Herzchen hatte seine Ursache darin, daß ein Lagerbefehl in Oranienburg bestimmte, daß der übertriebene Frühsport unmittelbar nach der Bettruhe zu unterlassen wäre. Ich hatte heute früh beschlossen, im warmen Nest liegenzubleiben und die Kompanie ohne mich über die bereifte Heide sausen zu lassen. Leider ging Pandrik unerwartet die Stuben durch und fischte mich aus dem Bett. Daher die abendliche Ausgleichszulage.

Mit der Unaufmerksamkeit Pandriks rechnend, mogle ich etwa die Hälfte weg und mache Meldung: „Befehl ausgeführt, einhundert Kniebeugen gemacht.“ „Na, dann machen Sie ruhig noch einmal einhundert, und diesmal führen Sie meinen Befehl aus! Machen Sie die Kniebeugen in Zeitlupentempo. Überanstrengen Sie sich dabei nicht!“

Daß es bei einem Hundert Kniebeugen nicht bleiben würde, ist mir von Anfang an klar und schon von mir eingeplant. Jedesmal, wenn mir Pandrik den Rücken kehrt, mache ich statt der Kniebeugen nur eine schwache Verbeugung und wetze dazu die Stiefelschäfte aneinander, um meiner Übung die erforderliche akustische Vollendung zu geben. Ich muß sehen, wie ich über die Runden komme, der Abend ist noch lang. Trotzdem ringe ich keuchend nach Luft, und meine mit dem Karabiner belasteten Arme zeigen in Vorhalte immer weiter nach unten. Pandrik legt noch einige Briketts in den eisernen Ofen neben mir und setzt sich gemütlich an den

Tisch, meine Gymnastik studierend. Der glühende Ofen bringt mich auch ohne mein Zutun in dem ohnedies schon überhitzten Raum heftig zum Schwitzen. Der Schweiß rinnt mir in die Augen, in den Mund und den Halsausschnitt der Felduniform. Der lange Mantel wetzt unnötigerweise kraftraubend an den schweißnassen Knien. Die Last im Tornister läßt mich bald nach vorne, bald nach hinten pendeln. Schon zittern mir die Knie, und es kostet meine ganze Energie, es diesen Schinder von Berufs wegen nicht merken zu lassen.
„Nun ruhen Sie sich einmal etwas aus.“ Als er meine Überraschung erkennt, setzt er fort: „Arbeiten Sie jetzt nur mit einem Bein, und lassen Sie das andere sich erholen.“
Unnötig zu sagen, daß ich wohl hinunter, aber mit dieser Last auf einem Bein nicht mehr hoch komme.
„Befehlsverweigerung also?!“
Du verdammtes Schwein willst mich ja nur zwingen zu melden: „Ich kann den Befehl nicht ausführen.“ Trotzig nehme ich Haltung an, mich beider Beine bedienend. Es kostet mich Mühe, dabei nicht von meiner Ziegellast nach hinten gerissen zu werden und mit den schlotternden Schenkeln das Gleichgewicht zu halten. Der Schweiß fliegt mir bei jedem Atemstoß vom Mund. Die (wieder eingeführte) Halsbinde würgt mir noch das bißchen Luft ab. Als Pandrik sich für einen Augenblick abwendet, reiße ich mit einem Ruck dieses blödeste aller Ausrüstungsstücke vom Hals und werfe es in den neben mir stehenden Kohleneimer. Pandrik muß den Laut der reißenden Bänder gehört haben und schießt wütend auf mich zu. „Wer hat Ihnen das erlaubt? Wie kommen Sie dazu, ein Ausrüstungsstück zu beschädigen?!“
Schweigen – was sollte ich auch sagen?
„Ach, Ihnen ist wohl der Tornister zu schwer geworden, ja? Dann nehmen Sie ihn mal ruhig ab und nehmen statt dessen den Karabiner auf den Rücken und den Tornister vor die Brust. Schön achtgeben, daß dabei die Decke nicht verrutscht. Und jetzt verlassen wir diesen gastlichen Raum und kühlen uns etwas ab. Also, Hockstellung uuund hüüüpfen!“
Schon beim Niedergehen fliege ich auf das Gesicht. Nun doch k.o.? Aber es war nicht der Boden, sondern der Tornister, auf den mein behelmter Kopf aufschlug. Als ich versuche, dem Befehl weiter nachzukommen, mache ich

nur mehr eine lächerliche Bewegung nach vorne. Es ist kein Sprung, nur ein Sich-in-den-Staub-Werfen. Er hat es geschafft! Ich bin kein Mensch mehr, nur mehr eine lächerliche Kröte, die stinkt und dampft und vor ohnmächtigem Zorn darüber heult.
Durch den Tränenschleier sehe ich die glänzenden Stiefel Pandriks vor meinem Gesicht stehen, reglos. Als ich mich aufrichten will, reißt mich der schwere Tornister wieder zu Boden. So verbleibe ich in dieser demutsvollen Haltung und fresse die Wut über meine Ohnmacht in mich hinein, so tief, wie es einer wehrlosen Kreatur, die die Persönlichkeit von gestern nicht mehr hat und die von morgen noch nicht angenommen hat, nur möglich ist.
„Wenn Sie nicht mehr können, dann nehmen Sie ruhig den Tornister ab." Ganz sanft hat er das gesagt. Wortlos lasse ich die Tornisterriemen von den Schultern gleiten und stehe wankend auf.
„Und nun setzen Sie die Gasmaske auf." Ich komme seinem Befehl nach, wissend, daß er sich mit einer Demütigung nicht zufriedengeben wird. Ein weiteres Mal kann sie noch gründlicher ausfallen, trotzdem wird sie nicht mehr so schmerzen. Der Schweiß wird mir noch stärker über den Leib rinnen, das Atmen wird nur mehr ein krampfendes Keuchen unter der Gasmaske sein, aber die Tränen – meine ersten seit acht Jahren – werden nicht mehr kommen. Fast empfinde ich es wie einen Triumph. Er hat den Bogen bereits überspannt!
„Hinlegen! Robben!" Ich liege auf dem unsauberen Boden des Barackenflurs. Er ist bedeckt mit Millionen feiner Sandkristalle, die im Licht aufblitzen. Auf den Ellbogen robbe ich auf dem Boden dahin. Pandrik hält die Außentüre weit auf und gibt mir mit einer eleganten Handbewegung zu verstehen, über die Schwelle ins Freie zu robben. Der Naturboden ist sehr hart und mit scharfkantigen Steinen bedeckt. Ich spüre, wie sie sich beim Dahingleiten in die Stiefelschäfte schieben. Der Atem wird immer kürzer, die Gier nach einem vollen Atemzug frischer Luft immer größer.
Pandrik läßt mich weiterrobben. Was hat er nur im Sinn? Er befiehlt mir, das Gewehr vom Rücken zu nehmen. Will er mich so weit bringen, ihm den Karabiner in ohnmächtiger Wut über den Schädel zu schlagen? Ohne mich,

mein Lieber! Ohne mich! Für dich gehe ich nicht ins Konzentrationslager! Für dich nicht!
„Gleiten!“ Gehorsam winde ich mich wie ein Wurm über den Erdboden. Das Gewehr in beiden Händen, den ganzen Körper an den Boden gepreßt, versuche ich den Atem wieder unter Kontrolle zu bringen. Und es gelingt. Nun kannst du mich gleiten lassen, bis es dir langweilig wird, du verdammtes Schwein, du verdammtes!
Als er sieht, daß er mich so nicht fertigmachen kann, befiehlt er mir, meinen Tornister wieder zu holen. Ich komme seinem Auftrag nach, nicht ohne mir dabei ein paar Atemzüge frischer Luft zu stehlen.
Ich spüre, daß nun das Finale, die Krönung seiner sadistischen Schleifkunst, kommen wird. Hoffentlich halte ich durch und verliere nicht die Beherrschung. „Nehmen Sie Ihren Tornister vom Rücken und tragen Sie ihn in den Armen, damit Sie nicht noch einmal in Ihrer Schlappheit umfallen!“ Wie menschenfreundlich, du weißt genau, daß es so nur noch schwerer wird!
Und nun geht es los: „Auf, marsch marsch! – Hinlegen! – Auf, marsch marsch! – Hinlegen! – Auf, marsch marsch! – Kehrt, marsch marsch! – Hinlegen …!“ und nach jedem Hinlegen seine schwarz glänzenden Stiefel neben meinem Gesicht; immer das gleiche hämische Lächeln um seine Lippen, auf meinen neuerlichen Zusammenbruch lauernd. Er wird sich nicht nur mit meinem körperlichen Zusammenbruch allein zufriedengeben. Es geht ihm darum, mich seelisch zu brechen, seine dreckigen, peinlich sauberen Stiefel auf meinen gebrochenen Selbstwert zu pressen.
Du verdammtes Schwein, du Drecksköter! – versuche ich meinen ansteigenden Haß abzureagieren. Ich spüre, wie sich die Wut immer weiter in mir aufstaut. Immer dieses erhabene Grinsen, herausfordernd und gemein, sicher, so verdammt sicher in seiner Befehlsherrlichkeit. Dieser Polack, der verirrte! Heute Übergermane, gestern noch Arbeitsloser in einem Nest weit im Osten Deutschlands, bemühe ich mich abzukühlen.
„Hinlegen! – Auf, marsch marsch! – Hinlegen! – Kriechen! – Gleiten! – Robben! – Hüpfen! – Hüpfen, Sie schlappe Pfeife!“
Im letzten Hinstürzen reiße ich mir, nach Luft ringend, die Gasmaske vom Gesicht. Ich bin zum zweitenmal am Ende. Für Pandrik ist es aber nur ein

halber Sieg. Seine Stimme überschlägt sich, als er mir mehrmals befiehlt, die Gasmaske wieder aufzusetzen.
Ich kauere, über den schweren Tornister gebeugt, auf den Knien. Hat denn dieser Schinder noch immer nicht genug? brodelt es in mir. Und wieder diese glänzenden Stiefel vor dem Gesicht und das Geschrei dicht über mir, während ich keuchend mich zu sammeln suche. „Stehen Sie auf, Sie müder Knabe! Los, los! Stehen Sie auf! Hören Sie nicht, Sie schlapper Sack?!“
Und immer noch die schwarz glänzenden Stiefel – symbolhaft im Gegensatz zu meinem Zusammenbruch; sein geifernder, brüllender, schmähender Mund dicht über mir.
Es ist genug! Mit letzter Kraft richte ich mich ruckartig auf und schlage mit Wucht meinen behelmten Kopf gegen das Gesicht Pandriks. In einem klatschenden Schlag erstirbt das Gebrüll, während ich schon wieder zu Boden sinke, diesen Kraftakt mit neuer Schwäche bezahlend.
„Stehen Sie auf!“ vernehme ich eine Stimme in ruhigem Ton. Ein weiteres Paar Stiefel sehe ich neben mir. Ich drehe mich zur Seite und sehe Obersturmführer Schöner neben Pandrik. Im Aufstehen suche ich irgendwo Halt und greife in den Stacheldraht des KL-Zaunes. „Nehmen Sie Ihren Tornister auf und gehen Sie in Ihre Unterkunft!“
„Unterscharführer, Sie begeben sich ins Krankenrevier und lassen sich Ihre Unfallverletzung behandeln! Auf eine Unfallmeldung verzichte ich, nachdem ich selbst Zeuge des Unfalles war.“ Und dann ein abschließendes, sehr energisches: „Ist das klar?!“
Während ich meinen Tornister wegschleppe, reißt seine Verschnürung, und die Betonziegel fallen heraus auf die Erde.

Kurz vor Weihnachten werden wir von einer anderen Einheit abgelöst und kehren nach Oranienburg zurück. Es ist eine tote Zeit gewesen. Nur das Erlebnis mit Pandrik und Obersturmführer Schöner hat etwas zu meiner Menschenkenntnis beigetragen; trotzdem verlorene Wochen, wie so viele schon.

In Oranienburg ist alles grau in grau. Schneeflocken fallen lautlos in graue Wasserlacken. Das Sommerhalbjahr ist zu Ende, ohne Hoffnung auf den fröhlichen Winter unserer Bergheimat mit dem ausgelassenen Kindergeschrei beim Rodeln, Schilauf oder Schneemannbau. Mürrisch – scheint es mir – sehen die Menschen dem Winter entgegen.
Die Kompanie wird in zwei Raten auf Festtagsurlaub geschickt. Ich habe das Glück und fahre mit der ersten über die Weihnachtsfeiertage nach Hause.
„Zu Hause“ – wo ist das eigentlich jetzt? Ein Elternhaus im üblichen Sinne habe ich doch nie gekannt! Von meiner Geburt an habe ich doch nur „Stationen“ in meinem Heranwachsen kennengelernt.
Zuerst war es ein Krankenhaus in Wien, einer Stadt, die mir geeignet schien, das Podium dieser Welt zu betreten. Im dämmerhaften Kleinstkindstadium wechselte ich mehrmals die Plätze irgendwo südlich von Wien. Man ist ja schließlich auch etwas wählerisch hinsichtlich seiner näheren Umgebung. Als ich aus den ärgsten Nöten meines ersten Entwicklungsstadiums heraus war, fand ich mich schon in meinem alten, geliebten Waidhofen. Hier kann ich mich schon auf wichtige Begebenheiten bis zu einem Alter von zwei Jahren zurückerinnern: so zum Beispiel auf das Verschlucken eines Kalenderzettels, was mir Todesängste bereitete, bis sich eine gnadenvolle Hand fand, mir durch das Hineinschmuggeln eines ähnlichen Kalenderblattes in den Inhalt meines Töpfchens dessen beschwerdenlose Passage durch mein Innenleben zu dokumentieren, was ich nicht ohne erhebliches Mißtrauen akzeptierte.
Ich erinnere mich recht gut der ewig muffig-feuchten Einzimmerwohnung im Tiefparterre des Hauses Ybbsitzerstraße 42, an den späteren Umzug in den ersten Stock, hier schon der Raum luxuriös durch eine Holzwand in Schlafraum und „Wohnküche“ getrennt.
Ich war der Gattin meines Onkels, eines Sägewerksarbeiters, in Obhut gegeben worden. Meinen Onkel mochte ich, dagegen gab mir seine Frau keinen Anlaß, ihr ähnliche Gefühle entgegenzubringen. In den fünf Jahren ihres Einwirkens auf mein Kindsein habe ich viel Häßliches und auf Lebenszeit Bedrückendes kennengelernt. Die wenigen Menschen, die mir in

diesem Lebensabschnitt freundlich begegneten, blieben daher umso besser in meiner Erinnerung.
Auch dieses Stadium ging vorüber. Im Haus nebenan, Nr. 40, fand ich nach Schulbeginn freundliche Aufnahme und geordnete Verhältnisse. Üppigkeit in jeder Form war auch hier fremd, doch das war nicht von Schaden. Als mir dieser gnadenvolle Wechsel zuteil wurde, hatte ich in der Volksschule gerade die Schiefertafel mit dem Schreibheft getauscht.

All das kommt mir in den Sinn, während ich, in die Ecke meines Fensterplatzes gekauert, das jetzt ungastliche Land an mir vorbeiziehen lasse.
Schon heute abend werde ich zu Hause sein. Es ist doch mein Zuhause! Sie werden sich mit mir des Wiedersehens freuen, und das ist doch recht viel! Nach zehnstündiger Bahnfahrt quer durch das deutsche Land, zurück über denselben Schienenweg, über den ich vor acht Monaten gekommen war, treffe ich in der alten Stadt ein. Die Wiedersehensfreude ist groß. Aus dem „Schulbuam" ist ein junges, fesches Mannsbild geworden. Als ich mich vor meinem ersten Ausgang im schneidermeisterschen Anprobenspiegel nicht ganz ohne Eitelkeit betrachte, stelle ich fest, daß ich wirklich ganz gut anzuschauen bin – so meine ich halt. Allzuschnell vergehen die wenigen Tage, die ich im altvertrauten Kreis auch mit meiner Mutter verbringen kann. Weihnachten ist hier wie immer ein Fest der Familie, ein Fest des Zusammengehörens, eine Feier ohne große Worte. Der Lichterbaum ist für die Alten noch das geblieben, was er ihnen in ihrer Jugend war. Zwischen den Feiertagen erreicht mich ein Schreiben meiner Einheit mit der Mitteilung, daß unsere neue Kaserne vollkommen ausgebrannt sei. Die Kompanie werde nun behelfsmäßig in der alten Kantine untergebracht.
So trete ich mit recht gemischten Gefühlen meine Rückfahrt vom ersten Urlaub meines Lebens an.

Der Brandenburger Winter – gottlob nur kurz – neigt sich bereits wieder dem Ende zu. Außer Regen nichts gewesen, könnte man sagen. Ein bißchen dünnes Glatteis, kalter Wind über dürrem, altem Gras, auf dessen Grund ein Gemisch von Rauhreif und grauem Schnee erkennbar ist, wenn wir uns, in näherer Betrachtung mit Waffen und Ausrüstung, während der sich immer mehr steigernden Gefechtsdienste robbend und gleitend darüber hinwegbewegen. Nachtalarme, Nachtmärsche und -gefechtsübungen sind jetzt häufig. Wenn wir nach Marschkompaßzahl in finsterer Nacht durch unbekanntes Gelände stolpern und uns, vom Regen durchgewaschen, verirrend in die Leere verlaufen, fluchen wir alle Heiligen vom Himmel. Aber dieser Dienst ist unsere eigentliche Aufgabe, und dieser „seelische Stuhlgang“ ist durchaus in Ordnung.
Ich habe mich zur Kraftfahrer-Ausbildung gemeldet. Sie beginnt zu der Jahreszeit, als die Sonne rasch und deutlich an Kraft gewinnt.
Für mich ist es ein weltbewegender Augenblick, als ich zum erstenmal am Lenkrad eines Mannschaftstransportwagens, kurz MTW, durch das Lagertor fahre. Das weit geöffnete Tor – so groß, daß drei MTW nebeneinander passieren hätten können – wird für mich zum bänglichen Problem, dem allen Fahrschülern bekannten „Geht’s oder geht’s nicht?“ Erst einmal im gemäßigten 40-km/h-Fließverkehr mitschwimmend, ist mir schon wohler. Hauptsache, zu wissen, wo die Bremse ist, und wenn es darauf ankommt: draufgestiegen, daß die Fahrschüler auf der Ladefläche hinter mir, Unfreundliches von sich gebend, gegen das Führerhaus knallen. Die übrigen Verkehrsteilnehmer müssen sehen, wie sie mit heiler Haut und Karosserie davonkommen! „Jeder Teilnehmer am öffentlichen Straßenverkehr hat sein Verhalten so einzurichten, daß kein anderer, mehr als nach den Umständen unvermeidbar, behindert oder belästigt wird!“ Jeder also! Aber in erster Linie die anderen, denn ich bin der „unvermeidbare Umstand“!
In den ersten Tagen der Fahrschule habe ich Zweifel, ob ich zum Erlernen des Kraftfahrens in diesem Kurs bin. Es verstärkt sich der Eindruck, daß ich hier meine athletische Kondition zur bisher nicht erreichten Höhe schrauben soll. Wenn beim Zurückschalten der Motor im Zwischengas sirenenhaft aufheult oder im 40-km/h-Bereich der Wagen im fünften Gang zu hoppeln

beginnt oder man während eines Haltes die Funktion der Einspritzpumpe nur verschleiert andeuten kann, dann bedeutet das: „Zwei Meilen im Schweinsgalopp hinter unserem Dampfer!“
Unterscharführer Brodkorb – schon im Zivilberuf Fahrlehrer gewesen – ist ein Meister seines Faches, und wir nehmen seine „Schikanen“ willig in Kauf. Überdies legt er die Routen immer so an, daß wir bei jeder Ausfahrt ein neues, unbekanntes Stück Deutschland kennenlernen: einmal ist es das Schiffshebewerk am Finow-Kanal in Eberswalde, ein andermal der Berliner Tiergarten oder Schloß Sanssouci in Potsdam. Einmal lagern wir irgendwo an der Havel und machen nach einem erfrischenden Bad technischen Unterricht am Fahrzeug, am Müggelsee erhalten wir Unterricht im Verkehrswesen, und am Wannsee machen wir eine längere Rast vor der ersten Nachtfahrt. Berlin durchkreuzen wir in allen Stadtteilen und in jeder Richtung zur Tages- und Nachtzeit. Es ist ein schöner, produktiver und abwechslungsreicher Abschnitt meiner Ausbildung. Als ich im Juni 1939 mit 16 Jahren meinen Führerschein für PKW und MTW bekomme, bedauere ich die Beendigung dieses Abschnittes.

Der Spieß, darüber erzürnt, daß ich seiner Autorität so lange entzogen gewesen bin, nimmt mich nachträglich aufs Korn, um meine verlotterten Kraftfahrer-Allüren – wie er sich ausdrückt – wieder aus meinen, zum gewöhnlichen Soldatendasein bestimmten müden Knochen auszutreiben. Spieße müssen nun einmal so sein.
Gefechtsdienst, Exerzieren und Wachdienst bis zum Platzen, Ausgang gibt es selten und nur am Wochenende. Ein Ausgehen in Zivilkleidung ist nicht gestattet. Das macht uns nun – da derselben schon entwöhnt – nichts mehr aus.

Heute morgens haben wir wieder einmal Wachunterricht unter besonderer Berücksichtigung der KL-Wache. Es soll sich während unserer

Abwesenheit von Oranienburg einiges ereignet haben.
Nach Berichten von Kameraden soll es trotz aller Sicherheitsmaßnahmen einem Häftling durch bestens organisierte Hilfe von außen gelungen sein, zu entfliehen. Es ist ihm nicht nur das Verlassen des Lagerbereiches, sondern auch die Flucht nach England geglückt. Es soll ein Fluchtprogramm nach Maß, mit Unterstützung durch ausländische Agenten, gewesen sein und weder eine Schießerei noch sonstige Gewaltanwendung gegeben haben.
Nach diesem Zeitpunkt ist es dem BBC-London jedenfalls möglich, detaillierte Berichte über das KL-Wesen einschließlich einigem Lügenaufputz, im besonderen über Sachsenhausen, zu senden. Von uns ist darin als „Eickes Bluthunden“ die Rede. Wie wir bei der strengen Einhaltung der Wachvorschriften zu dieser Ehre kommen, ist uns allen nicht klar. Wenn wir auch nicht annehmen, als Samariter hingestellt zu werden, so hätten wir doch mehr Objektivität in den öffentlichen Berichten eines britischen Senders erwartet.
Noch ahne ich nicht, was auf dem Gebiet der Massenbeeinflussung noch alles auf uns zukommen wird.
Im Zuge des Wachunterrichtes erkennen wir sofort, daß die Sicherheitsvorkehrungen noch erheblich verstärkt wurden. Für einen Alarmfall muß nicht nur die wachhabende Kompanie, sondern das ganze Regiment verfügbar sein; daher auch der verminderte Stadtausgang. Wir sollten bald Gelegenheit haben, das Funktionieren des Wachkörpers in einem Alarmfall kennenzulernen.

Als Glied einer Postenkette rund um eine Großbaustelle im Randgebiet des SS-Lagers stehe ich heute mit dem Rücken zur Reichsstraße. Ein neuer Lagerbereich mit Massivobjekten, die einmal die Holzbaracken ablösen sollen, ist hier im Werden.
Es war ein heißer Tag heute. Die Häftlinge sind abgerückt und in das KL zurückmarschiert. Wir warten auf das Hornsignal vom etwa 2 Kilometer entfernten Hauptturm des Lagers. Die übliche Wartezeit ist schon erheblich

überschritten. Allmählich dämmert mir, daß heute etwas anders verlaufen ist als sonst, als auch schon die Alarmsirene des SS-Lagers losheult.
Während wir weiter auf unseren Posten verbleiben, wird mit dem Dunkelwerden die Postenkette durch Dazwischenschieben von Mannschaften verstärkt. Scheinwerfer werden aufgefahren und patroullierende Trupps innerhalb des Suchgebietes eingerichtet, die in den von den Scheinwerfern nicht erreichten Dunkelgebieten Streifendienst versehen. Das nunmehr abgeriegelte Gebiet ist mehrere Quadratkilometer groß und wird intensiv durchsucht. Ein Lautsprecherwagen, der das Baugelände abfährt, fordert den gesuchten Häftling laufend auf, sich zu stellen. Trotz Einsatzes von Suchhunden bleibt die Aktion ergebnislos. Bis wir endlich abgelöst werden, ist längst Mitternacht vorbei.
Am nächsten Morgen ist es an uns, die alten Plätze wieder einzunehmen, und wir können so die Suchaktion gut beobachten. Jeder Ziegelhaufen wird umgeschlichtet, jeder Bretterstapel auseinandergenommen. Jeder Flecken Erde, der frische Schürfspuren aufweist, wird so weit umgegraben, bis es sicher ist, daß die Erdbewegung nur oberflächlich war. Alle Stellen, an denen im Laufe des vergangenen Tages gegraben worden ist, werden bis zum Urboden umgegraben, in der Annahme, der Häftling habe sich von seinen Mitgefangenen eingraben lassen – umsonst. Das frisch verlegte Kabel- und Kanalsystem wurde längst schon durchstöbert und besetzt – vergebens. Alle weitschliefigen Kamine werden gründlichst kontrolliert – ohne Erfolg. Während die Absperrungen aufrecht bleiben, wird die Suchaktion vorläufig eingestellt und ein Spezialkommando angefordert, welches alle bisher erstellten Rohbauten auf Maßstabgenauigkeit zu überprüfen hat.
Als die Sonne schon tief im Westen steht, trifft man auf Mauerwerk, welches nicht plangerecht versetzt wurde. Die Wand, die massiv sein sollte, klingt hohl. Nach wenigen Minuten holt man den Gesuchten ans Tageslicht. Den übriggebliebenen Zementmörtel und das Werkzeug hat er bei sich im Versteck. Es ist zwar unwahrscheinlich, daß er sich ohne Hilfe so schnell selbst einmauern konnte, das Vorgefundene gibt ihm immerhin die Möglichkeit, dies zu behaupten, um nicht die Helfer preisgeben zu müssen.

Nach dem Einrücken erfahren wir, daß die Häftlinge seit ihrer Rückkehr gestern abends in das KL immer noch auf dem Appellplatz stehen – nach einem Tag Schwerstarbeit, 24 Stunden ohne Speise und Trank in Reih und Glied, in sich wiederholenden Regenschauern.
Es ist eine Tortur, die abschreckend wirken soll. Überdies scheint es zweifelhaft, daß der Zusammenhalt innerhalb der Angehaltenen so gut ist, daß diese Maßnahme keine Folge für den verhinderten Flüchtling hätte. Neben der schweren körperlichen Züchtigung, die ihn wahrscheinlich erwartet, neben der Sonderhaft, die ihm gewiß sein dürfte, werden noch so manche Mithäftlinge, insbesondere die schon berüchtigten Kapos, ungestraft ihre Wut an ihm auslassen dürfen. Für meine Vermutung gibt es keine Bestätigung. Wir haben nie erfahren, welcher Art die Bestrafung wirklich war.

Bevor es Herbst wird, gibt es nochmals Fluchtalarm im Lager. Ein Häftling eines Waldkommandos ist auf unerklärliche Weise verschwunden. Es handelt sich um ein mehrere hundert Mann starkes Holzfällerkommando, welches innerhalb des Arbeitsplatzes nicht so sorgfältig überwacht werden konnte. Zusammen mit Hundertschaften der Polizei wird das eingekreiste riesige Waldgelände durchkämmt. Schon nach wenigen Stunden wird der Geflohene, gut getarnt, von einer hohen Kiefer geholt.
Außer dem „Engländer“ ist keinem die Flucht aus dem Konzentrationslager geglückt. Nur beste Vorbereitung und wirksame Unterstützung von außen gewähren die geringe Möglichkeit, aus dem Bann- und Gefahrenbereich des Anhaltelagers zu entkommen. Ohne diese Hilfe und ohne genaue Planung ist auch nach einer geglückten Flucht aus dem inneren Sperrgürtel nur eine kurze Dauer der Freiheit beschieden.
In den Spätsommertagen des Jahres 1939 versehen wir letztmalig Wachdienst am Konzentrationslager; ein unserer jungen Truppe unwürdiger Abschnitt ist zu Ende.

Ein schöner Sommer neigt sich seinem Ende zu. Für etwa 14 Tage dürfen wir nach Hause fahren, um unseren im Winter unterbrochenen Urlaub zu beenden. Nun strolche ich überall umher, wo ich vor nicht allzulanger Zeit noch als Bub herumgepirscht bin: am schattigen Buchenberg, im ewig eiskalten Wasser der grünen Ybbs und im lauwarm sprudelnden Gequelle des Uribaches. Ich bummle durch die alte Stadt und die breite Lindenallee. Ich genieße es, bei meinen Ausgängen die Blicke förmlich auf mich zu ziehen. Sind die der Frauen und Mädchen staunend und freundlich, so zeigen sich die Männer überrascht – und etwas weniger freundlich. Denken die Mütter: welch fescher Soldat! so kann man den Vätern die Verwunderung über mich Jugendlichen in Uniform vom Gesicht ablesen.

In diesen Tagen nimmt meine Eitelkeit erheblich zu. Ich nehme all den Mut meiner 16 Lenze zusammen und lade mein ebenso lange wie heimlich angebetetes Mädchen zu einem Stelldichein. Als dies geschehen ist und das Briefchen unerbittlich seinen Weg zu der Verehrten nimmt, bin ich von meiner eigenen Courage erschüttert und hoffe innig, keine Gunst in ihrem Herzen zu finden.

Am Abend finde ich mich zur genannten Zeit auf der in meinem Brief bezeichneten Bank unter den alten Lindenbäumen ein, hoffend, nicht erhört worden zu sein. Recht aufgeregt überlege ich mir, was ich wohl sagen solle, wenn sie vielleicht doch käme. Auf jeden Fall bin ich fest entschlossen, mich punkt 19 Uhr bei Nichterscheinen als versetzt zu betrachten und spornstreichs die Stätte meines Wagemutes zu verlassen.

Eine Minute vor 7 Uhr abends: Mein Blick streift die Allee entlang. Keine Menschenseele zu erkennen. In einer Minute schafft sie es nicht mehr, auf der Bildfläche zu erscheinen: ganz ausgeschlossen. Aber pünktlich warte ich noch die Minute ab und erhebe mich danach erleichtert.

„Guten Abend!“ vernehme ich da eine freundliche Mädchenstimme hinter mir. Ich muß wohl recht wenig geistreich dreinsehen, als ich zur Begrüßung schreite. Meine schüchterne Verdutztheit ist wohl der Anstoß für die Heiterkeit, die von ihrem Gesicht strahlt. Es ist zwar fatal für mich, der ich unbedingt ernstgenommen werden will, aber schließlich geht ihre Unbefangenheit auch auf mich über. Nach eingetretener Dunkelheit haben sich unsere Herzen so weit genähert, daß ich meinen allerersten Kuß in

Szene setzen kann. Leider gelingt mir auch dies daneben. Er landet nicht auf den wartenden Lippen Erikas, sondern auf deren teilnahmsloser Nasenspitze.

Am Beginn des Opferganges

Der Urlaub ging zu Ende und mit ihm der Sommer 1939. Am politischen Horizont herrscht Gewitterstimmung. Über Nacht sind wir mit einer großen Anzahl von Mannschaftstransportwagen ausgestattet worden, ehemals zivile PKWs, feldgrau lackiert, kommen zur Ergänzung noch dazu. Mir wird im Rahmen der Kompanie ein DKW-Personenwagen zugeteilt, der künftig für den Führer des 1. Zuges vorgesehen ist.

Verladeübungen im Alarmfall wechseln mit Kolonnenfahrten innerhalb des Lagerbereiches. – Die derzeitige Latrinenparole lautet: Ein geringer Teil des neuen Fuhrparks sei anstelle des feldgrauen Anstriches mit zivilen Firmenaufschriften versehen worden und habe vollmunitioniert und mit einer starken, als Sportmannschaften getarnten Besatzung über Nacht den Kasernenbereich verlassen. Wenige Tage später habe die BBC einen Vorfall gemeldet: Im Hafen von Danzig sei beim Entladen eines mit Fußballausrüstung beladenen LKWs das Seil des Kranes infolge von zu gering deklariertem Gewicht gerissen und das Fahrzeug ins Meer gestürzt. Es wäre der mit Minen beladene Transportwagen gewesen.

An einem der letzten Augusttage haben wir die Ausgehuniformen und alles, was nicht im Tornister mitgenommen werden kann, geordnet und mit Namen versehen, in der Bekleidungskammer zur Aufbewahrung abzugeben. Tellerminen und Sprengmunition werden verladen und bleiben unter Bewachung auf den Fahrzeugen. Gewehr- und MG-Munition wird an die Mannschaft ausgegeben. Wir spüren deutlich, hier hat sich etwas zusammengebraut, was nicht mehr diplomatisch gelöst wird.

1. September 1939: Ich gehe gerade über den weiten Exerzierplatz und nähere mich unserer provisorischen Unterkunft, dem grünen Kantinengebäude, da knackt es im Lautsprecher, den man an der

Außenwand angebracht hat. Der Führer spricht zum deutschen Volk. Es ist eine harte Abrechnung mit den die deutsche Bevölkerungsminderheit quälenden und mordenden Polen. „Seit heute früh um 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!!"
Begeistert jubeln junge Soldaten. Es ist die Geburtsstunde des Zweiten Weltkrieges.

Alarm! – Nächtliches Gehaste. Hundertmal geübt, und doch diesmal so vollkommen neu. Aufgeregtes Getrappel der eisenbeschlagenen Stiefel auf den hohl klingenden Holzfußböden, hinuntergewürgte Bissen zwischen Empfang der Marschverpflegung und Verstauen der Tornister.
Zwei Stunden nach Auslösen des Alarmes rollen wir laut vorbestimmtem Transportplan durch das nächtliche Oranienburg. Berlin verlassen wir beim Tagwerden. In der folgenden Nacht rücken wir in Breslau ein; Truppenbewegungen allerorts. Wir Fahrer schlafen auf unseren Sitzen, während sich die Mannschaft um das Auftanken kümmert. Dann geht es endlich ruckweise weiter, immer wieder von marschierenden Kolonnen behindert. Sehr große Aufgaben scheint man uns nicht zugewiesen zu haben, sonst hätten wir wohl Vorrang. Transporte mit Verwundeten kommen aus den Kampfräumen. Wir hören nicht einmal von fern den Kanonendonner des Hauptkampfes, nur ab und zu stotterndes MG-Feuer. In einem recht sumpfigen Landstrich, in dem mein LKW gleich einmal bis zu den Achsen versinkt, überschreiten wir die polnische Grenze. Ostrowo ist unser erstes Einsatzgebiet: Festsetzen und Entwaffnen versprengter polnischer Einheiten. Dann geht es weiter über Kalisch nach Turek und bis Lodsch. Je weiter wir in das polnische Land kommen, umso reicher wird unsere „Beute". Die erschöpften polnischen Soldaten ergeben sich in ihrer aussichtslosen Lage. Sie beklagen sich bitter über ihre Führung, die ihnen den Gegner als Pappsoldaten-Armee dargestellt hatte. Wenig später schwenken wir nach Norden, wo wir immer häufiger Wälder zu durchkämmen haben, in denen sich Infanterie und Kavallerie verborgen halten. Auch hier gibt es keine großen Kampfhandlungen. Ohne

Verpflegung und Munition ist jeder ernste Widerstand weit hinter der Frontlinie unmöglich. In Wloclawek erreichen wir schließlich die Weichsel, für uns das Ende des Polenfeldzuges. In keinem unserer Einsätze war Tapferkeit vonnöten gewesen. Wir hatten nur das Strandgut des Krieges zu bergen. Trotzdem, es stört uns kaum, nun nicht mehr vor polnischer Kavallerie und verzweifelt nach Ausbruchsmöglichkeiten suchenden Infanterieverbänden auf der Hut sein zu müssen und ein paar Nächte im Schutze einer Wache durchschlafen zu können.

Wenige Tage nach Beendigung des Polenfeldzuges befinden wir uns schon wieder auf dem Marsch Richtung Heimat. Zu unser aller Überraschung geht es aber nicht Richtung Berlin, sondern nach Südwesten und später auf der Autobahn bis kurz vor München. Dort werden wir von Verkehrsposten nach Dachau gewiesen. Uns schwant Böses, ähnlich wie nach dem Sudetenland-Einsatz.
Wir werden auch prompt zum Konzentrationslager dirigiert. Nur, diesmal sind wir nicht außerhalb, sondern mittendrin in den Häftlingsbaracken. Sie stinken derart nach Desinfektionsmitteln, daß wir vermeinen, zehn Jahre gegen die Pest gefeit zu sein. Die Betten stehen dreistöckig in engen Reihen. Der Schläfer im obersten Stock darf nur mit gemäßigtem Temperament vom Schlaf auffahren, sonst schlägt er sich an der Decke den Schädel an. Wenn wir zwischen den Baracken zum Appell antreten oder zum Essenempfang zur Küche marschieren, fällt unser Blick auf die Inschrift nahe dem Lagertor: „Arbeit macht frei!“
Man hat also kurzerhand einen Teil des Konzentrationslagers von den Häftlingen geräumt und uns in deren Unterkünfte gesteckt. Mit ihrer Bewachung haben wir nichts zu tun.
Der Dienst ist enorm streng. Hier im Konzentrationslager Dachau entsteht die SS-Totenkopf-Division als selbständiger, vollmotorisierter Wehrverband. Aber mußte es gerade Dachau und noch dazu das Konzentrationslager sein, das künftig als Geburtsstätte unserer Division zu gelten haben würde?

Und da ist noch etwas: Der Totenkopf auf unseren Kragenspiegeln – nun schon seit eineinhalb Jahren vertrautes Emblem – wird künftig auch den KZ-Wachmannschaften in gleicher Weise dienen. Wie wird man Feldtruppe und Wachmannschaft in Zukunft unterscheiden können? Ein Umstand, für den wir zwar gar kein Verständnis haben, dem wir aber im Augenblick nicht das Gewicht zumessen, das ihm gebührt. Mit Ausnahme eines Unterscharführers der Reserve – im Zivilberuf Rechtsanwalt – wird eigentlich noch kaum darüber gesprochen. „Der Himmler hat uns das eingebrockt!“ Ein Minuspunkt mehr für den obersten Chef der gesamten SS. Was schadet es schon? Wir mögen ihn ohnedies nicht.
Der entstehenden Division wird ein starker Anteil von Reservisten zugeführt. Diese Männer, altgedient und im Berufsleben bewährt, werden vorwiegend an Stellen eingesetzt, wo sie ihre gewonnenen Erfahrungen bestens verwerten können. Sie sollen für die Division im weiteren Verlauf von großem Nutzen sein. Sie werden als Köche, Schneider, Schuster, Fahrer von Nachschub- und Troßfahrzeugen, in Kanzlei- und Verwaltungsstellen eingesetzt, während es der Jugend vorbehalten bleibt, die Gefechtseinheiten zu bilden. Wir Jungen lernen von den alten Hasen viel und sind dankbar für manchen guten Tip, wenn wir einmal nicht weiterwissen.
Wieder werden schon bestehende Einheiten zerrissen, Freiwillige für diese oder jene Waffengattung gesucht, Dienststellen gebildet und neu besetzt, umbesetzt, aufgelassen und neu erstellt. Nach einkehrender Ruhe in den Umgruppierungen zeichnet sich allmählich ein Bild der neuen Division ab. Von alten Kameraden bin ich getrennt, neue treten an ihre Stellen. Von den ehemaligen aus der Oranienburger Rekrutenzeit ist kein einziger mehr bei mir.
Von der 1. Kompanie bin ich zum Bataillonsstab abgestellt worden. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß ich meinem neuen Kompaniechef nicht zu Gesicht stand. Wir mochten uns auf Anhieb nicht! In ihm sah ich nicht den Führer seiner Männer, sondern den neuen Typ der rücksichtslosen „Herrennatur“. In seinem Gesicht spiegelten sich brutale Härte und Intelligenz. Er hatte mich wegen einer Geringfügigkeit vor angetretener Mannschaft fürchterlich angeschnarrt. Am nächsten Morgen, als er die Kompanie mit „Heil Hitler, Kompanie!“ begrüßte und diese den

Gruß mit einem gekürzten „Heitler!“ erwiderte, hielt ich meinen Mund – in der ersten Reihe stehend – trotzig geschlossen. Darauf Hauptsturmführer Kalthofen laut und überlegen: „Ich verzichte auf Ihren Gruß!“ Ich dachte mir ein Zitat aus der Ritterzeit, und damit waren die Fronten klar.

Im Gegensatz zu den jungen Freiwilligen und den älteren Reservisten, die als Nationalsozialisten im ideellen Sinne gelten können, ist Hauptsturmführer Kalthofen ein fanatischer Nationalsozialist, der es sich bei seinen weltanschaulichen Unterrichten deutlich zur Aufgabe macht, etwas von seiner Einstellung auf uns zu übertragen. Bei den Reservisten gelingt ihm das nicht ausnahmslos, sie haben schon eigene festgefügte Ansichten. Uns junge Menschen, die wir mehr als Nationalisten mit einem festen Glauben an ein geeintes Deutschland gelten können, verwirrt er mit seinen fanatischen Ansichten.

In den nächsten Tagen sollte er auch gleich zur Tat schreiten. Jener Unterscharführer, vormals Rechtsanwalt mit akademischem Grad, muß eine Äußerung von sich gegeben haben, die imstande war, Großdeutschland in seinen Grundfesten zu erschüttern: Meldung an Hauptsturmführer Kalthofen, Anklage vor versammelter Einheit, Verurteilung, Degradierung und Herunterreißen der SS-Spiegel. Er wird „mit Schimpf und Schande“ aus der Waffen-SS ausgestoßen und nach Anziehen des KL-Häftlingsrockes in das angrenzende Konzentrationslager abgeführt.

Der Vorfall gerät bald wieder in Vergessenheit. Die Vervollkommnung der Ausbildung an neuem Kriegsgerät und neuen Waffen nimmt uns völlig in Anspruch. Endlich werden wir die alten Weltkriegs-Maschinengewehre los. Statt dessen bekommen wir tschechische luftgekühlte leichte und schwere MGs. Weiterhin ist die deutsche Munition für sie verwendbar. Waren wir vorher Schwerarbeiter, so fühlen wir uns jetzt als eine Art „sportliche Infanterie“.

Auffallend häufig werden nun Nachtübungen durchgeführt. Nachtmärsche, Nachtgefechte, nächtliche Späh- und Stoßtruppübungen und das Beziehen von Bereitstellungen bei Nacht wechseln einander ab. Man hat offensichtlich erkannt, wo der wunde Punkt unserer bisherigen Ausbildung lag.

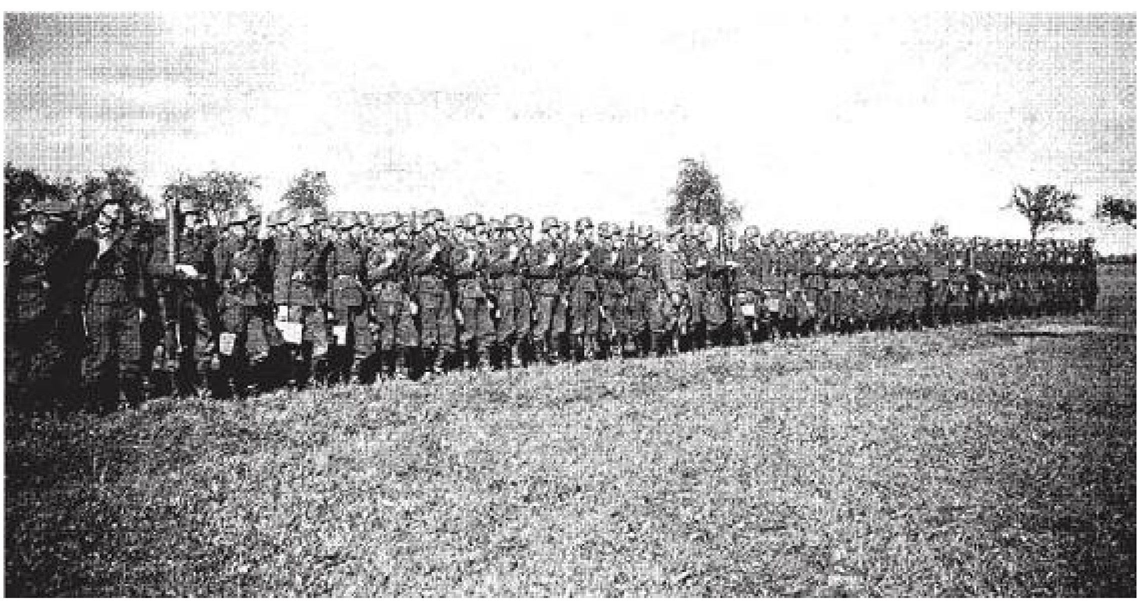
Im November ist die Ausrüstung der Division abgeschlossen, und sie wird in den Raum Nordwürttemberg verlegt. Der Stab des I. Bataillons vom Infanterie-Regiment 2 und die 1. Kompanie treffen nach eiskalter Nachtfahrt in Lauffen am Neckar ein. Stocksteif gefroren stolpern wir in der Dunkelheit, unsere Privatquartiere suchend, durch das alte Städtchen. Auf meinem Quartierschein steht der Name Maria Stolp mit Straße und Hausnummer. Ich habe gar nicht weit zu gehen und finde am Ziel ein nettes Fachwerkhäuschen wie aus einem Märchenbuch. Eine alte Frau, vom Leben gekrümmt, mit scharfen Gläsern über den Augen, empfängt mich freundlich. Sie hat schon alles für „ihren Soldaten" vorbereitet: eine herrlich warme Stube, ein warmes Mahl und ein weiches Bett in der Kammer unter dem spitzen Giebeldach. Wie gefällt es mir bei „Frau Holle"! Junge Soldaten haben es gern, wenn sie als gehärtet angesehen werden, umso lieber lassen sie sich einmal verwöhnen.

Mein Kamerad Petereit zieht in das Haus gegenüber. Als ich am nächsten Morgen aus dem Fenster blicke, um ihm den Abmarsch zum Morgenappell zu signalisieren, sehe ich zwar keinen Soldaten, jedoch das reizende Haustöchterchen aus einem der schmucken Fenster schauen. Glück muß der Mensch haben! Mathilde heißt die Maid.

In dem Neckarstädtchen verbringen wir viele Wochen. Unser Aufenthalt ist gekennzeichnet von einer überaus herzlichen Aufnahme durch die Lauffener Bevölkerung. Für sie sind wir nicht SS, sondern ganz einfach junge Soldaten, denen noch schwere Zeiten bevorstehen werden. Gemeinsam spüren wir den kommenden Waffengang; die Männer voll stolzer Erwartung, die Frauen mit dem bangen Ahnen ihrer Mütterlichkeit. Wir zeigen uns gelassen, fiebern aber der ersten harten Bewährungsprobe entgegen. Unsere Division mit dem stolzen Namen soll die härteste, zäheste, schneidigste und ritterlichste aller Divisionen sein. Es hat uns Hoffart ergriffen.

Der Lauffener Winter ist in diesem Jahr bitterkalt. Die Stolp-Mutter strickt mir einen wollenen Ohrenschützer, damit ich mir nur ja keine Erfrierungen

hole. Der Dienst ist – wie immer – streng und hart. Es gibt keinerlei Rücksichtnahme auf Wetter und Geländebeschaffenheit. Wir robben Hunderte von Metern über den eisig hart gefrorenen Boden und durchqueren bis zum Bauch im frostkalten Wasser Bäche und Flüsse. Unser Übungsparadies reicht bis dreißig Kilometer im Umkreis. Wenn wir vom schweren Gefechtsdienst oder einem Ausmarsch zurückkehren, hallen unsere Lieder durch die Straßen des Städtchens, unserer eigenen Müdigkeit zum Trotz und den Lauffenern zum Spaß. Von der Feldküche hole ich dann immer den Eintopf für meine Quartierwirtin, während für mich etwas Hausgemachtes auf dem Tisch steht.
Damit ich als Kraftfahrer nicht aus der Übung komme, erhalte ich zwischendurch Fahraufträge in der Umgebung Lauffens. In Stuttgart verliere ich fast die Zwillingsräder von meinem MTW, weil die Radmuttern nicht angezogen worden waren. In Heilbronn knalle ich mit einem „Stoewer-Greif" auf schneeglatter Fahrbahn mit meinem Spieß an Bord gegen eine Parkmauer. Es tobt der Spieß, es tobt der Schirrmeister, als ich mit der Klamotte am Abstellplatz eintreffe. „Nie mehr wieder bekommen Sie ein Fahrzeug anvertraut!" Ich bin ehrlich schwer erschüttert von dem mir widerfahrenen Pech. Aber wo sollte ich Wintererfahrungen gesammelt haben?



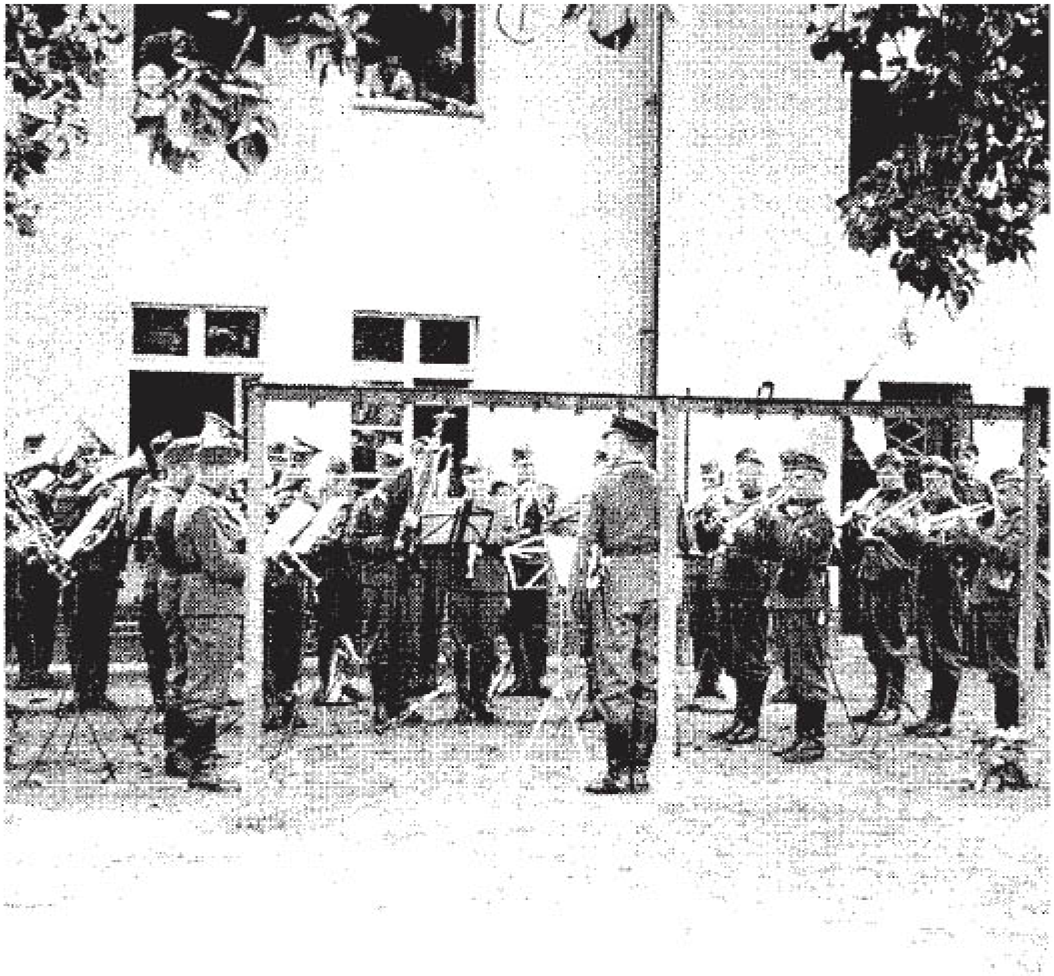
Die 6. Kompanie des 2. Infanterie-Regiments 1938 im Rheintal gegenüber der französischen Maginot-Linie (der Verfasser in der 1. Reihe, 9. v. l.).



Obersturmführer Schöner mit den Männern seines 1. Zuges (der Verfasser kniend, 1. v. r.).



Der 1. Zug der 6. Kompanie auf dem Marsch an das Rheinufer bei Appenweier.



Platzkonzert unseres Musikzuges am Truppenübungsplatz Zossen.



Gewehrübungen am Truppenübungsplatz Münsingen.



Unterscharführer Pandrik (rechts) wird Erich Meier, einem Mann seiner Gruppe, nicht verzeihen, daß er beim Ausrüstungsappell den Ärger des „Spießes“ herausgefordert hat.



Hauptsturmführer Fritz Knöchlein (hier bereits Obersturmbannführer) – der Mann, der mir nach dem Leben trachtete, weil ich Zeuge seiner Verbrechen war.

Weihnachten 1939 feiern wir in Lauffen, mein erstes Weihnachtsfest bei der Truppe. In einem festlich gerichteten Schulsaal, auf dessen Bühne ein herrlicher Tannenbaum mit blauen Kerzen den Raum beherrscht, finden wir uns zur Abendstunde ein.

Unser Bataillonsadjutant, der die Feier leitet, spricht zu uns und erklärt den Sinn dieses Lichterfestes, von der Sonne, die von nun an wieder an Kraft gewinnt, bis sie die Starre des Winters überwunden hat und neues Leben aus dem Boden sprießen läßt, und vom Fest der Sonnenwende unserer

Vorfahren. Seine kurze Festrede abschließend, gibt er der Hoffnung Ausdruck, daß wir im nächsten Jahr alle wieder das Fest gemeinsam feiern können.
Von mir – dem Jüngsten – werden die Kerzen entzündet, während der Älteste unter uns jedem Licht Sinn und Widmung gibt.
Nach dem zeremoniellen Teil geht es an eine Tafel, wie wir sie in unserem spartanischen Soldatenleben noch nicht kennengelernt haben. Wir haben alle zusammengelegt und vom landwirtschaftlichen Betrieb eines unserer Reservisten ein gewichtiges Schwein gekauft, das nun in Form von Wiener Schnitzeln und Schweinebraten zusätzlich zur weihnachtlichen Truppenverpflegung auf die Tische kommt. Lauffener Hausfrauen haben die Tische mit Bettlaken festlich gedeckt und mit Tannenzweigen geschmückt. Die Lauffener Gemeinde hat ein Fäßchen Wein beigesteuert und somit für Festtagsstimmung bestens gesorgt.
Als die Feier ihren Höhepunkt erreicht, ziehe ich mich zurück und setze mich mit meiner Quartierwirtin noch an ihrem kleinen Lichterbaum zusammen. Sie erzählt mir aus ihrer so weit zurückliegenden Jugendzeit, und ich zeige Bilder aus meiner Heimat. Es ist ein freundlicher, familiärer Ausklang des Heiligen Abends.

Am 29. Jänner 1940 kann ich gerade noch meinen 17. Geburtstag mit Mutter Stolp feiern. Schon der nächste Tag findet uns auf dem Truppenübungsplatz Münsingen im „schwäbischen Sibirien“.
Zurück lassen wir die herzliche Gastfreundschaft und die vielen hübschen Mädchen, an deren „Noi noi, i gang alloi hoim!“ wir uns so manche Abfuhr geholt hatten. Zurück lasse ich meinen täglichen heißen Frühstückskaffee unter der wollenen Wärmehaube und das herrliche Früchtegelee. Wir nehmen alle guten Wünsche der Männer, Mädchen und Frauen mit auf unseren Weg in das Ungewisse. Mutter Stolp sehe ich nie mehr wieder. Noch lange sollen mich ihre Grüße und Päckchen in fernen Ländern erreichen, ehe sie auf dem Lauffener Friedhof zur letzten Ruhe gebettet wird.

Zehn Mann unserer Einheit haben ein Schwaben-Mädchen zur Frau genommen, aber nur einem sollte es gelingen, den Krieg heil zu überstehen.

Der Truppenübungsplatz Münsingen ist das richtige Lager, um uns das zivile Lauffen wieder auszutreiben. Denn Lauffen mit seinen Privatquartieren war in den Augen unserer Vorgesetzten kein Idealfall von Soldatentum. Erst einmal in seiner Unterkunft, war der Grauberockte außerhalb der normalen Dienstzeit nur sehr schwer wieder in Reih und Glied zu bringen. Darum haben uns die bürgerlichen Kemenaten auch so gut gefallen.

Im Lager werde ich zur allgemein ungeliebten Nachrichtenstaffel abkommandiert. Es ist dies die Quittung für meine kraftfahrerlichen Eskapaden. Ich bin von dem Wechsel keineswegs beglückt. Wie sich bald herausstellt, bin ich als Funker nur bedingt einsetzbar. Die „magische 70“ im Geben und Nehmen ist für mich nicht überschreitbar, also werde ich Blinker und Fernsprecher. Eines Tages nütze ich eine Gelegenheit und melde mich zur Pak-Bedienung, für die Freiwillige gesucht werden. Die Männer an den leichten, rassigen Kanonen haben eine pfundige Kameradschaft und hängen mit stolzer Liebe an ihrer Waffe. Leider mißlingt mir mein Fluchtversuch, denn bei meiner kräftigen Statur bin ich für die Fortbewegung des 2.000 m langen schweren Feldkabels auf dem Buckel, durch Bäche und Schluchten, unentbehrlich. Tückisch warte ich auf weitere Gelegenheiten, um von den Fernsprechern wieder loszukommen. Es gibt auch unter ihnen gute Kumpel, aber als Waffe habe ich mir nun einmal kein Telefon erträumt.

Die Ausbildungszeit in Münsingen schließt mit einem Divisionsmanöver unter scharfem Schuß ab. Massenhaft Wehrmachtsgeneralität beobachtet die Übung. Es ist ein toller Zauber, den unsere Artillerie, Granatwerfer, Pak und Infanteriegeschütze hinlegen. Die anzugreifenden Betonbunker stehen im flammenden Feuerhagel. Die sMG schießen über die Köpfe der angreifenden Kompanien. Wir laufen unter den Flugbahnen der MG-Geschosse mit den Strippen und legen die Leitungen vom

Bataillonsgefechtsstand zu den Kompanien. Die Pioniere springen, in den frischen Granattrichtern immer wieder Deckung nehmend, an Drahtverhaue und Bunkerscharten heran und zünden ihre gestreckten Ladungen. Die Infanterie springt wie gelernt „in ihre explodierenden Handgranaten“. Die rotbestreifte Heeresgeneralität zeigt sich voll zufrieden. Unsere Division ist einsatzfähig. Wir haben aber auch den ersten Schwerverwundeten durch Granatsplitter.

Von Münsingen verlegen wir nach Winterberg im Sauerland. Wieder kommen wir in Privatquartiere. In meinem Fall unterscheidet es sich vom vorigen durch die sehr begrenzte Herzlichkeit der Hauswirte. Das Familienoberhaupt ist Beamter der Reichsbahn, und sein Verhalten läßt den Schluß zu, daß seine Stellung in Beruf und Partei es ihm zur Verpflichtung werden läßt, sich auf Wochen durch derbe Knobelbecher den bisherigen Pantoffel-Hausfrieden stören zu lassen.

In Winterberg erleben wir nach hohen Schneelagen und bitterkalten Tag- und Nachtübungen den Wechsel zu einem erlösenden Frühling. An einem Sonntag wandere ich von hier aus zum Ursprung der Ruhr. – In Winterberg setze ich auch meine Unterschrift unter die Austrittserklärung aus der katholischen Kirche. Zu diesem Akt werde ich in keiner Weise genötigt. Es sind auch nicht allzu viele, die sich zu diesem Schritt entschließen. Eine Umfrage wegen eines Beitrittes zur NSDAP bleibt ohne Interesse; auch hier keinerlei Nötigung oder Zwang.

Unsere Partei ist die Truppe, die Gebote – uns immer wieder eingehämmert – sind Kameradschaft, Opferbereitschaft und Fairneß im Kampf.

Der Westfeldzug

Der Frühling schmilzt gerade den letzten sauerländischen Schnee, als alle im Gebiet untergezogenen Einheiten in Alarmbereitschaft versetzt werden. Kurz darauf werden wir nach Einbruch der Dunkelheit in Marsch gesetzt – Ziel unbekannt.

Im Morgengrauen finden wir uns auf einem Schulhof. Das ganze Schulgebäude ist geräumt und für unsere Unterbringung bestimmt.

Während der kommenden Tage kursieren die unterschiedlichsten Gerüchte: Wir verlegen wieder zurück in den Raum Heilbronn („könnt' uns so passen!"), wir gehen gegenüber der Maginot-Linie in Bereitstellung, es geht in den nächsten Tagen nach Norwegen … – nichts passiert! Nachts sehen wir den Kämpfen der Flak gegen französische Flieger zu, die sich über dem Kölner Luftraum abspielen. Wie verirrte Motten hängen die feindlichen Flugzeuge im silbernen Gitter der Scheinwerfer, bis sie wie versengt zur Erde stürzen.

Als man uns offensichtlich vergißt, ist unsere Enttäuschung grenzenlos. Weder Maginotlinie noch Norwegen! Wir sind zur Etappeneinheit bestimmt. Denn seit dem 10. Mai haben unsere Truppen die Reichsgrenzen überschritten und stürmen nach Westen.

Wenig später jedoch: Alarm! Die Bataillonskommandeure melden die Marschbereitschaft bis … Noch in der Nacht setzt sich unser Heerwurm in Bewegung. MTWs, Kräder, Panzerspähwagen, geländegängige niedrige Dreiachser mit Panzerabwehrkanonen und leichten Infanteriegeschützen im Schlepp rollen nach Westen, der Reichsgrenze entgegen.

Im Morgengrauen passieren wir Köln und überschreiten den Rhein. Weiter geht es in Richtung Aachen und über die Maas nach Holland.

In verrücktem Tempo jagen wir der belgischen Grenze zu, in einem Gefechtsstil, der noch nie vorher in ein Übungsprogramm Aufnahme gefunden hat: dem Kampf vom Fahrzeug aus.
Die belgische Grenze ist durch einen tiefen, wasserführenden Graben und einen die Brücke sichernden Betonbunker markiert. MG- und Pak-Beschuß haben die Schießscharten gezeichnet. Von den Weiden und Hecken kommen Gruppen von belgischen Soldaten mit erhobenen Händen an die Straße. Wir verweisen sie nach hinten. Wo wir sind, ist jetzt vorne!
Auch in der Nacht wird die Fahrt fortgesetzt. Lüttich, Namur werden umfahren. Feindliche Flugzeuge suchen unsere Marschkolonnen und werfen ihre Bomben auf erkannte Ziele. Die Straßen sind von zerstörten Fahrzeugen des Gegners verstopft. Wir winden uns an Bombentrichtern und Gruppen von Pferdekadavern vorbei, immer darauf bedacht, das vollkommen ohne Licht fahrende Vorderfahrzeug nicht zu verlieren. Alle Augen suchen unentwegt das nachtschwarze Gelände ab, immer eines Angriffes gewärtig. Während eines kurzen Haltes befestigen wir an unserem Vorderfahrzeug ein weißes Tuch, um wenigstens eine kleine Hilfe für den Fahrer zu haben. Den Anschluß zu verlieren, hieße urplötzlich ohne jede Orientierung allein zu sein, mit Hunderten Fahrzeugen im Rücken, oder die Fahrt in die Nacht fortzusetzen, mit der Gefahr, die folgende Kolonne in die Irre zu führen. Nach einem „Motor abstellen!“ hören wir in der Ferne das Motorengedröhn von Nachbarkolonnen, die sich auf Parallelstraßen ihren Weg durch die Nacht suchen; zuckendes Aufflammen von Artillerieeinschlägen vor uns und der Donner immer neuer Abschüsse aus den unmittelbar neben der Straße in Stellung gegangenen Feldhaubitzen, dazwischen das Detonieren der Bomben, die unseren Vormarsch stoppen sollen. Mit „Perlenschnüren“ von Leuchtspurgranaten greift die leichte Schnellfeuer-Flak nach den immer wieder überraschend auftauchenden Feindflugzeugen.
Beim Tagwerden halten wir an einer langgestreckten Talsenke. Der stärker werdende Feinddruck aus den Flanken ist nicht mehr zu übersehen. Allenthalben stehen brennende Fahrzeuge auf der Straße. Aus dem Prasseln explodierender Infanteriemunition tönen die Schmerzensschreie der Verwundeten. Pechschwarze Rauchfahnen steigen in den Morgenhimmel,

sich mit den rosigsilbrigen Wölkchen des jungen Frühlingstages vermählend. Über dem ganzen Tal hängt scheußlicher Kadavergestank aus unzähligen, zum Platzen runden Pferdeleichen. Zwischen die grünen Hecken gestreut sieht man ausgebrannte französische Panzer, aus deren Luken marokkanische Soldaten mit kurzgelocktem Haar über der Stirn hängen. Die verbrannten Leiber sind von der Farbe matt glänzender Kohle. Die Gesichter sind das einzige Unversehrte an ihnen, sieht man von dem stummen Schrei ab, der sich ihnen zu entringen scheint. Hier hat der Tod furchtbare Ernte gehalten, als eine Panzerbereitstellung von unseren Erdkampfflugzeugen überrascht wurde.
Aus den Waldstücken, die auf beiden Seiten die Höhen krönen, heftiger Infanteriebeschuß. Wir springen von den Fahrzeugen und gehen gegen die Widerstandsnester vor. Unsere Granatwerfer, die im Straßengraben in Stellung gegangen sind, beschießen die erkannten Stellungen an den Waldrändern und verschaffen uns etwas Luft. Als wir die feindlichen Stellungen erreichen, sind sie geräumt.
Von der Straße kommt das Signal zum Sammeln. Während die Granatwerfer das Waldgelände abstreuen, ziehen wir uns zu den Fahrzeugen zurück. Noch ehe wir aufgesessen sind, fährt die Spitze bereits wieder an. Nur keine langen Halte. Das Siegen scheint in der Bewegung zu liegen.
Als die Sonne höher steigt, verläßt uns schnell die bisherige Frische. Nach den durchwachten Nächten macht uns die laue Wärme müde. Immer wieder fallen die Körper in einer neuen Art in sich zusammen, Entspannung suchend. Nur noch wenige halten sich mit baumelnden Köpfen und staubverkrusteten Gesichtern auf den Sitzen. Erst als ein zweimotoriges feindliches Kampfflugzeug die Kolonne in niedriger Höhe entlangfegt und uns seine Garben um die Ohren knallt, sind wir schlagartig hellwach.
Seit dem Überschreiten der Reichsgrenze plagt uns der Durst. Die Feldküche ist irgendwo in der durcheinander geratenen Kolonne, und zum Suchen von Brunnen fehlt die Möglichkeit. Haben wir das Glück, daß die Fahrzeuge gerade in einer der Ortschaften zum Halten kommen, laufen wir in die verlassenen Häuser und holen Wein aus den Kellern, um unseren Durst zu stillen und das Kühlwasser unserer Mannschaftswagen

aufzufüllen. Dabei stellen wir immer wieder fest, wie überstürzt die Bevölkerung ihre Heimstätten verlassen hat. Oft steht noch das angerichtete Essen auf dem Tisch. Einmal beehren wir eine Villa mit unserer Flüssigkeitssuche. Und siehe da, dieses Haus hat alles: eine wohlsortierte Speisekammer, die Reste eines englischen Frühstücks auf dem Tisch und – welche Herrlichkeit – noch lauwarmes Wasser in der Badewanne. Grünwald, der für Späße immer zu haben ist, reißt sich die Uniform vom Leib und hechtet sich lachend in das wohltuende Naß. Als die Kolonne unvermutet anrollt, springt er, nur mit Knobelbechern, Stahlhelm und Erkennungsmarke dekoriert, auf sein Fahrzeug, Karabiner und Klamotten fest an sich drückend. So nahe liegen Sterben und Lachen beieinander. Unser heiterer Spott erhält seine Krönung, als Grünwald feststellt, daß er in der Eile anstatt seines gräulichweißen Barrashemdes das Seidenhemd des Haustöchterchens an sich gerissen hat, und sich dieses kurz entschlossen über seine haarige Brust zieht.

Es ist uns eingeschärft worden, daß unerlaubte Wegnahme von Sachen aus dem Bereich der Zivilbevölkerung als Plünderung gewertet und streng bestraft würde. Erlaubt ist dagegen die Inbesitznahme von Dingen, die der Soldat unbedingt für den augenblicklichen Bedarf benötigt. Natürlich kann es manchmal eine Sache der Auslegung sein. Zu Plünderungen ist es meines Wissens nirgends gekommen – es sei denn, man rechnet es uns übel an, daß wir manchmal doch einen Brunnen geflissentlich übersehen und unseren Durst mit dem köstlichen Naß aus den kühlen Kellern anstatt mit fadem Grundwasser gelöscht haben.

Am Nachmittag durchstoßen immer wieder kleinere feindliche Einheiten unser Marschband, wenn sich darin Lücken ergeben. Die bis an die Straße heranreichenden, dicht belaubten Hecken gestatten eine gedeckte Annäherung. Zu schweren Kämpfen kommt es dagegen nicht. Wir haben den Eindruck, daß der Gegner bereits stark angeschlagen und durch unsere unorthodoxe Kampfweise vollkommen aus dem Konzept geworfen ist. Diesmal scheint es kein schwer umkämpftes Flandern wie im Weltkrieg zu werden. Gegen die Übermacht der feindlichen Heere steht unsere Fähigkeit, unerwartet und blitzartig vorzupreschen und unter Verzicht auf ein

Kräftemessen vor stark verteidigten Punkten, durch die nicht erwartete Beweglichkeit unserer Verbände, in die Tiefe des Raumes vorzustoßen.
Abgedrängt von der Fahrbahn stehen französische Flüchtlingskolonnen, Frauen, Kinder und alte Menschen. Allen ist die Angst ins Gesicht geschrieben, umgebracht oder beraubt zu werden. Zwischen unseren Reservisten – selbst Familienväter – und den Kindern bahnt sich dennoch während eines Haltes Kontakt an. Über eine Tafel Schokolade oder eine Rolle Drops verlieren sie viel von ihrer Scheu. Freilich sehen wir mit unseren staubgrauen Gesichtern, den zerrissenen Lippen und rot entzündeten Augen in den ihnen fremden Uniformen nicht gerade beruhigend aus. Als wir wieder weiterziehen, spüren wir förmlich das Aufatmen darüber, die erste Begegnung mit dem Feind gut überstanden zu haben.
Die Minuten genossenen Friedens lassen wir wieder hinter uns. Nun sind wir keine lächelnden, Schokolade schenkenden Krieger mehr. Die Waffen drohen wieder hinaus zu den Hecken, von wo jederzeit der Tod in unsere Reihen schlagen kann.
Es dauert gar nicht allzulange. MG-Garben hageln von links in die in voller Fahrt befindlichen Fahrzeuge. Wir können nur erahnen, woher das Feuer kommt: überall Baumgruppen, Buschwerk und lange Heckenreihen. Aus der Bewegung feuern unsere Infanteriewaffen auf das uns so feindliche Grün. Weiter vorne schert ein brennender Mannschaftswagen aus dem Verband aus und sperrt die Straße. Soldaten springen vom Fahrzeug, das, schwer mit Munition beladen, jeden Augenblick explodieren kann. Einige klettern wieder hoch und zerren leblos scheinende Gestalten aus den Flammen. Der bisher hinter uns fahrende MTW liegt weit hinter uns mit den Rädern in der Luft im Straßengraben und qualmt, ohne zu brennen.
Eine Kompanie formiert sich zum Angriff auf eine leichte Anhöhe, von der das stärkste Feuer zu kommen scheint. Auf und hinter einer Dammkrone gehen sMG und Granatwerfer in Stellung. Nun hagelt es in die undurchsichtigen grünen Wälle, und Brisanzgranaten schlagen auf und hinter der Anhöhe ein, unseren Stürmern Feuerschutz gebend.
Ich habe einen verdammt unguten Druck in der Magengegend, und vielleicht hat ihn auch mein General. Wenn es dem Feind gelingen sollte,

den Fluß der Kolonnen zu unterbinden, so könnte dies den vorangefahrenen Kameraden im französischen Sack zum Verhängnis werden.
Es ist das, was wir als „verdammten Mist“ bezeichnen: Die Verbindung nach vorne ist abgerissen. Zwischen den weiterbrausenden Einheiten und uns klafft eine Lücke, in die der Feind hineinstoßen und sich festsetzen könnte.
In das Hämmern der eigenen Waffen mengen sich die Einschläge der feindlichen Artillerie. Ihre Geschosse schlagen hinter dem uns Schutz gebenden Damm in die Wiese und lassen die Granatsplitter gegen die Fahrzeuge hageln. Zwischendurch hören wir immer öfter den harten Geschoßknall von leichten Kanonen. Es hebt mir jedesmal den Magen an, wenn ich diese rasanten Granaten über mich hinwegfegen spüre. Immer folgt dem harten Schallstoß der Granate der etwas dunklere Mündungsknall der Kanone. Weiß der Teufel, was da hinter den Hecken des Gefechtsfeldes auf uns lauert! In die gebrüllten Kommandos und das Schreien der Verwundeten hinein jaulen urplötzlich Flugzeugmotoren. Etwa ein Dutzend Morane-Jagdflugzeuge fliegen über unsere festgenagelte Kolonne. Nun ahnen wir, daß diese Stelle als Schwerpunkt für den feindlichen Flankenstoß gewählt wurde.
Immer mehr Granattrichter werden auf der Straße aufgerissen. Voll Sorge beobachten wir den französischen Jägerpulk. Wird er kehrtmachen und uns im Tiefflug beharken? In unsere Befürchtung hinein steilt das Führungsflugzeug in einer eleganten Rolle nach oben, auf unsere Kolonne einschwenkend und den ganzen Haufen wie einen Schwarm wilder Hummeln hinterherziehend. Nun gilt es! Blitzartig sucht sich jeder eine geeignete Deckung, Grünwald fällt in seiner ganzen Länge über mich, weil er selbst auch nicht die flachste Mulde findet, die ihm etwas Schutz geben könnte. Ganz flach drücken die feindlichen Jagdflugzeuge auf uns zu. Jeden Augenblick müssen die Flämmchen der Mündungsfeuer an Propellernabe und Tragflächen aufblitzen. Ganz unvermutet drehen sie plötzlich im letzten Augenblick ab. Eine Kette Messerschmitt-Jäger hat rettend eingegriffen. Was sich nun vor unseren Augen abspielt, ist ein Fliegerdrama. In wenigen Minuten holen die vier deutschen Jäger sämtliche Morane vom Himmel.

Wir beobachten, wie allein die Führungsmaschine in einem Anflug drei Franzosen zur Erde schickt.
Damit nicht genug, denn nun fliegen die vier Me 109 Angriff auf Angriff gegen die hinter den Hecken verborgenen feindlichen Geschütze und Panzer. Unsere Offiziere nützen die gegebene Situation, den Angriff energisch voranzutreiben. Weiße Leuchtkugeln jagen in den Himmel, als wir in die feindlichen Stellungen einbrechen, den Jägern unseren Standort anzeigend: brennende Fahrzeuge und Panzer überall. Herrenlose Pferde galoppieren über die Weide oder rudern hilflos mit den Beinen in der Luft.
Die feindlichen Soldaten verzichten in ihrer Masse auf Flucht, zu überraschend kam für sie der Angriff aus der Luft und von der Straße, zu deren Abschnürung sie sich eben noch anschickten. Jetzt stehen sie mit erhobenen Händen vor ihren Deckungslöchern. Sie werden angewiesen, Waffen und Gerät zu sammeln und in den nahen Teich zu werfen. Ihre Sanitäter kümmern sich um die Verwundeten. Ein deutschsprechender Offizier wird beauftragt, seine Truppe unter Mitnahme der Verwundeten an der Straße zu sammeln und das Weitere abzuwarten.
Unsere Schwerverwundeten hocken und liegen am Straßenrand und warten auf den Abtransport durch Sankas (Sanitätskraftwagen). Die Toten liegen nebeneinander gereiht mit aschgrauen Gesichtern, die Ärmel noch bis zum Ellbogen hochgekrempelt, mit merkwürdig verrenkten Gliedmaßen. Ein SS-Offizier mit einigen Kradschützen kommt vorgefahren und übernimmt unmittelbar vor uns die Spitze der rasch anfahrenden Kolonne. Der Anschluß an die schon weit vor uns befindlichen Einheiten muß schnellstmöglich wieder hergestellt werden, noch ehe sich gegnerische Truppen wieder sperrend in den Weg stellen können. Vereinzelt aufflackerndes Infanteriefeuer aus entlegenen Hecken und Waldstücken wird nicht beachtet.
Der Stoß ist eindeutig nach Westen gerichtet, auf Cambrai und Arras zu. Es ist sehr heiß. Obwohl wir unsere Feldblusen weit geöffnet haben, sind die Hälse von Staub und Schweiß wundgescheuert. Vor einer Ortschaft, aus der heftiger Gefechtslärm vernehmbar ist, treffen wir wieder auf unser Bataillon. Aus einem weit offenstehenden Laden holen wir einen Ballen roter Seide – das gibt wohltuend weiche Halstücher für unsere Kompanien.

Unter geringen Stockungen bewegt sich unsere waffenstarrende Kolonne wieder vorwärts. Unsere Gegner sind nun vorwiegend englische Regimenter, die sich Erfolge nur schwer abringen lassen. Als der Fluß der Kolonne einmal für längere Zeit stockt, nützen wir die Gelegenheit zu einem raschen Imbiß. Von weit her vernehmen wir den Gefechtslärm schwerer Waffen. Mit einigen Kameraden entferne ich mich wenige Meter, um aus dem ärgsten Staub der Straße herauszukommen. Wo das Gelände in eine steile Schlucht abzufallen beginnt, legen wir uns in das harte Gras und beginnen, unsere Schmalzbrote zu verzehren. Genüßlich kauend, wenden wir unsere Blicke auch talwärts und erstarren verblüfft: Wie in einem kitschigen Kriegsfilm läuft in der Talsenke, in der wegen der Enge kein Ausweichen möglich ist, der Kampf der Panzer und Panzerabwehrkanonen ab. Der Feind ist an Zahl hoch überlegen, was durch die eigenen 3,7-cm-Pak, die sich zwischen unsere Panzer IV geschoben haben, nicht annähernd ausgeglichen werden kann. Wir beobachten, wie ihre Granaten von den gegnerischen Kampffahrzeugen abprallen und als Geller ihre leuchtende Bahn ziehen. Dagegen fällt eine Geschützbedienung nach der anderen unter den Granaten der feindlichen Panzer. Tapferkeit zählt nicht mehr bei solcher Unterlegenheit der Waffen. Nach kurzem brennen feindliche und deutsche Panzer wie riesige qualmende Fackeln. Wir zählen an die zwanzig dieser brennenden Särge, ehe am Vorrücken der Deutschen zu erkennen ist, daß sie die Schlacht für sich entschieden haben. Mitten in diesem faszinierenden Anblick kommt der Befehl zum Weitermarsch.
Es ist ein unglaublicher Krieg: Tief unten im engen Tal, parallel zu unserer Marschrichtung, eine Panzerschlacht, die wir unbeteiligt kauend beobachteten, und jetzt, unbekümmert um den endgültigen Ausgang, wie ein Florett weiter in den Feind stoßen. Der Ernst unserer Lage wird uns einmal mehr bewußt.
Dem Marschkompaß nach, bewegen wir uns weiter nach Westen. Die Straßen sind sehr gut und gestatten ein rasches Vorwärtskommen. Auf den Weiden befindet sich vielfach Vieh, welches offensichtlich schon tagelang nicht mehr gemolken wurde und unruhig brüllend mit schmerzenden Eutern aus den Koppeln drängt. Zwischendurch passieren wir Ortschaften, in denen wir von Kirchtürmen und Hausdächern aus unseren „Segen“

bekommen. Erst wenn unsere schweren Waffen den Kampf aufnehmen, zieht sich der Gegner zurück.

Unsere Technik, feindbesetzte Orte zu durchstoßen, wird immer ausgefeilter. Granatwerfer und Pak preschen mit ihren geländegängigen Fahrzeugen so weit wie möglich an die Ortschaften heran und gehen in Stellung, während eine Gruppe Kradschützen vorsichtig „hineinriecht". Wenn sich nichts rührt, jagt die Kolonne in rascher Fahrt durch den Ort. Wenn sich „etwas rührt", dann immer vom Kirchturm aus. Die Engländer müssen das in ihrer Heeresdienstvorschrift stehen haben. In einem solchen Fall eröffnen Pak und Granatwerfer das Feuer auf Widerstandsnester, nach deren Niederkämpfung der Mot-Marsch ohne Verzug fortgesetzt wird.

Als es Nacht wird, haben wir Cambrai längst hinter und Arras etwa nördlich von uns. Wieviel Blut wurde im Weltkrieg im Kampf um diese Städte vergossen!

Schon am Nachmittag war der Ruf „Achtung, Panzer!" immer häufiger geworden. Mit der Dunkelheit erreicht uns der Befehl zum Einigeln in der Nähe eines kleinen Ortes. Unsere Nachrichtengruppe bezieht die Gaststube eines Wirtshauses als Nachtunterkunft.

In den frühen Morgenstunden poltert ein Melder unter die Schlafenden: „Die Tommys brechen mit Panzern durch!" Ein Befehl reißt uns an die Fahrzeuge. Noch ist es nicht richtig Tag. Kalt steht der Nebel in dichten Schwaden und behindert die Sicht noch mehr, als es die Dämmerung schon tut. Nach kurzer Fahrt erreichen wir ein Straßenkreuz und gehen in Stellung. Zeltbahnen und Decken umgehängt, harren wir des Kommenden. Eine 3,7-cm-Pak kommt angeprescht und wird hinter einer Hecke in Stellung gebracht. Wenn meine Zeitrechnung stimmt, haben wir heute den 21. oder 22. Mai. Wer weiß das schon so genau im sich überstürzenden Ablauf dieses Monats!

Am Vormittag werden wir, ohne Feindberührung gehabt zu haben, wieder vom Straßenkreuz gelöst und gehen in nordwestlicher Richtung vor. Von weit her dröhnen die Abschüsse der feindlichen Artillerie und das harte, trockene Knallen der Panzer- und Panzerabwehrgeschütze. Bei uns ist nicht viel los. Ab und zu rauscht eine MG-Garbe durch die jungbelaubten Weiden neben der Straße – kein Grund, unser weiteres Vorgehen einzustellen.

Andere Teile unserer Division stehen aber im harten Kampf gegen durchbrechende Panzerverbände.
Die nächsten Tage wechseln in Angriff und Abwehr. Die uns gegenüberstehenden Truppen der Engländer verstehen zu kämpfen, das bekommen wir stündlich vorexerziert. Ihr „hinhaltender Widerstand“ ist meisterhaft. Zu keiner Stunde konnte eine panikartige Flucht der Angegriffenen erkannt werden.
Allmählich drängen wir die Briten auf Bethune zu und über den La Basseè-Kanal. Wir erreichen ihn am 25. Mai nordwestlich von Bethune und graben uns in einem Gelände zwischen Autostraße und Kanal, unmittelbar vor einer landwirtschaftlichen Anlage, ein.
Der Tommy auf der anderen Seite des Kanal-Hinterlandes beschränkt sich auf Artillerie-Störfeuer und ist sonst friedlich. Von unserer Luftwaffe sehen wir nur einen Fieseler Storch, der mehrmals am Tag über uns seine Kreise zieht. Merkwürdigerweise ist dies jedesmal mit bestliegendem Artilleriefeuer verbunden. Rückfragen ergeben, daß kein deutsches Aufklärungsflugzeug dieser Art in unserem Abschnitt eingesetzt ist. Als er zum fünften Mal erscheint, holt ihn die uns unterstützende Luftwaffen-Flak vom Himmel. Er war von englischen Piloten unter deutschem Hoheitszeichen geflogen worden.

Die Schande von Le Paradis

Am 26. Mai abends werden wir über die Lage aufgeklärt. Uns gegenüber liegen das Royal Norfolk-Regiment und das Royal Scots-Regiment des britischen Expeditionskorps.
Unsere 2. und 3. Kompanie liegen bereit zum Sprung über den Kanal. Mein Fernsprechtrupp wird zur 1. Kompanie und somit zu meinem ehemaligen Kompaniechef abgestellt. Die Verbindungen zum Bataillonsgefechtsstand werden mit dem leichten Feldkabel hergestellt.
Es ist noch hell, als die 2. und 3. Kompanie im strömenden Regen und unter wieder heftiger werdendem Artilleriefeuer rechts von uns über zwei von unseren Pionieren notdürftig wiederhergestellte Brücken zum Sprung über den Kanal ansetzen und sofort Gelände gewinnen.
Während Pioniere noch weiter die Kanalübergänge verstärken, werden wir im Schutz der Dunkelheit in eine bereits freigekämpfte Ortschaft nachgezogen und sichern dort in rasch ausgehobenen Stellungen.
In den ersten Morgenstunden des 27. Mai bekommt mein Fernsprechtrupp Befehl, sofort zum Gefechtsstand der 3. Kompanie zu wechseln, nachdem dort der gesamte Trupp ausgefallen sei. Der Gefechtsstand des Kompaniechefs Hauptsturmführer Knöchlein hat sich in alten Stellungen des Weltkrieges in einem Waldstück eingerichtet. Wir stellen die Verbindung zum Bataillonsgefechtsstand sofort wieder her, nachdem wir im Artilleriefeuer der Engländer die zerrissene bodenverlegte Leitung an mehreren Stellen geflickt haben.
Einer müde aus dem Bodennebel steigenden Sonne entgegen, wird der Angriff weitergetragen. Ein Wegweiser zeigt nach Le Cornet Malo. Granatwerfer und sMG gehen am Waldrand in Stellung und feuern auf erkannte Feindziele in einem Dorf einige hundert Meter vor uns, während

die Schützen beiderseits des Weges vorgehen. Ich treffe auf einen jungen Engländer, dem unter der Bräune seines markanten Gesichtes der nahe Tod die Haut erblassen läßt. Er steht mit einem unbeschreibbar hoffnungslosen Ausdruck in den Augen an einen Erdwall gelehnt, während helles Blut in Stößen aus einer Wunde am Halsansatz springt. Vergeblich versuchen seine Hände, die Ader abzudrücken, um das Leben in seinem Körper zu halten. Er ist auch unter Hilfe nicht zu retten.
Weiter! MG-Garben erfassen überraschend eine aus einem Hohlweg tretende Gruppe und werfen sie auf einen Menschenklumpen übereinander. Einer steht auf und wankt – einen Finger in das Loch in seinem Bauch gesteckt – an mir vorbei nach hinten.
Scharfschützen schießen aus den Dächern des von uns angegriffenen Ortes und verursachen – uns festnagelnd – erhebliche Verluste. Beim Versuch, die Verwundeten zu versorgen, müssen wir feststellen, daß sie teilweise handgroße Ausschußwunden aufweisen und in den meisten Fällen nicht zu retten sind. Sie verbluten uns unter den Händen. Wir vermuten – den kleinen Einschußlöchern nach – die Verwendung der völkerrechtlich verbotenen Dumdumgeschosse durch die Engländer.
Das Feuer der Scharfschützen nagelt uns weiter am Boden fest. Jeder verzieht sich hinter eine Deckung oder läßt den Kopf im Gras. Die sMG schweigen. Die Schützen 1 sind ausgefallen und liegen mit fürchterlichen Wunden hinter ihren Waffen. Allein die Bedienungen der zwei Granatwerfer in ihren Weltkriegs-Granattrichtern sind verschont geblieben und verstärken ihr Feuer auf alles, was Scharfschützen Unterstände geben könnte. Das macht uns wenigstens so viel Luft, daß wir unsere Verwundeten bergen können. Als die Granatwerfer sich verschossen haben, gehört das Feld wieder den Engländern.
Verwundete erzählen: Ihre Gruppe brach während des Vorgehens in eine feindliche Stellung ein. Die Engländer ergaben sich nach kurzem Nahkampf und baten für zwei unter Decken liegende Verwundete um Versorgung. Als die Gruppe weiterzog, warfen die angeblich Verwundeten Handgranaten nach den Soldaten, die sie verschont hatten.
Die durch Sondermunition angerichteten Wunden und der Bericht der Verwundeten ernüchtern uns und lassen uns den Gegner in einem neuen

Licht erscheinen. Nachdem sich im gleichen Wald ein ähnlicher Fall von Unfairneß ereignet hat, müssen wir annehmen, daß diese tückische Kampfweise zum festen Programm unseres Gegners gehört.
Erst nach Stunden – nachdem die Verteidiger von Le Cornet Malo auch von anderen Seiten Feuer erhalten – gelingt es unserer Kompanie, sich zu lösen und in den kleinen Ort einzudringen. Was von den Briten noch am Leben ist, hat sich in Richtung Le Paradis zurückgezogen; im Augenblick keine Feindeinwirkung. Infanterie- und Granatwerfermunition wird nach vorne gebracht, die Verwundeten warten auf den Abtransport, die gelichteten Gruppen werden neu zusammengefaßt. Manche futtern aus dem Brotbeutel, unbekümmert der Folgen nach Bauchschüssen.
Die Straße, neben der wir unsere Toten in die Wiese legen und an der wir zu neuem Kampf antreten, führt zu einer etwas größeren Ortschaft. Die allgemeine Angriffsrichtung ist etwa Nordost.
Es dauert nicht lange, und die MG-Garben der unsichtbaren Verteidiger erfassen uns überraschend. Wassergräben, Windhecken, Strohballenlager, Einzelgehöfte, hohes Gras, dichtes junges Getreide geben den feindlichen Schützen die Möglichkeit bester Geländeausnützung. In der Weitläufigkeit des Angriffsabschnittes sind Scharfschützen und MG-Nester verborgen. Die unterstützenden Granatwerfer können nicht ihre volle Wirkung entfalten. Das Feld vor Le Paradis ist weit und eben. Die Engländer verteidigen unheimlich tapfer und zäh. Wieder häufen sich die Ausfälle an Toten und Verwundeten. Wieder liegen wir total festgenagelt vor dem völlig unsichtbaren Feind, der uns in seinen Fähigkeiten Bewunderung abverlangt. Wir müssen uns voll auf ihn einstellen. Robbend, kriechend und gleitend arbeiten wir uns an ihn heran. Er zieht sich geschickt und unsichtbar zurück. Doch bis zum befohlenen Angriffsziel sind es Tausende Meter, und nach der Wiese, die uns Schutz gibt, kommt ein breites und tiefes, brettebenes Ackerland. Dieses ohne Unterstützung überwinden zu wollen, wäre glatter Selbstmord. Das Manöver auf dem Truppenübungsplatz fällt mir ein: Wie schön hatte uns damals die Artillerie unterstützt! „Bilderbuchmanöver“, finde ich heute. „Man nehme …“ Von unseren Skoda-Geschützen habe ich überhaupt noch nichts wahrgenommen. Wo die sich wohl vergraben haben …?

Der Gefechtsstand unseres Bataillonskommandeurs Sturmbannführer Fortenbacher, eines Weltkriegsoffiziers, wird weiter vorverlegt. Ich muß die alte Leitung, soweit sie überholt ist, aufnehmen und eine neue Verbindung herstellen. Fluchend krieche ich die ganze Strecke wieder zurück, dabei das 500-Meter-Kabel auf die kleine Rolle aufhaspelnd. Wie ich diese „Waffengattung“ hasse! Sobald ich aus dem Feuerbereich der Tommys heraus bin, mache ich mich auf die Suche nach dem neuen Gefechtsstand des Kommandeurs. Auch dort Ausfälle unter den Fernsprechern; neue Leitung anschließen und wieder ab zur 3. Kompanie Knöchleins. Dort hat sich der Gegner mittlerweile nach Le Paradis zurückgezogen und das Vorfeld geräumt. Wir sind nähergerückt. Granatwerfer und sMG können nun wieder feste Ziele bekämpfen. Trotzdem ist der Widerstand des Gegners weiterhin so wirkungsvoll, daß wir nicht ohne schwerste Verluste an den Ort herankommen können.
Wieder kleben wir fest. Es gibt neuerlich schwere Ausfälle nach jedem Versuch, zum Sprung auf Le Paradis anzusetzen. Vom Gefechtsstand des I. Bataillons kann man das Vorfeld der 3. Kompanie einsehen, wie ich mich überzeugen konnte. Man müßte doch erkennen, daß es so nicht weitergehen kann.
Wo sind die Gepanzerten der Division, wo unsere Artillerie? Als das Feldtelefon klingelt, übergebe ich an den Kompaniechef: Hinter uns ist eine Haubitze in Stellung gebracht worden, um den Widerstand der Verteidiger des Ortes zu brechen. Nach kurzem rauscht die erste Granate im direkten Schuß über uns hinweg und kracht in die nächstgelegene Ferme. Granate um Granate schlägt in den vermuteten Stellungen ein. Nun müßte es eigentlich genug sein, und weiße Fahnen müßten sichtbar werden. Trümmer, Feuer, dichter Qualm zeichnen die Einschlagstellen. Auf zum Sprung über die letzten hundert Meter!
Da fegen neuerlich MG-Garben aus dem mehrstöckigen Massivgebäude heran, und heftiges Infanteriefeuer knallt dazwischen, in dem die Kameraden zusammenbrechen – also wieder ran an die Mutter Erde. Jedes Hügelchen, jede kleinste Vertiefung im Ackerboden versuchen wir zu nützen. Jeder verzichtet darauf, sich einzugraben, um nicht die Aufmerksamkeit der Scharfschützen auf sich zu ziehen. Und unsere

Haubitze schweigt. Verdammt, die müssen doch sehen können, in welcher Lage wir immer noch sind. Wurde die Geschützbedienung ausgeschaltet?
Doch bald wuchten die Granaten von neuem auf das Hauptgebäude des Ortes nieder. Von dort kommt das heftigste Feuer der Verteidiger.
Von meinem Platz aus kann ich beobachten, wie während des Artilleriebeschusses auf der anderen Seite des Dorfes Kradschützen einbrechen und im Ort den Feuerkampf aufnehmen.
Hauptsturmführer Knöchlein gibt das Signal zum Angriff. Im Schutz des wirkungsvollen Artilleriefeuers kommen wir nun ohne weitere Ausfälle an das Dorf heran, in dem die Kradschützen schon kräftig „wirken“.
Weiße Tücher kommen zögernd zum Vorschein. Mißtrauisch und nur mit entsprechender Sicherung beobachten wir das Heraustreten der zum großen Teil verwundeten Briten in die Gefangenschaft. – Der heftige Kampf um den La Basseè-Kanal und Le Paradis ist zu Ende.
Ich treffe auf einen Kameraden, den ich noch aus unserer Rekrutenzeit kenne. Er erzählt mir folgendes: Aus einem Stallgebäude heraus hat sich eine Gruppe englischer Soldaten durch Schwenken einer weißen Fahne ergeben, worauf das Feuer eingestellt worden ist. Als sich die Deutschen deckungslos näherten, wurden sie von der anderen Seite des Stalles mit einem Maschinengewehr zusammengeschossen. Daraufhin feuerte das zurückgebliebene Sicherungs-MG auf die wieder in das Gebäude zurückspringenden Briten, die zehn Tote zurückließen.
Einem Teil der englischen Truppe ist es gelungen, sich nach Norden abzusetzen. Die überlebenden Paradis-Verteidiger kommen aus ihren Stellungen in Scheunen, Dachböden und Kellern.
Als wir das Dorf vom Feind gesäubert glauben, fallen noch überraschend Schüsse am Ortsrand. Ein gutgetarntes sMG der Engländer, welches wir zunächst als verlassen nicht mehr beachtet haben, ist von seinem Schützen wieder besetzt worden, der das Feuer neuerlich eröffnet hat. Drei meiner Kameraden von der Maschinengewehr-Kompanie sind das letzte Opfer dieses Waffenganges.
Während die Truppe sammelt, werden unsere Toten in seichten Gräbern beerdigt. Sie kommen dort zur Ruhe, wo sie gefallen sind. So liegen drei in einem Grab unweit des englischen Maschinengewehres, das sie

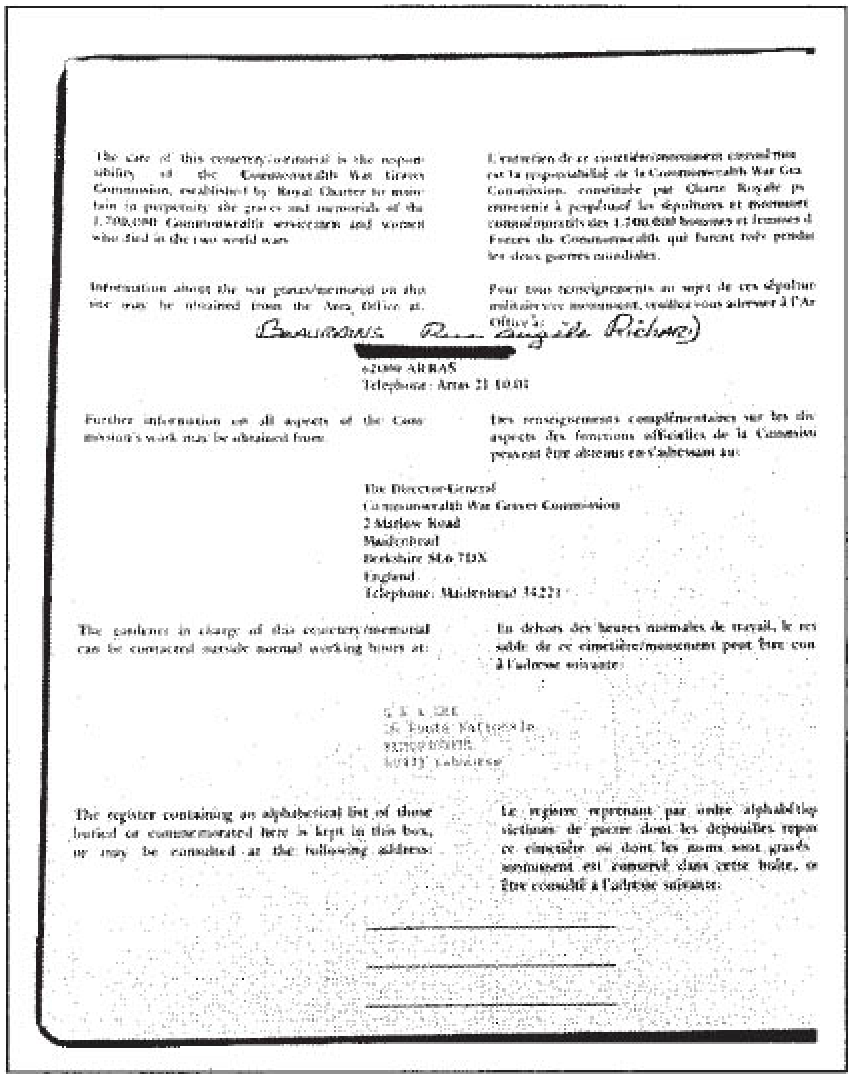
niedergestreckt hat, auf einem Acker, sechs Mann liegen gemeinsam inmitten junger Saat an einer einsam stehenden Kanone am Kanal, viele zwischen den Häusern des Ortsrandes. Von Zäunen werden Bretter gerissen, um Kreuze zu fertigen, grobe Namenszüge zeigen an, wer in dieser Erde ruht. Kein Lied vom guten Kameraden, kein Ehrensalut, kein Wort von Heldentum. Wir ahnen: „Heute ihr – morgen wir!“
(Der Kampf um den La Basseé-Kanal hat unsere junge Division 157 Gefallene und über 500 Verwundete gekostet.)
Die Gefechtsfahrzeuge werden nachgezogen, Munition und Verpflegung herangeschafft, die Verwundeten werden zum Hauptverbandsplatz gebracht. Die angeschlagenen Einheiten werden neu formiert und die Ausrüstung ergänzt.

Ich habe gerade die alte Leitung im dahinter liegenden Ackerland aufgenommen, als ich eine an einer Ferme stehende größere Gruppe von englischen Gefangenen sehe. Die Unverletzten stehen, die Verwundeten sitzen und liegen davor am Boden. Manche strecken mir mit verzweifelter Gebärde ihre Familienbilder entgegen. Erwarten die vielleicht, daß wir sie beurlauben? Als ich aufmerksamer hinsehe, erkenne ich zwei schwere Maschinengewehre vor ihnen aufgebaut. Während ich mich noch wundere, daß zwei kostbare sMG zur Bewachung der Gefangenen eingesetzt werden, anstatt sie in einen Keller zu sperren, wo ein Mann genügen würde, kommt mir ein furchtbarer Gedanke. Ich wende mich an die nächste MG-Bedienung und frage, was hier vor sich geht.
„Sie werden erschossen!“ ist die nüchterne Antwort.
Ich kann es nicht fassen und vermute einen blöden Scherz hinter diesen Worten. Darum frage ich weiter:
„Wer hat das befohlen?“
„Hauptsturmführer Knöchlein.“
Nun weiß ich, daß dies bitterer Ernst ist. Ich suche eiligst meinem Trupp nachzukommen, um das Erschießen der Gefangenen, die mit ihren Familienfotos in der Hand auf den Tod warten, nicht miterleben zu müssen.

Erst der Einsatz der fürchterlichen, uns vollkommen unbekannten Munition durch die Tommys und ihr Verhalten gegenüber unseren Männern, die sie pardonieren wollten – und jetzt das bevorstehende Massaker an allen Gefangenen, in Auswirkung eines schnell gesprochenen Urteils! Haben sich *alle* schuldig gemacht? Ich sah keine Gefangenen, die verschont bleiben sollten. War es überhaupt Dumdum-Munition – oder eine uns nicht bekannte, aber noch nicht geächtete Munitionsart? Konnte die unerwartete Feuereröffnung durch das englische Maschinengewehr – während sich die übrigen Verteidiger ergeben wollten – nicht auf mangelhafter Koordination oder Nervosität beruhen? Zehn tote Briten und nicht viel weniger Tote bei uns, als Folge mangelhafter Absprache? Versuche ich, „goldene Brücken" zu bauen?
Tags darauf – während wir uns kämpfend nach Norden bewegen – findet Major Riederer, vom Stab des AOK, 89 dicht beieinanderliegende, erschossene, unbewaffnete englische Soldaten. Seine Feststellung wird sofort an das XVI. AK weitergemeldet. Noch ahne ich nicht, wie oft mir auch von der Feindseite grauenhafteste Verbrechen unter dem selbstverständlichen Wert als „Kampfgeschehen" serviert werden würden.

---

28. Mai 1940. Die langsam zurückweichenden Briten haben sich in Estaires neuerlich festgesetzt und verteidigen es zäh. Im Hagel englischen MG-Feuers preschen die leichten Panzerabwehrkanonen nach vorne und nehmen nahezu ungedeckt den Kampf gegen die Schützen auf Kirchturm und Hausdächern auf. Häuser beginnen zu brennen, Fahrzeuge explodieren unter den Einschlägen aus unseren Geschützen. Masten stürzen auf die Fahrbahn und blockieren sie mit hängenden Leitungsdrähten.



The care of this cemetery/memorial is the responsibility of the Commonwealth War Graves Commission, established by Royal Charter to maintain in perpetuity the graves and memorials of the 1,700,000 Commonwealth servicemen and women who died in the two world wars.

L'entretien de ce cimetière/monument commémoratif est la responsabilité de la Commonwealth War Graves Commission, constituée par Charte Royale pour entretenir à perpétuité les sépultures et monuments commémoratifs des 1.700.000 hommes et femmes des Forces du Commonwealth qui furent tués pendant les deux guerres mondiales.

Information about the war graves/memorial on this site may be obtained from the Area Office at:

Pour tous renseignements au sujet de ces sépultures militaires/ce monument, veuillez vous adresser à l'Area Office à:

Beaurains Rue Angèle Richard

62000 ARRAS
Telephone: Arras 21 10 03

Further information on all aspects of the Commission's work may be obtained from:

Des renseignements complémentaires sur les divers aspects des fonctions officielles de la Commission peuvent être obtenus en s'adressant au:

The Director-General
Commonwealth War Graves Commission
2 Marlow Road
Maidenhead
Berkshire SL6 7DX
England
Telephone: Maidenhead 34221

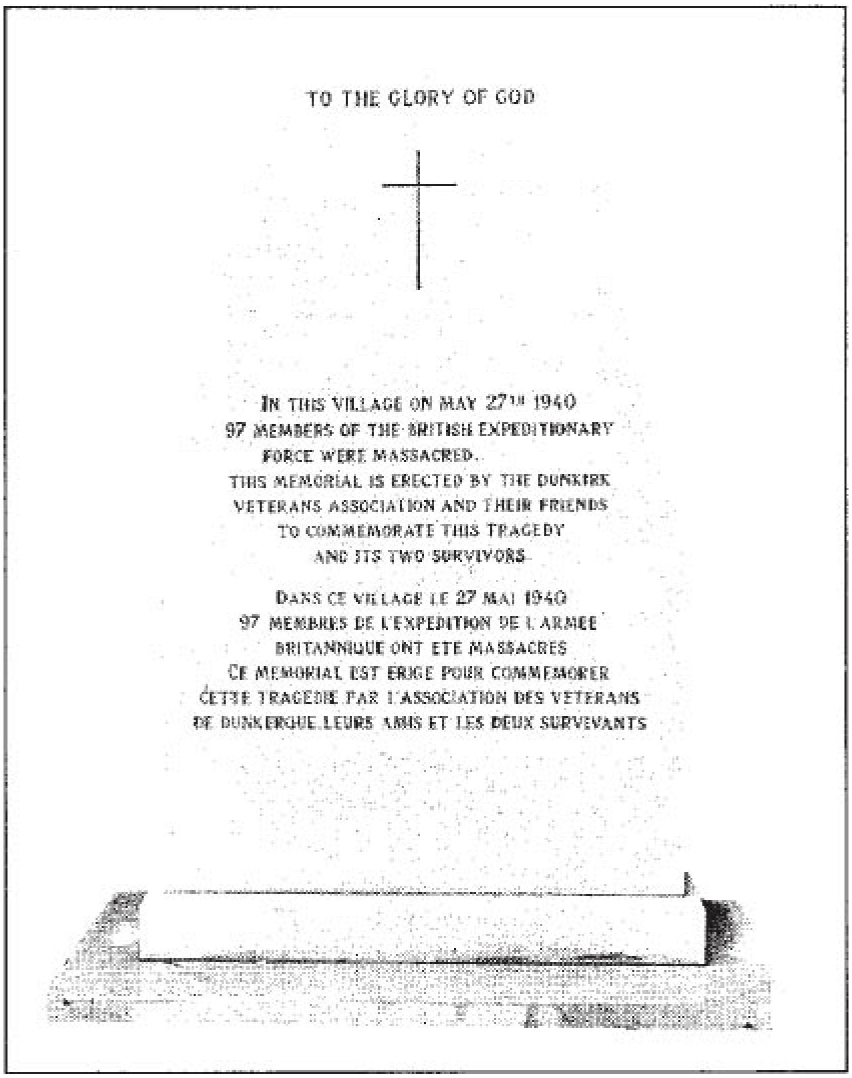
The gardener in charge of this cemetery/memorial can be contacted outside normal working hours at:

En dehors des heures normales de travail, le responsable de ce cimetière/monument peut être contacté à l'adresse suivante:

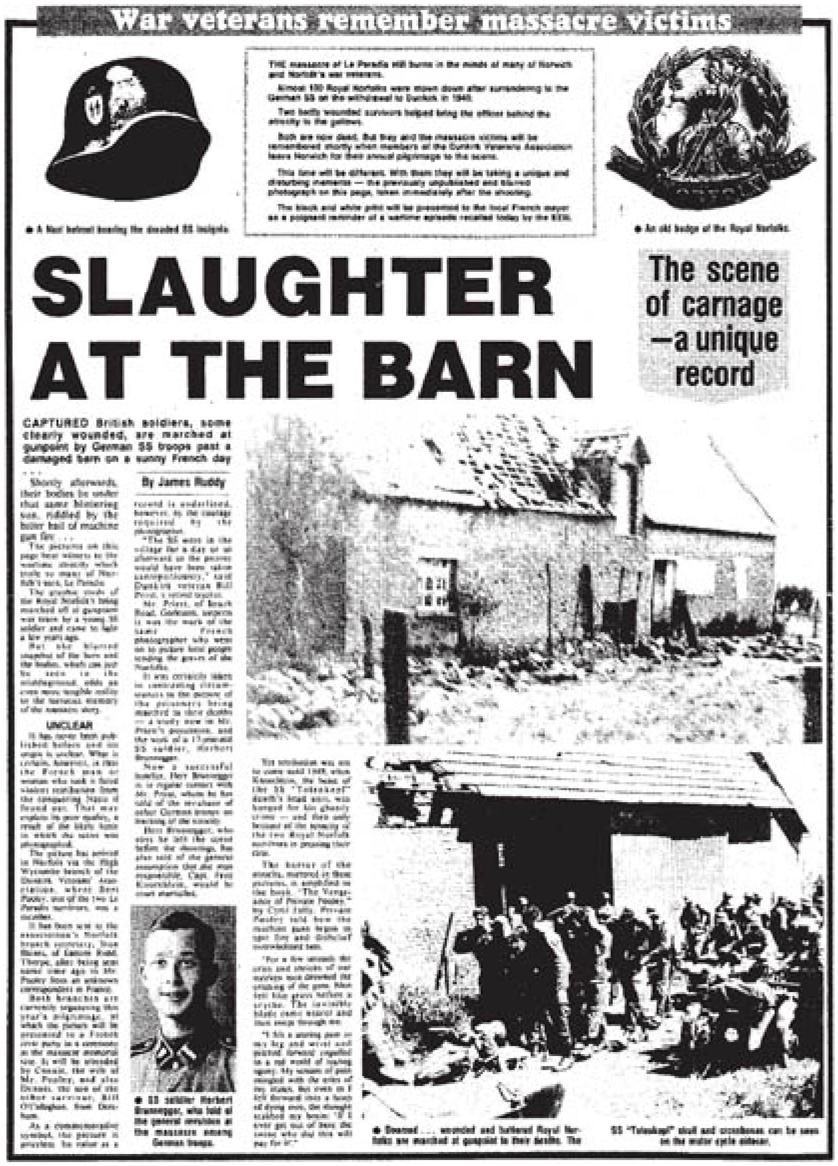
The register containing an alphabetical list of those buried or commemorated here is kept in this box, or may be consulted at the following address:

Le registre reprenant par ordre alphabétique les victimes de guerre dont les dépouilles reposent en ce cimetière ou dont les noms sont gravés sur ce monument est conservé dans cette boîte, ou peut être consulté à l'adresse suivante:

Das Besucherbuch des britischen Soldatenfriedhofs von Le Paradis, durch dessen Adressen ich Verbindung zu einem ehemaligen Offizier der uns 1940 gegenüberstehenden Truppe bekam.
Mit ihm, einer führenden Kraft der Royal-Norfolk-Regimentsveteranen, verbindet mich ein langjähriger Briefkontakt, der beiderseitig aufklärend wirkte.



Das Denkmal an der Kirche von Le Paradis zur Erinnerung an die Massaker-Opfer des 27. Mai 1940.
Unter den angeführten 97 Toten sind auch acht Briten, die noch während der Kampfhandlungen gefallen sind.



War veterans remember massacre victims

THE massacre of Le Paradis still burns in the minds of many of Norwich and Norfolk's war veterans.

Almost 100 Royal Norfolks were mown down after surrendering to the German SS on the withdrawal to Dunkirk in 1940.

Two badly wounded survivors helped bring the officer behind the atrocity to the gallows.

Both are now dead. But they and the massacre victims will be remembered shortly when members of the Dunkirk Veterans Association leave Norwich for their annual pilgrimage to the scene.

This time will be different. With them they will be taking a unique and disturbing memento — the previously unpublished and blurred photograph on this page, taken immediately after the shooting.

The black and white print will be presented to the local French mayor as a poignant reminder of a wartime episode recalled today by the EEN.

● A Nazi helmet bearing the dreaded SS insignia.

● An old badge of the Royal Norfolks.

SLAUGHTER AT THE BARN

The scene of carnage —a unique record

CAPTURED British soldiers, some clearly wounded, are marched at gunpoint by German SS troops past a damaged barn on a sunny French day . . .

By James Ruddy

● SS soldier Herbert Brunnegger, who told of the general revulsion at the massacre among German troops.

● Doomed . . . wounded and battered Royal Norfolks are marched at gunpoint to their deaths. The SS "Totenkopf" skull and crossbones can be seen on the motor cycle sidecar.

Ausschnitt aus „Eastern Evening News“, 27. März 1985. Entgegen der Aussage in der zweiten Spalte ist der Verfasser kein Hotelier.

Dicker Qualm liegt über der Stadt, als der Befehl ergeht, ohne Rücksicht auf Gegenwehr, unter dem Feuerschutz der Pak, aufgesessen in den Kern der Stadt einzubrechen. Hstf. (= Hauptsturmführer, im Rang eines Hauptmanns) Knöchlein winkt seinen Geländewagen heran und springt auf das linke hintere Trittbrett, mir jenes neben dem Fahrer weisend. Als Fernsprecher habe ich im Augenblick keine Verwendung, könnte aber als Melder eingesetzt werden. Wir jagen in den brennenden Ort, durch und über

hängende Lichtleitungen, vorbei an toten Soldaten und verendeten Pferden, in Flammen stehenden Häusern. Querschläger heulen von den Hauswänden und dem Straßenpflaster. Mich krampfhaft auf dem rüttelnden Fahrzeug festhaltend, bin ich nur Zielscheibe und völlig wehrlos. Im letzten Augenblick erkennt unser Fahrer eine feuerbereite englische Pak in einer Seitenstraße und reißt seinen Wagen von der Straße in einen Hof. Wir sind kaum von der Fahrbahn, als der Zauber auch schon losgeht: Deutsche Pak gegen englische Pak. Zwischen den Mündungen feuernder Kanonen zu liegen, wäre kein Spaß gewesen. Schon nach kurzem schweigt das feindliche Geschütz.
Sofort geht es wieder auf die Fahrzeuge und hinein in den beißenden Qualm, hinweg über die flachen Trichter, die Werfergranaten gerissen haben. Unser Augenmerk gilt den Dächern und Fenstern. Obwohl wir keine Schützen erkennen können, kracht es ununterbrochen um uns herum. Während eines kurzen Anhaltens schießt Hstf. Knöchlein vom Trittbrett aus mit seiner Pistole in eine kleine Gruppe verängstigter Frauen, die sich in einer Tornische vor den Querschlägern zu decken suchen.
„Das sind ja Frauen!“ entfährt es mir heftig und gegen alle anerzogene Disziplin. Trotz des Gefechtslärmes hat mein Vorgesetzter meine Mahnung vernommen. Der Blick, der mich trifft, enthält alles an Ärger und Beschämung, betroffen worden zu sein, von einem so jungen Untergebenen gemahnt werden zu müssen. Noch ahne ich nicht, daß mir durch meinen Zuruf über Jahre hindurch seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuteil werden soll.
Der Tommy wird locker, der Widerstand läßt nach, obwohl der Feind in Teilen noch im Ort sein muß. Nach altbewährter Manier kümmern wir uns nicht darum und stürmen weiter von Ort zu Ort, nach Norden.
In einem Höhengelände kommt es zum Halt. Wir bauen wieder Leitungen zu den Kompanien. Während der Nacht gibt es ein paar Stunden Ruhe, aber keinen Schlaf. Die feindliche Ari (= Artillerie) schießt Störfeuer aus dem Großraum Dünkirchen.
Am nächsten Vormittag geht es nach einer Umgruppierung weiter. Wir winden uns auf abschüssigen Wegen zu Tal. Weit unten die Stadt Bailleul. Artillerie wummert ihre Empfangstour; es sind schwere „Koffer“, die da

angerauscht kommen. Sie heulen über uns weg, dorthin, wo wir vor kurzem noch im Gelände lagen – da ist noch Platz für mehr.
Wir sind heilfroh, als wir die engsten Straßenschluchten unversehrt passiert haben. Wir fühlten uns darin wie in einer Mausefalle gefangen. Ein Artillerieoder Flugzeugangriff hätte eine vernichtende Wirkung gehabt.
Die Spitze schlägt sich mit den nur langsam aus der Stadt weichenden, geordnet hinhaltend kämpfenden Engländern herum. Wir durchfahren das schon vom Feind geräumte Bailleul in der Nacht. Die Stadt war schwerer Waffenwirkung ausgesetzt und scheint von den Einwohnern vollkommen verlassen zu sein. Soweit Tore und Fenster unversehrt geblieben sind, sind sie fest verschlossen. Nicht der geringste Funken Licht ist hinter diesen nachtschwarzen Mauern zu sehen – unheimlich. An Geräuschen ist nur das an- und abschwellende Dröhnen unserer Motoren zu vernehmen. Unter vielen kurzen Halten schiebt sich die Fahrzeugkolonne an eingestürzten Häusern und Bombentrichtern vorbei. Als es Tag wird, bewegen wir uns immer noch in den Häuserschluchten Bailleuls. Von fern kommt wieder Gefechtslärm auf. Dort schlägt sich unsere Aufklärungsabteilung mit den Nachhuten der geordnet zurückweichenden Engländer herum.
Auf weiten Plätzen der Stadt geht leichte Flak in Stellung. Unsere Fahrzeuge stehen nach Möglichkeit in Toreinfahrten gedeckt. Die Feldküche gibt heißen Kaffee und Marschverpflegung aus: überall dampfenden Muckefuck schlürfende Feldgraue, der reinste Manöverbetrieb – während es nur wenig weiter vorne grummelt.
In den Ruhepausen spüren wir erst, wie viele Kameraden uns verlassen haben, manche für immer. Es fehlen die vertrauten „Typen“ mit ihren Sprüchen und Eigenheiten, mit ihren Beiträgen im Zusammenspiel des militärischen Alltags; auch der lebenssprühende Alberti, unser „Südgermane“, der mit seinem ungeheuren Temperament immer für Wirbel sorgte. Noch in Lauffen hatte er wegen seiner Chancen bei den Mädchen einige Schwierigkeiten gemacht, nachdem er sich in fremden Revieren herumgetrieben hatte. Bei Arras hatte er mit einem englischen Beute-Krad als Melder Nachrichten zu den Gefechtsständen mitten durch französische Verbände gefahren. Einen Tag später schoß ihn der MG-Schütze eines englischen Panzerspähwagens aus dem Sattel. Er hat seine Tollkühnheit mit

seinem Leben bezahlt. Auch in der 4. Kompanie gibt es einen Kradmelder, von dem man sich ähnliche Bravourstücke erzählt. Er kam allerdings bis jetzt mit zerschossenen Reifen davon.
Der Kampflärm voraus ebbt ab. Die aus dem Morgendunst steigende Sonne wärmt unsere Knochen. Die Marschordnung wird wiederhergestellt, und dann rollt es wieder. Was jetzt in Szene geht, ist keine Kampfhandlung, es ist eine Fahrt in den französischen Frühling. Kein Feind weit und breit – nur Sonne und milde Luft, die uns als erfrischender Fahrtwind um unsere jungen Gesichter weht. Junge Männer, junge Lieder – das Sterben ist schon wieder weit!
Die Stadt St. Omer liegt in strahlender Sonne. Weiter, der Küste zu! Kein Zögern oder Verharren mehr! Nur 40 km nördlich verlassen die Reste des britischen Expeditionskorps Frankreich. Dessen Soldaten haben tapfer und zäh in diesem Land gekämpft – entschlossener als alle anderen unserer Gegner dieses Feldzuges.
Die Küste erreichen wir zwischen Boulogne und Calais. In Audresselles, einem kleinen Städtchen unmittelbar am Meeresstrand, zieht unsere Kompanie für die nächsten Tage unter. Unsere Division übernimmt den Küstenschutz zwischen den Mündungen der Flüsse Authie südlich von Boulogne und Aa nördlich von Calais.
Eines Tages sticht mich der Hafer, und ich nehme das Faltboot, das lange genug auf der Terrasse „meines“ Hauses mit mir kokettiert hat, und rudere frohgemut auf das offene Meer hinaus, obwohl ich auf unserer grünen Ybbs noch nicht einmal in einem Waschtrog paddelnd das Ufer verlassen hatte. Als ich lange genug gegen England gefahren bin, erinnere ich mich meiner Festlandspflichten und will wieder kehrtmachen. Bei dem Wellengang für einen Ungeübten aber nicht so einfach. Des Meeres Wellen machen mit mir auch gar nicht viel Federlesens und entziehen mir die Grundlage meiner derzeitigen Existenz. Als ich prustend wieder an die Oberfläche komme, erstarre ich vor Schreck: Ich bin viel zu weit von der Küste entfernt, um sie bei dem Wellengang schwimmend erreichen zu können. Mich an das Boot anzuklammern, welches unmittelbar unter der Wasseroberfläche treibt, bringt keinen Erfolg, es sackt sofort weg. Also mache ich mich daran, das aussichtslos Scheinende aufzunehmen: schwimmen, schwimmen – gegen

eine mir noch nicht bekannte Strömung. Wenn doch die Häuser an der Küste nicht so verdammt klein wären! Sie gewinnen jedoch nur ganz, ganz langsam an Größe. Jetzt bewährt sich, was man uns an Zähigkeit und Willenskraft „anerzogen“ hat. Bis auf den letzten Rest meiner Kraft ausgepumpt, bekomme ich endlich Sand unter die Zehenspitzen. Ich habe es geschafft!

Der Anschiß, den ich von einem Offizier einer Pak-Kompanie verpaßt bekomme, ist auch nicht von schlechten Eltern. Sie haben mein Abenteuer beobachtet und mich für verrückt oder fahnenflüchtig gehalten.

In diesen Tagen ereignet sich etwas Interessantes: Einem Kameraden, der während der vorangegangenen Kämpfe von den Tommys gefangengenommen worden war, gelingt eine abenteuerliche Flucht von der englischen Küste zurück nach Frankreich direkt zu seinem sichernden Regiment. Er sagt aus, daß er von den Briten anständig behandelt worden ist. In Dünkirchen wollten ihn französische Soldaten wegen des knappen Schiffsraumes kurzerhand über Bord werfen. Erst als ihn die Engländer mit einem ihrer Uniformmäntel und einem Helm versorgt hatten, wurde er ihrem Zugriff entzogen. Er wird sofort zur Berichterstattung nach Berlin befohlen.

Während der ruhigen Tage des Küstenschutzes werden Waffen, Gerät und Fahrzeuge überholt. Der Opel Blitz hat sich auf den guten Straßen Frankreichs als zuverlässiger Mannschaftswagen bewährt, ebenso unsere tschechischen Infanteriewaffen.

Die Mannschaftsverluste machen Umgruppierungen notwendig. Unter den Ausgefallenen sind auch Fahrer von Gefechtsfahrzeugen. So bietet sich für mich die Gelegenheit, von der ungeliebten Feldfernsprecherei wegzukommen. Ich versuche es – und es glückt! Vor Freude könnte ich die Welt umarmen. Ich bekomme einen Opel Blitz mit einer Schützengruppe „hinten drauf“. Das ist ein Laden lauter junger Helden und ein junger Gruppenführer, auf den sie eingeschworen sind. Erstmals fühle ich wieder, was es heißt, „richtig dazuzugehören“. Bevor wir wieder nach Süden eingedreht werden, habe ich noch Zeit, mich mit meinem Mannschaftswagen vertraut zu machen. Ich bin den ganzen Tag über irgendwo um ihn herum, darunter, darauf oder drinnen.

Eines Tages stehen wieder lange Kfz-Kolonnen auf den nach Südosten führenden Straßen. Ein marschbereites Bataillon nach dem anderen fädelt sich von Straßenpunkt zu Straßenpunkt ein, die Aufklärungsabteilung der Division mit Abstand voraus. Nach etwa zehn Tagen der Ruhe schnellen wir wie der Pfeil von der Sehne in ständigen Tag- und Nachtfahrten immer weiter nach Süden. Tag und Nacht, Tag und Nacht – die Mannschaft auf den Fahrzeugen hat wieder graue Gesichter und entzündete Augen. Der Staub dringt überall ein. Hitze und Staub und das Wachhalten während der Nachtfahrten stellen alle vor eine harte Bewährungsprobe. Von den Fahrern wird schier Unmögliches verlangt: in finsterer Nacht ohne Licht oft querfeldein bis zum Morgengrauen, und dann in brütender Hitze mit immer müder werdenden Augen bis zur nächsten Nachtfahrt und so fort. Die Sanitäter verteilen Pervitin-Tabletten, um uns das Letzte an Leistungsvermögen abzufordern. Nach Einnahme der winzigen gelben Pille fühlt man sich zunächst so frisch, als wäre man eben aus einem erholsamen Tiefschlaf erwacht. Die Abstände der Pervitin-Ausgaben werden immer kürzer. Die Reizbarkeit von Fahrern und Mannschaften hat einen Punkt erreicht, an dem sie sich jeden Augenblick explosionsartig entladen kann.

Die französischen Divisionen weichen zerschlagen und unter Zurücklassung von Gerät und Waffen zurück. An den Straßenrändern und auf den Plätzen der Städte, auf Wiesen und Äckern vollzieht sich der Zusammenbruch der bisher mächtigsten Kontinentalarmee. Riesige braune Gefangenenkolonnen marschieren in entgegengesetzter Richtung.

Längst haben wir die Marne und die Seine überschritten und sind ostwärts an Paris vorbeigestoßen. Nach kurzen Schlafpausen für die Fahrer, in denen die Mannschaft das Auftanken, Kühlwasser-Ergänzen und die Versorgung mit Getränk und Essen durchführt, geht es ohne große Halte immer weiter nach Süden. Schon erkämpfen unsere Spitzen Brückenköpfe über die Loire und überschreiten sie an mehreren Stellen mit dem Ziel Lyon. Dem Feind gelingt es nicht mehr, sich festzusetzen, wie es die Engländer so meisterhaft vorexerziert hatten.

Zwischen Loire und Saône rollt unsere Division weiter nach Süden. Fahren! Fahren! Tage, Nächte. Die Hauptlast tragen zweifelsfrei wir Fahrer in den

überhitzten Kabinen, unter sengender Sonne, im dicken Staub der Landstraßen und nahezu blind in rabenschwarzer Nacht.
Nach jedem Pervitin-Stoß erfaßt uns aufs neue der Fahrtenrausch. Nur kein Anhalten! Weiter! Weiter! – Was kümmern uns Finsternis und Leuchtfallschirme der französischen Flugzeuge. In den zu matten Tagen werdenden Nächten fallen Bomben und ziehen Leuchtspurgarben vom Himmel, ohne den Fluß der Kolonnen aufhalten zu können.
Bei Tage ergibt sich immer wieder das gleiche Bild: französisches Kriegsgerät aller Art verlassen an Straßen und Plätzen; ausgebrannte Panzer mit verkohlten Leichen, Abwehrgeschütze mit toten Bedienungen als Zeugen stattgefundenen Kampfes, der dennoch vergeblich bleiben mußte. Nach einer durchfahrenen Nacht ist es schließlich soweit: Die Rauschwirkung des Aufputschmittels ist verflogen. Unter den älteren Fahrern gibt es erste Zusammenbrüche. Im frühen Morgengrauen wird das Unterziehen der Fahrzeuge befohlen. Tarnen, hinhauen und schlafen! Die steigende Sonne vertreibt die Morgenkühle, und unter den Decken wird es so ungemütlich, daß an ein Weiterschlafen nicht zu denken ist. Die Nerven bleiben angespannt und können sich nicht erholen.
Inzwischen haben einige in der Nähe einen Bach entdeckt und sich darin den Dreck, der sich seit dem Ärmelkanal angesammelt hat, schnell vom Leib gewaschen und frische Wäsche angezogen, die sie in einem unvorschriftsmäßigen Winkel des Fahrzeuges mitgeführt hatten. Niemand kann das herrliche Gefühl beschreiben, das ein solches Bad nach einer langen Dreck- und Staubansammlung vermittelt. Erst jetzt kann es zu einer erfrischenden Erholung kommen, erst jetzt können wir nach dem üblichen Knäckebrot-Frühstück im Schatten der Bäume ein paar Stunden erholsamen Schlafes finden. In unser Eindämmern nehmen wir die Nachricht einiger ganz Schlauer mit, die etwas von Waffenstillstandsverhandlungen quatschen. Während wir Fahrer noch schlafen dürfen, tankt die Mannschaft auf, kümmert sich um Kühlwasser, Reifendruck, Ölstand, saubere Scheiben und Proviant.
Am Abend treten wir ausgeruht zur nächsten Nachtfahrt an. Ohne Drogeneinsatz wird es die letzte Ohne-Licht-Fahrt dieses Feldzuges.

Am folgenden Morgen stehen wir etwa nordwestlich von Lyon. Es ist der erste große Halt seit Beginn dieser Hetzjagd. Unsere Fahrzeuge sind in einer landwirtschaftlichen Ansiedlung ohne besondere Tarnung untergezogen.
Die „Parole“ von in Gang kommenden Waffenstillstandsverhandlungen hat sich bewahrheitet. Meldungen kommen über den Rundfunk – Frankreich ersucht um Waffenruhe!
Noch in Tarare hat unsere Aufklärungsabteilung Gefechte zu bestehen. Dort werden die letzten unserer Toten französischer Erde übergeben.
Waffenreinigen, Instandsetzen des Gerätes und Körperpflege beherrschen die Szene. Nach einiger geseifter Behandlung sehen wir wieder annähernd wie Menschen aus, sieht man von unseren von Staub und Sonne zerrissenen Gesichtern ab.
Am folgenden Tag ist es soweit: Überraschendes Antreten des Bataillons – „so wie jeder ist!“ – im Halbkreis um den Regimentskommandeur, Standartenführer (im Rang eines Obersten) Bertlinger, der das Ende des Westfeldzuges bekanntgibt. Wir schreiben etwa den 20. Juni 1940. Die größte Landmacht Europas hat nach sechs Wochen Kampf die Waffen gestreckt.
Noch einmal wird der Kämpfe während der vergangenen Wochen gedacht: Catillon, Cambrai, Arras, Bethune und der blutigen Überwindung des La Basseè-Kanals, der Gefechte zur Schaffung der Brückenköpfe an Seine und Loire … Unmittelbar vor uns eine der bedeutendsten Städte Frankreichs!
Nach einem stillen Gedenken für unsere gefallenen Kameraden treten wir weg – voller Triumph und Ausgelassenheit die meisten, nachdenklich manche. Aber fast alle sind sich darüber einig, daß der Krieg bald zu Ende sein wird, denn nach den bisherigen Siegen in Ost, Nord und West wird England einlenken und den Kriegszustand beenden wollen, ohne kapitulieren zu müssen.

Besatzungstruppe in Frankreich

Drei goldene Tage der Ruhe, Tage, in denen „Parolen“ gekocht werden. Was nun? Dieser Feldzug ist zu Ende – was kommt jetzt?

Parole I:	Wir kommen heim, ins Reich! – aus sicherer Quelle!
Parole II:	Nach Oranienburg! – zur Ergänzung der Ausfälle (und wieder Wachmannschaft spielen?)
Parole III:	Nach Dachau! – dem ungeeignetsten Ort zur Aufstellung unserer Division.
Parole IV:	Alles Blödsinn! – nun weiß man es direkt von einem Kradmelder des Regiments: Wir kommen genau in die gleichen Unterkunftsräume im Schwabenland zurück, die wir vor dem Divisionsmanöver in Münsingen eingenommen haben.

Na, wie herrlich! Ich sehe mich schon am gedeckten Tisch in der gemütlichen Küche von Mutter Stolp in Lauffen am Neckar sitzen, spüre förmlich die heiße Kaffeekanne unter der wollenen Haube …
Junge, Junge! Und die hübsche Mathilde im Nachbarhaus gegenüber – vielleicht kommt der Petereit nicht mehr dort ins Quartier? Jetzt bin ich nicht mehr sechzehn – immerhin schon siebzehn!

Wie ein riesiger Heerwurm wälzt sich unsere Division nach Norden. Fahrzeug nach Fahrzeug, in bester Disziplin Abstand haltend. „Fliegermarschtiefe“ heißt das in der Soldatensprache.

Rechts von uns ziehen lange Kolonnen von Kriegsgefangenen, ebenfalls nach Norden marschierend. Was wird deren Ziel sein? Vermutlich werden sie in einem Sammellager abrüsten und heimgeschickt. Das zum Teil stark zerstörte Land braucht ihre Hände zum Aufbau.
Je weiter wir nach Norden kommen, umso stärker werden die Spuren der Kampfhandlungen. Hier haben die Verteidiger sich noch kräftig zur Wehr gesetzt und doch schon alles gegen unsere neue Art der Kriegsführung, unsere moderne, auf Schnelligkeit gerichtete Ausrüstung verloren. Dagegen hatten die Franzosen doch noch sehr viel Kriegsgerät aus dem Weltkrieg im Einsatz.
Eigentlich müßten wir uns weiter nach Osten halten, habe ich den Eindruck. Meine Weisheit habe ich einem französischen Schulatlas entnommen, den ich in einem Straßengraben gefunden habe. Schon kommt die Erklärung einiger „Sicherwisser": Wir werden in Paris zum Bahntransport verladen – nach Stuttgart.
Am Abend steht die Sonne prall vor uns. Wir rollen demnach in Richtung Westen – und das weit südlich von Paris! Auch der überschlaue Regiments-Kradmelder taucht neben den Fahrzeugen auf: „Schwabenmädle sind hinfällig! Neueste Meldung: Wir verladen in Cherbourg zum Schiffstransport nach Norwegen!" Mit einem „Leck uns doch am Arsch, du Pflaume!" wird er lachend abgefertigt.
Es gibt nur einen kurzen technischen Halt und eine Verpflegungspause, dann rollen die Kolonnen mit weiterhin unbekanntem Ziel in die Nacht hinein. Die schmalen Schlitze an den Scheinwerfern erlauben nur geringen Lichtaustritt, das wirkt ermüdend nach den heißen Stunden der langen Fahrt. Trotzdem ist es sehr viel leichter, als vollkommen ohne Licht hinter dem baumelnden weißen Lappen des Vorderfahrzeuges herzufahren, wie es viele Nächte durchgehalten werden mußte.
Am Vormittag fahren wir in ein parkähnliches Gelände ein und stellen die Fahrzeuge ab. Der Tachometerstand weist eine Fahrtstrecke von 648 gefahrenen Kilometern Kolonnenfahrt auf.
Moncoutant ist nur für wenige Tage eine Zwischenstation, und dann fädeln sich neuerlich die Fahrzeuge der Bataillone auf den vorgesehenen Straßen

zum Mot-Marsch ein. Diesmal ist schon bekannt, daß das Ziel die Atlantikküste im Süden Frankreichs ist.
Bei wunderbarem Wetter bewegen wir uns auf besten Straßen und in nicht mehr anstrengenden Tagfahrten Richtung spanische Grenze. Manche schöne Stadt nimmt uns für Stunden auf, andere für wenige Tage. Unsere Disziplin innerhalb der Truppe und im Umgang mit der Bevölkerung ist tadelsfrei und wird von den jeweiligen Bürgern und Bürgermeistern hoch anerkannt, wie uns des öfteren bei der abendlichen Befehlsausgabe bekanntgegeben wird. Nur einmal gab es eine heftige Beschwerde. Während eines Biwaks in einem Schloßpark hatten wir unsere schon von selbst stehenden Socken und Unterhosen mit Kernseife in dem gemauerten Becken des Zierteiches gewaschen, was eine leicht gräuliche Färbung des Lebensraumes der Goldfische bewirkte. Es verendete zwar kein Fisch, aber nach der heftigen Beschwerde des Schloßinhabers beim Bataillonskommandeur, Sturmbannführer Fortenbacher, gab es einen gewaltigen Anschiß, der begann mit: „Ihr Barbaren …“ Doch als wir vor dem Abmarsch unseren Biwakplatz spurenlos, bis auf den letzten Strohhalm gereinigt übergaben, war uns die vorangegangene Entgleisung verziehen.
Brocas ist schließlich die vorläufige Endstation unserer Fahrt quer durch Frankreich. Der kleine Ort liegt etwa 20 Kilometer nördlich der großen Stadt Mont-de-Marsan. Dort hat sich der Regimentsstab niedergelassen.
Aber schon nach wenigen Wochen sind wir wieder auf Achse. Alles zurück nach Norden – die Demarkationslinie bewachen. Der Stab des I. Bataillons, dem ich immer noch angehöre, bezieht mit einer Kompanie das Dorf Dornecy, einen winzigen Ort mit unscheinbaren Häusern im Bergland 30 km südwestlich der Stadt Avallon.
Der Kommiß gelangt hier rasch zur herrlichsten Blüte. Alles, was nicht an der Demarkationslinie zwischen Moulins und Chalon-sur-Saône steht, wird geplagt mit Appellen. Waffenappell, Ausrüstungsappell, Bekleidungsappell – dabei stellt sich heraus, daß die Weltkriegshalsbinde fröhliche Auferstehung feiert –, und den abendlichen überfallsartigen Gesundheitsappell nicht zu vergessen. Für uns Kraftfahrer steht auch noch der gefürchtete Kraftfahrzeugappell bevor. In der Hitze der Sonnentage

liegen wir Fahrer unter unseren Fahrzeugen, reinigen jedes Schräubchen mit dem Zahnstocher, bepinseln Metallteile mit einem Benzin-Öl-Gemisch, teils um die alte Schmiere wegzuwaschen, teils um verbliebenen Dreck unter der gleichmachenden Ölschicht verschwinden zu lassen. Doch gehen derartige Spekulationen nicht auf. Gnadenlos entlarvt der Schirrmeister unser düsteres Wollen und schabt mit einem Feinst-Schraubenzieher den Dreck in das gleißende Licht französischer Sonne. So fummeln (und bummeln) wir uns dem Kraftfahrzeugappell entgegen.
Als ich bereits zum x-tenmal die Ventile meines Mannschaftswagens nachgestellt habe und nicht mehr weiß, was ich noch verbessern könnte, bekomme ich eine herrliche Aufgabe. Man vertraut mir die Post des Bataillons an. Sie zu sammeln, zum Feldpostamt nach Avallon zu fahren, angekommene Post zu übernehmen und an die Kompanien zu verteilen, wird meine Aufgabe. Natürlich ist dies eine wunderbare Gelegenheit, sich von manch unliebsamem Dienst fernzuhalten, und ist auch abwechslungsreich, da ich täglich durch die herrliche Bergwelt des Mont du Morvan auf einer gut ausgebauten Straße zur Stadt fahren kann. In den leicht nach innen hängenden Kurven rauschen dann die Reifen meines Auto-Union-Geländewagens und heulen auf in Freude, Jugend und Leichtsinn. Dieses Schreien der Reifen berauscht. Es nährt den Glauben von der absoluten Beherrschung des Fahrzeuges durch Fahrkönnen und Reaktionsvermögen und läßt an Gefahrensituationen, die außerhalb eigener Wirkungsmöglichkeit entstehen können, nicht mehr denken.
Der 19. August ist ein Tag, wie er schöner nicht mehr sein könnte. Ein strahlend blauer Himmel, in dem die Sonne reift, spannt sich wolkenlos über eine klare Bergwelt.
Außer der Post des Bataillons befinden sich noch Herbert Fleischer und der Wiener Stotzek im Wagen. Die beiden habe ich zum Zahnarzt zu bringen. Wir genießen diese herrliche Fahrt durch den Sommertag im offenen Fahrzeug. Dort, wo die Straße die Berge verläßt, fällt sie auf langer Strecke sanft ab. Heute soll mir der Wagen zeigen, was aus ihm herauszuholen ist! Den Fuß auf dem Gaspedal voll durchgetreten, jage ich dem offenen Land entgegen. 100, 110, 120 km/h zeigt der unruhige Tacho als Endleistung an. Genug nun, den Motor nicht länger quälen! Ein Ford Eifel der Wehrmacht

kommt in der Straßenmitte entgegen. Aber meine Annahme, der Fahrer werde seine Fahrbahnseite einnehmen, wird enttäuscht. Ich muß mit noch 100 Sachen ganz knapp an den Straßenrand heran. Sehr kleine, flache Häufchen Sand, vom Straßenwärter hingefegt, werden auf die Entfernung erkennbar.

Herrgott! Die Häufchen sind doch nicht so nieder, wie sie aus der Entfernung ausgesehen haben. Bremsen! – Schlingern des Wagens, während der Ford Eifel weiter in der Straßenmitte an mir vorbeizischt.

Eine schwere Faust wirft die rechte Seite meines Auto-Union hoch und schleudert ihn quer zur Fahrtrichtung in die Fahrbahnmitte. Stotzek und Fleischer werden zusammen mit den Postsäcken in hohem Bogen aus den Sitzen gewuchtet. Ich klammere mich krampfhaft an das Lenkrad. Der offene Wagen überschlägt sich mehrmals, ohne auch nur einmal mit der ungeschützten Seite auf der Straße aufzuprallen.

Als das Bersten und Krachen vorbei ist, befinde ich mich immer noch auf meinem Fahrersitz. Das, was einmal ein Wagen gewesen ist, liegt auf seiner linken Seite neben einer roten Ziegelmauer. Ununterbrochen schrillt das Horn und bringt mich vollends in die Wirklichkeit zurück. Auf der Straße hält sofort ein zufällig des Weges kommender Arzt sein Auto an, versorgt uns fürs erste und bringt uns in das Feldlazarett nach Avallon. Bedauerlich, aber entschuldbar: keiner hat sich bei dem hilfsbereiten Mann bedankt.

Alle drei haben wir großes Glück gehabt. Meine Verletzungen sind am geringsten: Gehirnerschütterung, Hautabschürfungen und Rißquetschwunde; drei Tage Lazarettaufenthalt, fertig. Fleischer und Stotzek, die es in die Sträucher und Bäume entlang der Straße geschleudert hat, müssen um Wochen länger im Lazarett bleiben und entkommen somit dem faden Friedensbetrieb in unserer Einöde. Auch bei ihnen sind keine Unfall-Folgeschäden zu befürchten.

Bevor ich die Rückfahrt zu meiner Einheit antrete, sehe ich mir bei der Werkstattkompanie den angerichteten Schaden an. Ich habe noch kein derart demoliertes Auto gesehen. Beide Räder einer Seite glatt weggeschlagen, alle vier Reifen zerfetzt und alles übrige nur zerknautschte Blechmasse. Das Horn dürfte das einzig Funktionsfähige geblieben sein – und die Batterie. Es ist ein Wunder, daß der Wagen nicht Feuer fing oder

explodierte. Und etwas Unglaubliches: Das Lenkrad war auf beiden Griffseiten vollkommen bis zur Lenksäule hin eingebogen. Nachdem Front- und Heckseiten wie auch die beiden Flanken des Fahrzeuges total zerstört waren, muß irgendein guter Engel schützend seine Hand über mich unwürdiges Geschöpf gehalten haben. In echter, tiefer Dankbarkeit verspreche ich, nie mehr leichtsinnig auch nur als Mitschuldiger ähnliche Situationen heraufzubeschwören.
Unsere gemeinsam abgesprochene Unfallsversion von 55 bis 60, höchstens 65 km/h Geschwindigkeit beim Unfall, geäußert gegenüber dem einvernehmenden Feldgendarmen gleich nach der Einlieferung ins Lazarett, wird sich schwerlich aufrechterhalten lassen. Niemand kann glauben, daß ich die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit nur um 5 km/h überschritten habe.
Wieder bei meiner Einheit, drückt man mir einen uralten Beute-Citroen-LKW in die Hand. Wenn ich mit meinem müden Schinken unter Geklapper, Federgequietsche und asthmatischem Motorgestöhne des Weges komme, gibt es nur Gespött und Gelächter.
Doch nichts dauert ewig. Aus der Heimat trifft Nachschub an Soldaten und Fahrzeugen ein, um unsere Ausfälle während des Feldzuges zu ersetzen. Ich werde mitsamt einem neuen Opel-Blitz-Mannschaftswagen, Baujahr 1940, im Zuge der Neugruppierungen zur 4. Kompanie (sMG- und Granatwerfer-Kompanie) versetzt. Im Anschluß daran werden wir an der Demarkationslinie abgelöst und verlegen wieder in den Raum südlich von Bordeaux.

So unbedeutend die Versetzung auch scheinen mag, es beginnt doch ein neues Kapitel in meiner Soldatenlaufbahn.
Es ist ein pfundiger Haufen, in den ich da geraten bin: lauter lebensfrohe junge Burschen und berufserfahrene Reservisten, die wie Pech und Schwefel zu ihrem jungen Kompaniechef, Hauptsturmführer Schrödel, halten. Der Spieß, ein Musterbeispiel in den internen Belangen der Kompanie, ist frei von Schikanen gegenüber der Mannschaft – und diese tut

ihren Dienst voll Freude ohne „Druck von oben“. Ich bin froh, der Gefahr, wieder einmal als Fernsprecher eingeteilt zu werden, endgültig entgangen zu sein.
Als wir nach einer Fahrt von genau 800 Kilometern in Hagetmau – einem kleinen Ort etwa 80 Kilometer vor der spanischen Grenze – von den Fahrzeugen klettern, sehen wir uns erst einmal verdutzt an. Hier sollen wir also „unterziehen“? Außer grüner Wiese ist aber absolut nichts da! Nicht die kleinste Hütte. Also zelten wir! In Null Komma Josef steht, säuberlich ausgerichtet, gruppen- und zugweise ein Vier-Mann-Zelt neben dem anderen. Wir Kraftfahrer, „dieser verlotterte Haufen“, gründen natürlich auch einen eigenen Verein der Niederlassung. Uns steht ein Kraftfahrzeug-Staffelführer als nächster Rangoberer vor. Eine der ersten Maßnahmen besteht in der Erstellung einer Latrine, die wir, um auch ein Dach über dem Kopf zu haben, an die Wand eines Stalles der an die Wiese angrenzenden Ferme installieren, frei nach den Plänen eines zu den Waffen gerufenen Städteplaners.
Als nächstes wird sofort der Bau von Waschplätzen in Angriff genommen; mit einer Schlauchleitung wird Wasser herangeschafft. Die Feldküche dampft im Freien. Zum Appell tritt die Kompanie vor den ausgerichteten Fahrzeugen an. Wir beginnen auch sofort mit dem Bau von Unterkünften im bewährten „Barackenstil“. Vorwiegend werden dazu unsere erfahrenen Reservisten – ein wirklicher Segen für unsere Division –, die alle Berufserfahrung auf irgendeinem Gebiet haben, eingesetzt. Uns Jungen wird inzwischen bei scharfem Gefechts- und Exerzierdienst etwas von unserem Kraftüberschuß abgebaut, oder wir leisten Handlangerdienste für „die Alten“ – Dreißigjährigen. Bis zum abendlichen Ausgang erscheinen wir dann schon etwas gebremst und von allzu überschüssiger Kraft befreit.
Zusammen mit den meisten jungen Aktiven werde ich rückwirkend mit 1. Juni 1940 zum Rottenführer ernannt. Rottenführer Mölzer – mit 17 Jahren wohl der jüngste Obergefreite unter deutschem Stahlhelm. – Die einheimische Bevölkerung hat sich schnell mit uns abgefunden. Die Frauen und Männer sind neutral, die Mädchen geben sich reserviert. Wir sind nun einmal die Besatzer – was wäre anderes zu erwarten?

Die Schenken in den alten Gassen sind unscheinbar, dafür ist der Wein umso besser. Die Wirte schätzen uns bald als gute Kunden, wohl wegen unseres Konsumvermögens – nicht nur beim Wein – und wegen unseres tadellosen Verhaltens. Bei Truthahnbraten, Omeletten, Lammbraten nach Art des Hauses läßt sich immer irgend etwas feiern.
Die Zimmerer unter unserer Mannschaft haben die Baracken schnell aufgestellt und auch die Fahrzeuge unter Dach und Fach gebracht. Der Kommiß hat sich eingespielt.
Bedauerlicherweise kommt es an einem Sonntag zu einem sehr unangenehmen Zwischenfall. Danzer, jener Kradmelder, der als erster für seine schneidigen Meldefahrten unter den Kanonen der britischen Panzer das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten hatte, versuchte im betrunkenen Zustand einer Frau Gewalt anzutun, nachdem er in ihre Wohnung eingedrungen war. Als die Frau aus dem Fenster um Hilfe schrie, nahm ihn eine SS-Streife fest. Er kam bis auf weiteres in den schnell zurechtgerichteten Kompanie-Arrest.
Es folgt die Meldung des Vorfalles an das Bataillon, von dort über das Regiment an den Divisionsstab. Für Danzer sieht es sehr böse aus! Eindringen in eine fremde Wohnung, versuchte Vergewaltigung, selbstverschuldete Berauschung, Minderung des Ansehens der Waffen-SS … das könnte ihn den Kopf kosten, mindestens Ausstoß mit Schimpf und Schande aus der Waffen-SS sowie anschließende KL-Haft. Wir wissen das – und Danzer auch.
An dem Tag, an dem er zum Divisionsstab zum Verhör gebracht werden soll, findet der wachhabende Unterführer den Arrest leer, obwohl er Danzer noch vor kurzer Zeit im Arrest gesehen hat.
Alarm! Als die ganze Kompanie dabei ist, das gesamte Inventar der Baracken zu durchsuchen, um des Flüchtlings habhaft zu werden, rast ein Kradmelder in grauem Militärpullover auf einer 500er DKW-Solomaschine am Torposten vorbei, erreicht die nach Osten führende Straße und ist verschwunden. Danzer ist mit seiner ihm bestens vertrauten Maschine geflüchtet. Ziegenfuß, Möller, Druckenthaner und Papenfuß nehmen die Verfolgung auf. Die ganze Division wird alarmiert: Straßensperren, Mot-Streifen im gesamten Divisionsbereich. Danzer bleibt verschwunden,

nachdem er noch einmal von Krädern durch ein weites Wald-Heide-Gebiet gehetzt worden war. Der waghalsigste Fahrer der Division ist nicht zu stellen.
Wochen nach der Flucht Danzers nähert sich einem Posten an der Demarkationslinie ein Kradmelder, nach Kradmeldermanier den Meldezettel im Mund. Kurz vor dem Posten nimmt er Gas weg und das Papier aus dem Mund. Als der Posten schon die Hand ausstreckt, um den Zettel entgegenzunehmen, gibt der vermeintliche Melder unvermutet Gas und verschwindet auf seiner rasanten 500er-Zweitakter um die nächste Kurve im Niemandsland. Es war der gesuchte Danzer. Monate später wird er in Marseille ausgeforscht und deutschen Behörden übergeben.
In Dachau wird er nach einem Gerichtsverfahren unter anderem auch wegen Fahnenflucht unter Aberkennung der Orden und Ehrenzeichen mit Schimpf und Schande aus der Waffen-SS ausgestoßen und hingerichtet.

Ende August erhalten wir das neue MG vom Typ MG 34. Es hat gegenüber den tschechischen MGs viele Vorteile und ebenso viele Nachteile. Zunächst sind wir einmal von den Vorteilen erbaut: keine Magazin-, sondern Gurtzuführung. Statt 30 jagt man nun 150 Schuß und mehr ohne Zuführungswechsel durch die Waffe. Sehr bald merken wir aber auch, daß sie erheblich schwerer und unhandlicher ist als das gewohnte tschechische MG.
Die Feldpost hat sich bestens eingespielt. Regelmäßig wird beim Abendappell die Post verteilt. Ungeduldig erwarten unsere Reservisten die Mitteilungen ihrer Frauen, ob das Zahnen der Jüngsten anstandslos vorübergegangen sei oder ob die Zensuren der Kleinen besser zu werden versprechen.
Für uns Junge sind die Briefe der Mädchen die Krönung des Tages. Jeder, der Post erhalten hat, verdrückt sich in eine stille Ecke, um sich ungestört den Zeilen aus geliebter Hand widmen zu können. Da hocken sie nun auf Munitionskisten, im Führerhaus ihres Wagens oder auf dem Stamm einer gefällten Kiefer: Der Lehrer Max Heinecke, der uns ständig schulmeistert,

der dickliche Jensen von der Waterkant, im Zivilberuf Fuhrunternehmer wie auch sein Kamerad Hermann Heber aus dem Schwäbischen und dessen Landsmann Otto Arnold, der sich als Kreisleiter freiwillig zu den Waffen gemeldet hat und nun als einfacher Soldat seinen Dienst versieht; „Mick“ alias Michael Druckenthaner aus dem Salzkammergut, Kradmelder wie auch sein Kamerad Siegfried Papenfuß aus Riesenburg in Westpreußen, der nur „Buwi“ gerufen wird, und „Ziegi“, eigentlich Hans Ziegenfuß, eine unscheinbare Figur von einem Kradmelder, der nicht böse wird, wenn wir seinen Arier-Nachweis wegen seines Ziegenbeinchens anzweifeln.
Junge und Alte bilden eine sich ergänzende Gemeinschaft, die aus allen Gauen Deutschlands kommt: Hamburger und Münchner, Berliner und Wiener, Rheinländer und Ostmärker, immer etwas laxer (wenn’s geht) als die „Preißn“ mit dem „Zack, zack, zack“-Siegel auf ihrer Geburtsurkunde. Es gibt nicht die geringste Abgrenzung von Landsmannschaften. Untereinander sprechen wir in unserem Dialekt, die schnoddrigen Berliner wie auch die ihr Kölsch singenden Rhein-Römer. Neben dem Heber gibt es noch den Heberle, damit ist sein echtes Schwabentum dokumentiert – sie schwäbeln natürlich wie alle ihre anderen Landsleute. Dieses Konglomerat von Altersgruppen, persönlichem Herkommen und Landsmannschaften unter dem gleichen Schliff ergibt die Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit unserer Truppe. In scharfer weiterer Ausbildung, in der die aus dem Feldzug gewonnenen Erfahrungen verwertet werden, wird wirklichkeitsnahen Gefechtsübungen der Vorrang eingeräumt, und im Anschluß daran werden stets die aufgetretenen Fehler durchgesprochen. Nun wird auch auf das Üben von „hinhaltendem Widerstand“, den uns die Engländer so meisterhaft vorgeführt haben, verstärkt Wert gelegt.
Im Herbst verlassen wir unsere bereits gemütlich eingerichteten Baracken von Hagetmau und verlegen im Mot-Marsch über St. Sever nach Bazas.
Vorher ist die Kompanie zur Erweiterung der Allgemeinbildung an den Golf von Biskaya gekarrt worden, damit wir künftighin auch wissen, was wir im Schlager besingen. Biarritz wäre eine Sache nach unserem Herzen gewesen, hätten wir uns im Frieden dort bewegen können. Zu dieser Zeit waren die Strände verwaist, die Straßen unbelebt und die wenigen Vergnügungsstätten sehr auf das derzeitige Publikum in Feldgrau abgestimmt. Man konnte sich

nirgends hineinsetzen, ohne daß man nicht innerhalb kürzester Zeit ein mehr oder minder altes Mädchen im Federröckchen auf dem Schoß hatte. In wenigen Minuten war dann so ein unschuldsvoller Landser – wenn er nicht energisch dagegen war – verschleppt und abmontiert.
In Bazas werden wir in einem leerstehenden – oder leergemachten – Kloster einquartiert: Zellen, Hallen, Gänge, sehr viel kalter Stein und Düsternis. In die Zellen kommen Munition und Ausrüstung, die Hallen werden, soweit dies möglich ist, „wohnlich" eingerichtet. Wir verlegen Bretterböden und stellen in Fensternähe Öfen auf, deren Rohre wir zum Fenster hinausleiten. Wir zimmern sofort Betten aus Brettern und Kanthölzern, basteln Borde an die Wände und geben den Räumen allmählich eine – ganz persönliche – Einheitsnote.
An die Tapfersten und Bewährtesten des Westfeldzuges sind Ritterkreuze verliehen worden. Auch der Führer der Leibstandarte SS „Adolf Hitler", Sepp Dietrich, ist ausgezeichnet worden. Vergeblich wartet die Division darauf, daß auch sie durch die Auszeichnung ihres Kommandeurs für ihre Leistungen und Opfer Anerkennung finde. Es ist ein offenes Geheimnis innerhalb unseres Haufens, was die Ursache dafür ist: Es ist das Geschehen von Le Paradis, das Massaker an den englischen Gefangenen. Ebenso vergeblich warten wir darauf, daß dieses Morden seine Sühne, eine kriegsgerichtliche Verhandlung, nach sich ziehen würde. Zu diesem Thema bleibt für uns eine große, uns nicht verständliche Leere.
Persönlich stelle ich mir oft die Frage, ob ich etwas dazu tun hätte können, die Erschießung zu verhindern. Ich werde die fordernden Gesten der Männer mit den Familienbildern in den Händen und ihre erkennbare Verzweiflung nie vergessen können und immer als Belastung empfinden. Kampf ist eine Sache – Morden eine andere. Für mich Jungen ein Schlüsselerlebnis besonderer Art. Es sollte noch viel mehr daraus werden.

Mittlerweile ist es zu meiner Aufgabe geworden, den Bataillonsarzt, Dr. Ehrsam – im ganzen Bataillon nur als „Dr. Grausam" bezeichnet –, zu fahren. Mit einem Sechszylinder-Opel „Super Six", unserer

weichgefederten Familienschaukel, oder einem flotten, tiefliegenden Beute-Citroen fahre ich ihn zu den verstreut liegenden Kompanien. Dr. Ehrsam ist ein Hüne von Mensch und seine Erscheinung fast furchterregend. Ein mächtiger Schädel mit dunklem Haar und langen Narben über Kinn und Wangen ragt stiernackig aus breiten Schultern. Die Stimme paßt mit ihrem rauhen Baß zu diesem Mann. Bei den Visiten in den Krankenrevieren macht er gerne einmal Theaterdonner und mimt den Brutalen; daher das „Dr. Grausam".

Mein schwerer Autounfall von Avallon hat nun doch ein Nachspiel. Kein Wunder: zwei Schwerverletzte, ein Leichtverletzter und ein total demoliertes Auto. „Dr. Grausam" eröffnet mir, daß er mich vor einer gerichtlichen Verhandlung zu untersuchen und einen Befund zu erstellen hätte, um eventuelle Gründe für mein Versagen aufzudecken und etwaige Folgeschäden festzustellen.

Nachmittags um 3 Uhr trete ich in seinem Ordinationsraum an.

„Zieh dich aus, du Sack!" Ich mache meinen Oberkörper frei und warte auf die Untersuchung. Dr. Ehrsam schreibt inzwischen fleißig an seinem Bericht.

„Nun, wie war das denn bei deinem Unfall? Hast du irgend etwas verspürt, oder hat dich irgend etwas körperlich behindert, oder war dein Reaktionsvermögen geschwächt?" Und während ich noch überlege:

„Hat sich vielleicht das gesehene Bild vor deinen Augen verschoben?"

Jetzt begreife ich!

„Ja! Das hat sich verschoben!"

„Na, davon bin ich überzeugt! Aber erst nachdem du dich mit hundert Sachen ein paarmal überschlagen hattest!" Seine Erkenntnis ist verblüffend.

„Zieh dich wieder an, du bist hiermit untersucht. Aber wenn du glaubst, mich auch auf die gleiche Weise aussteigen lassen zu können wie deine beiden Zahnkranken, dann kannst du dir schon heute die Brust waschen und dich zum Erschießen fertigmachen lassen – mit Katzenscheiße! Ist das klar, du trübe Pfeife?"

„Jawoll, Hauptsturmführer!" Da habe ich also einen Gönner gefunden. „Sehstörungen" durch zu schnelles Wachstum, so in etwa …



Vormarsch in Frankreich: Für die Gefangenen ist der Kampf zu Ende, von den Siegern werden nur wenige überleben.



Gefahren bis zum Morgengrauen, danach tarnen, hinhauen und schlafen.



Ein SS-Führer in einem Panzerspähwagen kommt mit einigen Kradschützen vorgefahren und übernimmt die Spitze der rasch anfahrenden Kolonne.



27. Mai 1940: Der zähe Widerstand der Engländer ist gebrochen. 89 Soldaten des britischen Expeditionskorps geraten in Le Paradis in Gefangenschaft.



Das Massengrab vor der Creton Ferme, an deren Mauer die 89 Engländer auf Befehl von Hauptsturmführer Knöchlein erschossen wurden.

Neuerdings üben wir heftig das Verladen auf Schiffe. Innerhalb einer Stunde muß die ganze Einheit abmarschbereit sein. Sobald das mit Sicherheit klappt und auch aus tiefstem Schlaf heraus reibungslos in der geforderten Zeit vonstatten geht, wird in weiterer Folge das Verladen auf Hochseeschiffe geübt. Hinauf auf den Kahn – und hinunter vom Kahn!
Als nunmehr schon erfahrene Infanteristen haben wir an dem Unternehmen allerhand zu bemeckern, denn Voraussetzung zu dieser Art von Entladen ist doch das Vorhandensein von geeigneten Hafenanlagen – und die wird uns der Tommy mit Sicherheit nicht zur Verfügung stellen. Demnach müßte die Anlandung mit schnellen, flachen Booten geschehen, um eventuell die von Fallschirmjägern geschaffenen Brückenköpfe erweitern zu können. Doch während wir noch unsere strategischen Weisheiten debattieren, werden die Verladeübungen sang- und klanglos eingestellt. „Weil die Engländer die

Landeerlaubnis nicht erteilt haben“, meckert Ziegenfuß, Inhaber dreier haariger Warzen am Kinn, hinterdrein.

Allmählich wird es klimatisch auch im südlichen Frankreich unangenehm. Der Winteranfang bringt zur Überraschung aller Schnee – in diesen Breitengraden ungewöhnlich. „Den haben die Deutschen mitgebracht!“ behaupten die Einheimischen.
Vor Weihnachten treffen wir Vorbereitungen zum Julfest. Das Kompanieschwein, das wir schon in Hagetmau mit den Küchenabfällen zu mästen begonnen haben, bringt 120 kg auf die Waage und wird von kundigen Händen für das Fest zubereitet. Um Wein braucht sich keiner Sorgen zu machen, den gibt es um Bordeaux in reichem Maß und bester Qualität. Dafür muß der Inhalt der Kompaniekasse reichen. In der „Vierten“ hatte nämlich jeder Beförderte seinen Obolus in die Kasse zu leisten, je nach erreichtem Dienstgrad verschieden hoch.
In einem noch leeren Klostersaal werden Tische aneinandergereiht und mit weißen Tischtüchern, die wir in verschiedenen Gaststätten ausgeborgt haben, gedeckt und mit aus der Heimat geschicktem Tannenreisig geschmückt.
Ein Unterscharführer, im Zivilberuf Musiklehrer, übt mit einem kleinen Chor unter Klavierbegleitung – das Instrument fanden wir unversehrt vor – das Weihnachtslied „Hohe Nacht der klaren Sterne“ ein. Der schlichte Sinn der Strophen, allen Müttern dieser Welt gewidmet, läßt uns nicht ungerührt.

Am Weihnachtsabend steht die Kompanie schweigend an den Tischen, als der Kompaniechef mit den übrigen Offizieren eintritt. Auf sein Zeichen entzünde ich – als immer noch Jüngster der Kompanie – die weißen Kerzen am Tannenbaum.
Die Weihnachtsansprache von Hauptsturmführer Schrödel ist knapp und ohne große Worte. Er erinnert an die vor dem Feind gebliebenen Kameraden und verliest in kurzen Abständen die Namen der Gefallenen. Da werden sie wieder lebendig, die Tage des Mai und Juni mit den Kämpfen

um Catillon und Cambrai, bei Arras und Bethune, am La Basseè-Kanal und vor Paradis bis in den Raum von Dünkirchen und von Lyon. Das Erhebende an der Feier ist für mich, daß nicht allein der Toten, sondern auch des stillen Leides der Mütter gedacht wird, welches bisher immer ohne Erwähnung geblieben war. Mit dem nachfolgenden Weihnachtslied werden sie zum Mittelpunkt unserer schlichten Feier.

„Hohe Nacht der klaren Sterne,
die wie weite Brücken steh'n
über einer tiefen Ferne,
drüber uns're Herzen geh'n.

Hohe Nacht mit großen Feuern,
die auf allen Bergen sind,
heut' muß sich die Erd' erneuern
wie ein junggeboren Kind.

Mütter, Euch sind alle Feuer,
alle Sterne aufgestellt!
Mütter, tief in Euren Herzen,
schlägt das Herz der weiten Welt.“

Auch über den Jahreswechsel wird niemand beurlaubt, obwohl für uns alles ruhig erscheint. Zwar haben unsere für den Küstenschutz abgestellten Einheiten mit ihren Panzerabwehrkanonen feindliche Aufklärungs-Schnellboote beschossen und dabei eines versenkt, aber sonst ist es soweit ruhig geblieben. Ab und zu ein britischer Aufklärer, hoch über den Wolken – das ist alles an Feindtätigkeit.
So hocken wir eben in unseren Unterkunftsräumen bei mehr oder minder scharfen Getränken beisammen und feiern in das neue Jahr hinein.

Immer wieder lese ich den Brief meines Mädchens, der mich rechtzeitig vor dem Jahreswechsel erreicht hat. Ich erfreue mich nicht allein an den Worten, ich genieße auch die vertrauten Schriftzüge aus Erikas Hand. Schon am Weihnachtsabend kam ein Feldpostbrief mit einem ansprechenden Foto, das jetzt in einem hübschen Rahmen auf einem kleinen, improvisierten Bord steht. Wie Soldaten nun einmal sind, wird jedes neu auftauchende Mädchenbild begutachtet. Eine gut zusammengewachsene Kompanie ist eben wie eine große Familie.
Schon durch die Wirkung des herrlichen Weines von leichter Sentimentalität geplagt, reime ich ein paar Strophen und hefte den kleinen Zettel in die letzten Seiten des neuen Taschenkalenders 1941.
Ahne ich schon die Schwere dieses neuen Jahres?
Von all den ausgelassen feiernden Kameraden um mich herum wird jeder Dritte das Ende des Jahres nicht mehr erleben.

Sonnenwende 1941

Das Jahr 1941 beginnt grau und trübe seinen Lauf. So schön Frankreich im Sommer sein kann, so öde ist es im Winter. Ein Tag nach dem anderen verrinnt, ohne daß sich Besonderes ereignet. Erst als ich zu meinem 18. Geburtstag einige Kameraden zu einem Truthahnessen und auf einen Umtrunk einlade, kommt etwas Abwechslung in unseren kleinen Kreis. So geht der Eismonat herum, und mit dem Februar zeigt sich der Frühling schon wieder in seinen zarten Anfängen.

Als Folge der Eintönigkeit im Dienstbetrieb und der Freizeit in den kahlen Klosterräumen beginnen die tollsten Parolen zu blühen. Sie werden aus der Schreibstube dienstlich erhärtet und bald wieder korrigiert, dementiert und neu gestreut. Es soll wieder einmal gegen England gehen – der Abbruch der Verladeübungen habe nur der Verschleierung des Vorhabens gedient. Nein – doch nicht England (uns fällt ein Stein vom Herzen)! Nach Norwegen – ins nördliche Eis! Das wäre einmal etwas Neues! Was auch alles an Gerüchten herumgeistert, sie gehen auf einen Ortswechsel größeren Stils hinaus.

Anfang Mai ist es dann wirklich soweit: Wir verlassen unser Kloster mit Freuden und rollen auf Achse nordwärts. Im Raum Bordeaux verladen wir auf offene Güterwaggons, und ab geht es Richtung Heimat.

Es wird eine wunderbare Fahrt durch den Frühling. Schon ist unser graues Winterkloster vergessen. Solange unser Zug – eine lange Schlange, gespickt mit Fahrzeugen und Waffen – durch französisches Land rollt, kreuzen wir mehrmals die Linien, die wir während der Kämpfe vor einem Jahr durch dieses Land gezogen haben. Zurück lassen wir die Gräber unserer Gefallenen.

Deutschland! Auch hier grünen Weiden und Wiesen dem ersten Schnitt entgegen, zeigen sich Weinberge jungbelaubt, arbeitende Leute auf den

Feldern, Frauen und Mädchen winken uns freundlich zu …
Manche Kameraden fahren an ihren Heimatorten vorbei, ohne während eines Haltes den Transport verlassen zu können. Hätten sie doch nur ihre Angehörigen und Bräute vorher verständigen können! Aber das Ziel ist geheim – niemand kann darüber Auskunft geben. Von Zielpunkt zu Zielpunkt wird unsere Riesenschlange weitergelotst.
Thüringen, Sachsen – immer weiter nach Osten kommen wir. Schon tauchen neue Parolen auf: Rußland habe uns den Durchmarsch zum Schutze der Ölfelder von Baku gestattet; das Gerücht hält sich hartnäckig. Als wir morgens in unseren Fahrerkabinen aufwachen, rollen wir schon durch Westpreußen, durch ein herrliches Seengebiet. Die letzten Kilometer legen wir im Mot-Marsch zurück und halten schließlich in einem kleinen Dorf. Ich komme mit Fiff, Mick und Buwi zu freundlichen Bauersleuten ins Quartier. Ziegenbeinchen gesellt sich noch zu uns, somit wäre unsere Frankreichrunde wieder komplett. Bordeaux-Wein haben wir in rauhen Mengen mitgebracht, und so setzt ein flotter Tauschhandel, Wein gegen Gänse, ein. Viele Teiche und kleinere Seen liefern frische Fische, die wir selbst aus dem Wasser holen dürfen. Das reinste Schlaraffenland!
Ständig kommen neue, kriegsmäßig gerüstete Truppen ins Land. Zwei Traumfahrten nach Königsberg und zur Marienburg sind die Krönung unseres Aufenthaltes im preußischen Land. Von Marienburg wäre es gar nicht weit nach Riesenburg, der Heimatstadt Buwis, aber es gibt ausnahmslos keine Möglichkeit für eine Entfernung von der Truppe. Wir fühlen mit ihm, es sind ja nicht nur seine Eltern dort, sondern auch die bildhübsche Maid in deren Nachbarschaft. Er darf nicht einmal seinen Standort bekanntgeben, um einen Besuch zu ermöglichen – verdammt, das ist doch idiotisch!
Nach einigen Wochen verlegen wir weiter nach Osten, dicht an die litauische Grenze. Unsere Kompanie wird auf einem großen Gestüt untergebracht. Der Rest des Bataillons liegt in der Umgebung ebenfalls auf Gestüten und Gütern. Wieder kommt ein neues Gerücht auf: Die Ukraine soll von der Sowjetunion auf 25 Jahre zur landwirtschaftlichen Nutzung an das Deutsche Reich abgetreten worden sein. Gegenleistung: Deutschland hilft der Sowjetunion beim Aufbau der Industrie – und wir sind als

Ordnungstruppe vorgesehen. Wir klammern uns förmlich an dieses Gerücht, und jedes kleine Anzeichen, das die Parole zu bestätigen scheint, ist uns willkommen und wird als weiterer Baustein mit den bereits vorhandenen verbunden.
Die Tage sind heiß im Juni 1941. Es herrscht kein besonderer Dienstbetrieb. Niemand darf den Kompaniebereich verlassen. Die Fahrzeuge sind abmarschfertig beladen. Alles, was nicht Feldgepäck ist, wurde auf einen dafür vorgesehenen LKW verladen. Hingegen bleiben außer den Hand- und Maschinenwaffen noch Spaten, Seitengewehr, Gasmaske und Sturmgepäck am Mann. Besonders letzteres beunruhigt uns und läßt uns allmählich am Wahrheitsgehalt des Gerüchtes zweifeln.
Wozu brauchen wir für Ordnungsaufgaben Mörser, schwere Feldhaubitzen und die Luftwaffen-Fahrzeuge, die wir im Anrollen beobachten konnten? Krieg mit der Sowjetunion ist ausgeschlossen, wir haben schließlich einen Pakt mit ihr, einen Nichtangriffspakt! Nur – wo werden wir dann eingesetzt? Also doch Baku-Schutzaufgaben? Einen Krieg mit Rußland kann man auf jeden Fall ausklammern – das reicht bis ans Beringmeer.
Auf dem Gestüt geht der Betrieb weiter wie eh und je. Pferdemütter tummeln sich mit ihren Fohlen auf den Koppeln, hoch im Blut stehende Trakehner-Hengste belegen rassige Stuten, neues Leben zeugend.
Von der Hitze des Tages und dem abendlichen Bordeaux-Wein mittelschwer „beladen“, hauen wir uns abends bald ins Stroh. Mick, Buwi und Bfiff – aus dem ursprünglichen „Fiff“ wurde allmählich ein „Bfiff“ – hocken auf ihren Stahlhelmen noch unschlüssig herum. Vor dem Schuppen sitzen noch Kameraden beisammen und singen zu den Klängen eines Akkordeons. Durch das weit offene Schiebetor sehen wir hinaus in den dunkelnden Juniabend. Wir stehen an der Schwelle des Sommers. Nun würden die Tage allmählich wieder kürzer werden, um sich nach dem Reifen und Verschenken der Natur dem Jahresende zuzuneigen.
Zu den Singenden haben sich Leute des Gutes gesellt, und bald geht es recht laut und lustig zu. Als gar ein paar Tiroler sich zu einem Schuhplattler aufraffen, gesellen wir uns neugierig zu dem heiteren Volk.
Mitten in das Beifallsklatschen hinein stört ein schriller Pfiff die Stimmung. Was hat das zu bedeuten, zu dieser späten Stunde?

Alles wird ruhig, beängstigend ruhig. Wir fühlen, daß jetzt etwas kommt. Jetzt wird Klarheit geschaffen werden. Jetzt fällt die Entscheidung: Krieg oder Frieden auf dieser Seite Deutschlands. Tod oder Leben für viele – für die meisten von uns?
Der Unterführer vom Dienst fordert die Gutsleute auf, den Kompaniebereich zu verlassen. In die Minuten des erstarrten Schweigens hinein die Stimme des Unterscharführers: „Um 22 Uhr, also in zehn Minuten, steht das ganze Bataillon zur Verlesung eines Führerbefehles auf der Kiefernlichtung hinter dem Gutshof. Die 4. Kompanie sofort antreten!“
Fluchend fahren jene, die sich bereits zur Ruhe gelegt haben, aus ihren Trainingsanzügen in das Feldgraue. Koppel und Mütze werden im Hinauslaufen dorthin gebracht, wo sie hingehören.
Um 22 Uhr steht das Bataillon im offenen Karree vor seinem Kommandeur. Inzwischen vollkommen dunkel geworden, stoppt auf dem Feldweg ein Wagen. Es ist der Regimentskommandeur. Das Bataillon wird ihm gemeldet; kurze Begrüßung der Offiziere; blaues Licht auf weißem Papier.
„Erstes Bataillon, Kameraden! Es ist meine Aufgabe, euch einen Befehl des Führers zur Kenntnis zu bringen.“
Pause, Spannung, die das Blut in den Ohren pochen läßt.

Führerbefehl vom 21. Juni 1941:

„Soldaten der Ostfront!
Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich zu Euch, meine Soldaten, offen sprechen kann. Es stehen 160 russische Divisionen an unserer Grenze. Seit Wochen finden dauernde Verletzungen dieser Grenze statt, nicht nur bei uns, sondern ebenso im hohen Norden wie in Rumänien. Schon haben russische Patrouillen auf deutsches Reichsgebiet vorgefühlt und konnten erst nach längerem Feuergefecht zurückgetrieben werden.
In diesem Augenblick, Soldaten der Ostfront, vollzieht sich ein Aufmarsch, der in Ausdehnung und Umfang der größte ist, den die Welt je gesehen hat. Im Bunde mit finnischen Divisionen stehen unsere Kameraden mit dem Sieger von Narvik am nördlichen Eismeer.

An der Ostfront steht Ihr. In Rumänien an den Ufern des Pruth, an der Donau bis zu den Gestaden des Schwarzen Meeres sind deutsche und rumänische Soldaten unter dem Staatschef Antonescu vereint. Wenn diese größte Front der Weltgeschichte nunmehr antritt, dann geschieht es nicht nur, um die Voraussetzung zu schaffen für den endgültigen Abschluß des großen Krieges überhaupt oder um die im Augenblick betroffenen Länder zu schützen, sondern um die ganze europäische Zivilisation und Kultur zu retten.
Deutsche Soldaten! Damit tretet Ihr ein in einen harten und verantwortungsvollen Kampf. Denn: Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes liegen nunmehr allein in Eurer Hand.
Möge uns allen in diesem Kampf der Herrgott helfen!

Adolf Hitler“

„Soldaten der Ostfront!“ – Soldaten der Ostfront! – Der Krieg gegen die Sowjetunion ist da! Der Führerbefehl rauscht an meinen Ohren vorbei: 160 Divisionen der Roten Armee an Deutschlands Grenze! Die bolschewistische Gefahr, die es ein für allemal zu beseitigen gilt!
„Deutsche Soldaten! Damit tretet Ihr ein in einen harten und verantwortungsvollen Kampf. Denn: Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes liegen nunmehr allein in Eurer Hand.“ – Allein in Eurer Hand.
Kein Jubel, keine Begeisterung, keine freudige Kampferwartung, sondern Betroffenheit über die Tücke der Russen, unseren Kampf gegen England auszunützen, um uns hinterrücks überfallen zu können. Wir glauben es, daß es keine andere Lösung gibt, als anzugreifen, ehe die Übermacht noch größer und jeder Kampf vollkommen aussichtslos wird. Noch besteht die Hoffnung, diesen Koloß, aus Europa und Asien gepaart, durch blitzschnelles Zuschlagen in die Schranken zu weisen.
Marschtritt des Bataillons durch die Nacht, Sonnenwende 1941. Von der Spitzenkompanie ertönt ein Lied und wird mit ernsten Herzen übernommen.

„… und bis die Felder zum Erntegang reifen,
hüten wir sie vor dem Feind.“

Wieder eingerückt, wird die Marschbereitschaft hergestellt. Mit der Nachtruhe ist es vorbei: überall emsiges Packen, manche schreiben noch die letzte Feldpost von deutschem Boden nach Hause. Reste von Marketenderwaren werden noch ausgegeben: Weinbrand, Zigaretten, Schokolade. Die „eiserne Portion“, die „jungfräulich Unantastbare“, wie Ziegenfuß treffend kommentiert, wird verteilt. Diese kleine Dose Schweinefleisch wandert in den Brotbeutel, die Tafel Schokolade vorschriftswidrig zwischen die Gasplane, und die Zigaretten bleiben schön trocken in der Gasmaskendose – alles schon erprobt. Die Lederriemchen der Erkennungsmarken werden überprüft, „damit man auch in hundert Jahren noch weiß, wessen die Gebeine sind“, und ebenso die Soldbücher, „denn der liebe Gott liebt die SS so sehr!“ so Ziegenbeinchen. Nun streifen auch die letzten ihre grün gefleckten Tarnüberzüge über ihre Helme und ziehen die Tarnjacken an. Der Sitz des Sturmgepäcks wird nervös überprüft. Die ganze Ausrüstung lastet auf den Schultergurten. Als Fahrer meines „Adler“-Geländewagens werde ich das Zeug nicht brauchen. Das störende altertümliche Seitengewehr verschwindet unauffällig in der Gepäckskiste.
Ich geselle mich zu meinen Freunden, den Kradmeldern. Da kreist eine Flasche „Dreistern“ munter in der Runde. Zigaretten werden gequalmt, und im Bauch haben wir alle das gleiche Kribbeln. Wir singen das Lied vom Seemann, der „gleich hinter Australien“ seine Seele ins Meer gekotzt hat. Nur jetzt nicht grübeln!
In einer Ecke sitzt Möller mit ins Genick geschobenem Stahlhelm. Seine Hände zerpflücken immer aufs neue lange Strohhalme seines Lagers. „Junge, Junge! Aus dieser Scheiße kommen wir nicht wieder nach Hause!“
„Ach komm, laß doch deine Spinnerei! Darfst im Massengrab ganz oben liegen, wenn du lieb bist und jetzt die Schnauze hältst!“ Jeder sucht auf seine Art mit dem Ungewissen fertig zu werden.

Um 3.15 Uhr schlägt die Flammenfaust der Artillerie in die russischen Anlagen, aus Tausenden Rohren in der ganzen Breite der Front. Wälder gehen in Flammen auf, Treibstofflager brennen. In diesem allerersten Licht ziehen Ströme von Bombern und Stukas weit in das feindliche Hinterland, von schnellen Jägern und Zerstörern begleitet. Panzerverbände stoßen schon in den ersten Stunden tief in den Feind.
Ungeduldig warten wir auf unsere Stunde. Nichts ist für den Soldaten unangenehmer zu ertragen als die Tage oder Stunden vor einem bevorstehenden Angriff. Erst einmal mittendrin, verlieren sich Angst und Nervosität.
Endlich kommt der Befehl: „An die Fahrzeuge!“ Kurzes, lautloses Hasten. Wir waren vorbereitet.
„Aufsitzen!“
„Anwerfen!“ An die hundert Motoren des Bataillons grummeln im Warmlaufen durch die Nacht.
„Marsch!“ Im Licht der Nachtmarschgeräte setzt sich die Kolonne in Bewegung.
Die Schlußworte im Führerbefehl: „Möge uns allen in diesem Kampf der Herrgott helfen!“
Und ganz für mich: Herrgott, steh mir bei!

Wir spüren, das kann noch nicht der ganze Ernst der Sache sein. Viel zu weit, viel zu schnell sind unsere Panzerverbände vorangekommen. Wir hätten bei dieser feindlichen Truppenmassierung mehr Widerstand erwartet. Bis zur schwer befestigten Stalin-Linie sind es noch Hunderte Kilometer. Dann wird es wohl richtig ernst werden.
Nach tagelangem Mot-Marsch überschreiten wir die Düna. Ständig liegt eine helle, dichte Staubwolke über unserer Marschkolonne. Trotz der Schutzbrillen sind unsere Augen stark entzündet und erschweren die Konzentration auf die Strecke. Tage und Nächte währt das Geholpere auf der „Rollbahn“ bereits. Es ist ein Fahren auf gut Glück. Die Nachtmarschgeräte sind nun abgeschaltet, wir fahren wieder ganz ohne

Licht – aber nicht wie in Frankreich auf festen Fahrbahnen, sondern in einem tiefen Staubbett. Dunkelheit und Staub verhindern ein Erkennen der Fahrbahn. Ich orientiere mich nach oben. Nachdem die „Straße“ von Bäumen gesäumt ist, kann ich gegen den etwas helleren Himmel die Baumkronen erahnen. Was dazwischen ist, ist die Fahrbahn. Ein paar Meter weiter rechts oder links der Rollbahnmitte – das spielt keine Rolle. Es gibt keinen Gegenverkehr. Der Offizier an meiner Seite hat die Aufgabe übernommen, nach vorne zu beobachten, um ein Auffahren zu verhindern.

Diesmal gibt es keine Pervitin-Hilfen. Trotzdem müssen wir unseren Panzerverbänden nach, denn es kommt der Zeitpunkt, wo wir die Spitze bilden werden. Während der notwendigen Marschpausen verkriechen wir uns mit den Fahrzeugen im nahen Wald und im Staudengelände, tarnen unsere Fahrzeuge gegen Fliegersicht. Der Respekt vor der russischen Luftwaffe ist sehr groß, wurde sie uns doch zahlenmäßig als mehrfach überlegen dargestellt.

Wir haben kaum den Marsch fortgesetzt, als starke russische Bomberverbände gemeldet werden. Der Kradmelder, der die Nachricht brachte, hinterließ auch den Befehl, daß im Falle eines Bombenangriffes die Fahrt keinesfalls eingestellt werden dürfe.

Als ein Bomberverband von etwa 30 Zweimotorigen auftaucht, werden wir quer zu unserer Marschrichtung angegriffen. Der ganze Segen geht in die sumpfigen Wiesen rechts der Rollbahn – kein einziger Ausfall. Einen Angriff auf diese Art durchzuführen, wäre deutschen Fliegern nie eingefallen. Als wir noch überlegen, ob wir unseren Respekt vor der feindlichen Luftwaffe ablegen können, greift eine Staffel Messerschmitt-Jäger den abfliegenden Verband an und schießt fast alle Bomber ab. Die Überlegenheit unserer Luftwaffe ist gewaltig. Eine stark rauchende Maschine kommt in flachem Gleitflug direkt auf uns zu. Wir erkennen die stehenden Luftschrauben und sehen, wie die Besatzung aus der Kabine klettert und sich flach auf die Tragflächen legt, sich vorne festhaltend. Sie ist ohne Fallschirmausrüstung. Das Flugzeug segelt vollkommen ruhig und langsam in das Erlengelände neben uns.

Im tiefen Staub der welligen Rollbahn frißt sich unser Heerwurm weiter nach Nordosten: Sumpf, Sand, Kiefernwälder, Weiden, Birken, Erlen, hin

und wieder einzelne niedere Hütten mit kleinen Gärten.
Dann der erste russische Soldat: er liegt auf dem Rücken, quer über die Fahrbahn. Seine Augen scheinen in den Himmel zu starren, neben seinem Kopf eine kleine schwarze Lacke getrockneten Blutes. Der nicht große, gedrungene Körper steckt in einer olivfarbenen Leinenuniform, aus der die Hände schmutziggrau in den Boden greifen. Tiefe Fahrrillen weisen einen Bogen um seinen Leichnam. Das unendlich weite, einsame Land – und der einsame Tote; ein erschütterndes Bild für den, der es zu sehen vermag.

Zum Sumpf und Eis der Waldaihöhen

Auf Furten und Behelfsübergängen überwindet die Division in den nächsten Tagen Bäche und Flüsse vor der alten russischen Reichsgrenze. Wir nähern uns Sebesh und somit der Stalin-Linie. Damit verbinden wir Vorstellungen wie Maginot-Linie oder Westwall.

Wir treffen mit Pioniereinheiten zusammen, die nahe Dünaburg eingesetzt waren. Ein Feldwebel erzählt von einem abgestellten Güterzug, dessen verschlossene Viehwaggons von gezieltem Maschinengewehrfeuer durchsiebt waren. Die Waggons waren vollgestopft mit Toten aller Altersklassen. Was nicht erschossen worden war, erstickte in diesen heißen Tagen an den Verwesungsgasen.

Mit dieser Nachricht, die sich schnell verbreitet, kommt ein neues Element in unseren Kampf gegen die Russen.

Um den 6. Juli erreichen wir die gefürchtete Stalin-Linie, eine Bunkerlinie, durch Wiesen, Felder und weite Waldgebiete tief gestaffelt. Jetzt sind wir dran. Hier können wir zeigen, was bestausgebildete, in voller Jugendkraft stehende Soldaten zu leisten vermögen.

Die Troßfahrzeuge ziehen in den dichten Wäldern unter, nur die Gefechtsfahrzeuge verbleiben bei der vorgehenden Truppe.

Spähtrupps stoßen bald auf russische Gefechtsvorposten, ehe sie die Befestigungsanlagen erkennen können. Schon die Vorpostenstellungen sind meisterhaft getarnt. Es gibt erste Ausfälle durch auf Bäumen für uns unsichtbar postierte Scharfschützen und Beobachter.

Aus dem tiefen Hintergrund der Linie beginnt schwere russische Artillerie zu wirken. Noch gehen die Lagen weiter zurück, etwa dorthin, wo unser Troß untergezogen ist.
Die Vorpostenstellungen sind bald überrollt. Gefangenenaussagen helfen uns beim Aufklären der gutgetarnten Bunkerlinie. Die sMG- und Granatwerfertrupps meiner Kompanie sind zur Unterstützung den Kompanien zugeteilt worden. Allein im Fahrzeug, fahre ich meinen „Adler“-Geländewagen in eine Mulde in Deckung und beobachte danach vom Waldrand aus das Kampfgeschehen. Ich sehe mich förmlich zum Manöver vom Truppenübungsplatz Münsingen zurückversetzt. Von überhöhten Stellungen aus schießen die sMG Punktfeuer in die Bunkerscharten, und die Granatwerfer „blenden“ mit ihren Einschlägen vor den Schießscharten die Bunkerbesatzungen, bis die Pioniere und Infanteristen die vorgelagerten Drahtverhaue gesprengt haben und an die Bunker herangekommen sind.
Ich sehe die kleinen Dreiachser mit der 3,7-Pak und den leichten 7,5-Infanteriegeschützen bis auf günstige Schußentfernung an die Befestigungslinie heranpreschen, sehe, wie die Geschützbedienungen abprotzen und in direktem Schuß auf jene Bunker feuern, die infanteristisch nicht bekämpft werden. Trotzdem kommt heftiges Gegenfeuer aus nicht erkennbaren Anlagen und verursacht Ausfälle unter den schneidigen Kanonieren. Einer der Dreiachs-Fahrer von den leichten Infanteriegeschützen hat sein Fahrzeug in meine Mulde in Deckung gebracht. An seinem Dialekt erkenne ich ihn als Oberösterreicher. Er ist aus dem Salzkammergut, nicht weit von Micks Heimat entfernt. Mick figuriert mit seinem B-Krad irgendwo in der Landschaft herum, um MG-Munition zu transportieren und die leichter Verwundeten zum Hauptverbandsplatz zurückzufahren.
Ein Kradmelder kommt angerast: „Befehl von Hauptsturmführer Schrödel: Wagen mit Werfermunition volladen und zwei Werfertrupps durch die Bunkerlinie fahren, sobald der Widerstand nachgelassen hat!“
„Sauber!“ – den Karren voller Brisanzgranaten, und dann durch die immer noch feuernden Bunker hindurch! Das gibt einen herrlichen Flug in die Wolken! Erst einmal ein paar Schluck „Kampfgeist“ aus der „Dreistern“!

Als ich die Bodensenke verlasse, kracht es ein paarmal vor mir. Doch ich bin schon in Fahrt und überdies weit von jeder Deckung entfernt. Also durch!
Unter hohen Kiefern übernehme ich die Muni-Kästen: dreißig blecherne Gehäuse mit je drei 8-cm-Granaten verstaut man bis in den hintersten Winkel meines Wagens. Ich werde noch eingewiesen, wo ich die beiden Werfertrupps übernehmen soll. Wenn das der Wagen nur aushält?! Die Werfergruppe hockt angeblich in einer tiefen Mulde vor der ersten Bunkerlinie, die angeblich schon niedergekämpft sein soll. Wunderbar, wie in einem Film. Her mit dem „Dreistern“! Mein Gott, bin ich ein Held!
Als ich zu der bezeichneten Mulde komme, hat die russische Artillerie schon ein paarmal hineingewuchtet und Ausfälle verursacht. Ich werde mit Flüchen empfangen, weil ich ihnen mit Sicherheit wieder das Artilleriefeuer auf den Hals ziehen würde.
Die Verwundeten bleiben zurück, und zehn (!) Mann mit zwei Werfern entern meinen Wagen – und auf geht’s! Ich sehe fast den engen Waldweg nicht, so dicht bin ich mit Soldaten behangen. Das feindliche Infanteriefeuer bleibt wirkungslos. Mit der ganzen überschweren Last kommen wir ohne Achsbruch an den rauchenden und zum Teil noch wirkenden Bunkern vorbei.
Da! Neben einem Hohlweg im Kiefernwald – ein ärmlicher Holzbunker, der aus allen Knopflöchern feuert! Schleunigst im Rückwärtsgang zurück bis zur nächsten Wegkrümmung.
Ein präziser Plan wird erstellt: Ein Werfer geht in Stellung und knallt genau vor die Bunkerscharte. Zunächst schießt er sich ein. Danach muß ich mit dem Fahrzeug und dem zweiten Trupp so weit wie möglich an den Feuerbereich des Bunkers heran. Nach der sechsten Granate müssen wir mit Karacho den Gefahrenbereich unter dem Feuerschutz des Granatwerfers passieren. Es hätte auch vorzüglich geklappt, wenn nicht auch die Iwans etwas ganz Manöverwidriges für uns parat gehabt hätten.
Neben einer hervorragenden Tarnung haben die Bunker der Stalin-Linie vielfach die unangenehme Eigenheit, nicht nach der anzunehmenden Feindseite, sondern nur nach rückwärts zu wirken. Wenn man am wenigsten damit rechnet, kommt aus einem unscheinbaren Hügelchen, unter einer

bizarren Baumwurzel, der „Segen“ von der bereits überwunden geglaubten Verteidigungsanlage. Ihr MG-Feuer klatscht auf eine kurze Wegstrecke in die Baumstämme ringsum, dann ist der Spuk aber auch schon wieder vorbei.

Sobald ich die Männer beider Trupps wieder beisammen habe, geht es weiter. Den Anschluß an unsere Kompanie habe ich inzwischen verloren. Sie muß schon um einiges voraus sein, weil wir wohl die Fahrzeugspuren, aber keine Einheiten feststellen können. Also Gas und ihnen nach!

Von Befestigungsanlagen ist nichts zu sehen. Also sind wir „durch“?! Dem Befehl entsprechend, setze ich an der wieder erreichten Rollbahn einige hundert Meter vor einem Dorf meine beiden Trupps ab, nicht ohne den frommen Wunsch nach weiterem Munitionsnachschub. Noch während wir besprechen, wo ich diese möglichst geschützt lagern werde, fetzen kurz hintereinander einige Granaten von Panzerkanonen oder Feldkanonen vor die in Stellung gegangenen Werfer. Der Feuerüberfall kostet uns drei Verwundete. Notdürftig verbunden, nehme ich sie gleich mit zurück zum Hauptverbandsplatz. Das Stöhnen der Verwundeten verstärkt sich mit dem Tempo. Ich muß aber das Möglichste aus dem Wagen herausholen. Es ist zu wahrscheinlich, daß wir immer noch Zielscheibe für unentdeckte Feindanlagen sind. Ich fahre die gleiche Strecke zurück. Bergauffahrend erkenne ich nach einer Wegkrümmung eine in Stellung gegangene 3,7-Pak. Der Geschützführer kauert hinter seiner Kanone, das Rohr ist auf uns gerichtet. Erst als er sich aufrichtet und damit anzeigt, daß er uns erkannt hat, ist für uns die Gefahr vorbei. Sein entgeistertes „Wo kommen *Sie* denn her, Menschenskind?“ ergibt von mir keine geistreichere Antwort als „Na, von vorn halt, Unterscharführer!“ Ich berichte ihm, wo unsere Granatwerfer in Stellung liegen, und von dem Beschuß durch Panzer oder Feldkanonen.

Einer von uns beiden ist falsch orientiert: Entweder steht er als vorgeschobene Sicherung zu weit hinten, oder ich bin – genarrt von den vorhandenen Fahrzeugspuren – auf dem falschen Weg zu weit vorausgeprescht.

Mit den Verwundeten meinen Weg fortsetzend, komme ich wieder an die Bunkerlinie. Zu unserer Überraschung sind einige der schon gestürmten Anlagen wieder vom Feind besetzt. Mit Vollgas jagen wir durch ihre kurzen

Feuerbereiche, ohne etwas abzubekommen. Erst als die Bunker aufs neue von Pionieren niedergekämpft und gesprengt werden, kann ich mit meinem Wagen voll Werfermuni wieder nach vorne.
Die Nacht bricht herein, und der Gefechtslärm wird in der Dunkelheit stärker. Ein lebhafter Wind jagt uns den Gestank von qualmenden Lehmkaten und Feldscheunen nach. Teilweise brennen Waldflächen, deren höllenroter Widerschein sich in den Wolken abzeichnet. Davor stehen die dichten schwarzen Fackeln brennender Panzer und Fahrzeuge. Ein leichter Nieselregen kommt auf. Zum erstenmal werden wir des typischen Geruches des Rußlandkrieges gewahr – aus brennenden nassen Strohdächern, brennenden Waldungen und verglühenden Panzern gemixt.
In den großen, unübersichtlichen Waldgebieten, die immer wieder das offene Land unterbrechen, kommt es während des weiteren Vordringens zu heftigen Nachtgefechten. Mit meinem „Adler“ endgültig als „z.b.V.“ (zur besonderen Verwendung) abkommandiert, bin ich an Wege gebunden und kann Widerstandspunkten nicht ausweichen, da neben der ohnedies schwer befahrbaren Rollbahn der nackte Sumpf regiert. Erst einmal hineingeraten, kommt man ohne Raupen-Hilfe nicht mehr heraus.
Unsere infanteristisch vorgehenden Kompanien haben den Auftrag, Raum nach vorne zu gewinnen und das Niederkämpfen verbleibender Widerstandsnester nachkommenden Einheiten zu überlassen. In der Praxis sieht das dann so aus, daß sich vor verteidigten Punkten die Gefechtsfahrzeuge stauen. Ein Ausweichen in Wald oder Sumpf ist ausgeschlossen. Wer es dennoch versucht, hat seinen Karren bis über die Achsen im stinkenden Moor sitzen.
„Scheiße, verdammte!“ Sollen wir vielleicht den Sperriegel aufknacken? Wenn nur einer mit seinem Wagen liegenbleibt, blockiert er hoffnungslos den schmalen Weg durch den Sumpf.
Noch während die russische Leuchtspur über unsere Köpfe fegt, kommt ein Offizier unserer Infanteriegeschütz-Abteilung nach vorne, um die Lage zu erkunden. Er hat den Auftrag, seine 15-cm-Geschütze nachzuführen, damit sie im Kampf um Opotschka eingesetzt werden können. Wir erklimmen mit ihm einen nahen Hügel und weisen ihn anhand der längst erkannten

russischen Feldbefestigungen, aus denen das Mündungsfeuer der Maschinenwaffen zuckt, ein.
„Machen wir leicht!“ sagt er in aller Ruhe. „Jungs, ihr müßt mal mit euren Geländeuntauglichen vom Weg runter, in den Sumpf. Ihr werdet alle wieder herausgeholt, wenn Vati den bösen Iwan davongejagt hat!“ Sein Kradmelder saust die Kolonne entlang nach hinten, weist die Fahrzeuge von der Straße und kommt alsbald mit zwei schweren Infanteriegeschützen nach vorne. Rasselnd fahren die Zugmaschinen auf einer Waldlichtung mit etwas festerem Unterboden auf, kommen aber sofort wieder zurück auf die Straße; kurze Kommandos. Feuerbereit recken die Steilfeuergeschütze ihre Rohre in den nächtlichen Himmel. Schnell ist eine Leitung zum Beobachtungshügel gelegt. Minuten nach dem Eintreffen des SS-Offiziers jagt schon die erste 15-cm-Granate zum Feind. Gespannt warten wir auf den Einschlag. „Broch!“ Der Schuß liegt hinter dem Ziel; Korrektur; „Feuern!“
Als es im Osten Tag zu werden beginnt, fallen die letzten feindlichen Feldbefestigungen unter den Volltreffern der sIG. Da aus keinem der Bunker mehr geschossen wird, ziehen die beiden Raupen-Zugmaschinen erst einmal die im Sumpf steckenden Wagen auf den Fahrweg. Noch im Schutze der Dunkelheit verlassen wir diese unfreundliche Gegend. Es wird fast friedlich, und wir rollen im anbrechenden Tageslicht nach Norden.
Wir können uns wieder ein wenig der umgebenden Landschaft widmen. Bis an den Horizont reichende Roggenfelder haben Sumpf und Wald abgelöst. Zwischendurch steht schon hoher Mais, der bis an die Rollbahn heranreicht. Kleine freundliche Seen, von Birkenhainen bekränzt, laden zur Erfrischung ein. Schnell reißen wir uns die Klamotten vom Leib und stürzen in das warme, trübe Wasser, um den angesammelten Dreck aus Staub, Schweiß und Schlamm loszuwerden.
Ausgerechnet als ich nackt aus dem Wasser steige, um mich weiter meinen Pflichten zu widmen, kommt Ziegenbeinchen, des Kompaniechefs schönster Kradmelder, auf seinem „Stachelschwein“ – der 350er-„Triumph“ – angeknattert: „Wünsche Herrn Baron, die Nacht angenehm verbracht zu haben! Was darf es sein nach der Erquickung des Bades? Ein englisches Frühstück vielleicht mit schlicht preußischem Muckefuck?“ Nachdem er

die Badenden einige Zeit betrachtet hat, schält er sich aus dem Gummimantel, denn die Sonne meint es schon wieder recht gut mit uns.
„Du Armleuchter, verpennst friedlich die Nacht auf weichem Moos, während vorne der Rest unserer glorreichen Division verblutet, weil du mit der Munition für die Pulverschleudern nicht nachkommst! Ich habe den ehrenvollen Auftrag, dich unserem Verein wieder zuzuführen, auf daß das Kindchen sich nicht im Wald verirre.“
Während er noch spricht, entkleidet er sich bis auf seine Unterhose, sich dabei nur vorübergehend von seinem Stahlhelm trennend. Vor der Abfahrt von Frankreich hatte ihm eine Wahrsagerin offenbart, er solle in der kommenden Zeit ganz besonders auf seinen Kopf achtgeben. Ist unser „Ziegi“ schon in voller Adjustierung ein bombensicheres Lachmittel, so ist es seine behelmte Unterhosenerscheinung natürlich erst recht. Sich den „Völkischen Beobachter“ unter den Arm klemmend, mustert er die Gegend und begibt sich in den Schatten einer Eiche, zum Ausdruck bringend, daß Rottenführer Ziegenfuß sein Morgenei zu legen wünsche. Bald ragt auch nur mehr sein wohlig verzerrtes Gesicht aus dem Farn.
Plötzlich macht es „Huuiiit – Kräng“, splitternd fallen schwere Äste von der Ziegenfußschen Eiche. Blitzartig haben wir uns schon beim Herunterheulen der Granate hingeworfen; auch Ziegenbeinchen, er sitzt im Endprodukt seines Stoffwechsels. Auf der anderen Seite des kleinen Sees sehen wir ein bespanntes leichtes Infanteriegeschütz über eine Anhöhe davonjagen.
Sicherheitshalber verziehen wir uns hinter eine Bodenwelle, wo uns nicht einmal die Flachbahngranaten der für die Russen gebauten Krupp-Kanone erreichen können. Betroffen schaut Ziegi an sich hinab. Der Stahlhelm hängt traurig im Genick. „Rottenführer Ziegenfuß vom Feindeinsatz zurück!“ höhne ich.
„Mick und Buwi reden kein Wort mehr mit dir, wenn sie das erfahren.“ Er nickt bekümmert ob seines Mißgeschickes.
„Komm, halt schön die Schnauze, und ich will es Papi auch nicht sagen, daß du dich vor dem Krieg gedrückt hast.“
Aller düsterer Humor hilft ihm nichts, er muß noch einmal den Hang hinunter und sich im seichten Wasser des Sees den feindlichen Kanonieren aussetzen. Während er unten im reinigenden Naß seinem Steiß wieder zur

ursprünglichen Weiße verhilft, horcht er mißtrauisch über den See, um schnell genug den Anflug weiterer Granaten zu erfassen. Doch Ziegi darf unbehelligt seine gräulich-weiße Unterhose wieder besteigen und weiter gegen den Feind ins Feld ziehen.

Sebesh und Dubrowka liegen weit hinter uns. Unser Stoß geht entlang der Velikaja nach Norden.

An einem der folgenden Tage kommen wir an einen Kreuzungspunkt der schon schwer ramponierten Rollbahn. Die Kreuzung liegt unter eigenartigem Artilleriebeschuß: Genau alle zwei Minuten kommt ein ganz schwerer „Koffer“ angerauscht und knallt in den Kreuzungsbereich. In der Zwischenzeit kann sich jeweils ein Fahrzeug zwischen den Granattrichtern einen Weg nach drüben suchen: also etwa eine halbe Minute zur Anfahrt, eine Minute zum Passieren und eine halbe Minute zum Verlassen des Kreuzungsbereiches. Das Ganze ist ein Todes-Roulette, das beweisen die brennenden und zerfetzten Fahrzeuge im Zielgebiet. Gottlob ändern die russischen Kanoniere ihren Fahrplan nie. Schon seit Stunden krachen stur alle zwei Minuten die schweren Brocken in die alten Granattrichter. Ziegenfuß ist heute schon zweimal durchgefahren.

Immer näher schiebe ich mich an die Kreuzung heran. Nur noch drei Wagen vor mir. Noch sechs Minuten bis zum Sterben? Ich spähe nach einer Möglichkeit, die Kreuzung zu umfahren. Nichts zu machen! Wiesensumpf und niedergeschmetterte Bäume verbieten, einen anderen Weg zu wählen.

Noch vier Minuten. Wenn die Granaten nicht so schwer wären, die da heranorgeln! Mein Vordermann ist dran. Soll ich mich gleich anhängen? Ich gebe den Gedanken aber gleich wieder auf, denn eine gegenseitige Behinderung könnte unser beider Verhängnis sein. Ich stecke mir mit zitternden Händen betont kaltschnäuzig eine „Juno“ ins Gesicht, obwohl mir „der Arsch im Grundeis geht“. Dann ist es soweit: Gang rein, Gas und los!

Mit Vollgas und niedrigem Gang quäle ich den Wagen über die verwüstete Strecke, versitze an Trichterrändern mehrmals im Dreck bis an die Achsen.

Noch vor den häufigsten Einschlagstellen bleibt der Motor weg. Starten! Nichts. Starten! Starten! Ich fluche alle Heiligen vom Himmel und wieder hinauf. Die zwei Minuten sind gleich um! Da kommt Ziegi mit seiner „Triumph“ angeholpert. Ich werfe mich auf den Rücksitz, und nichts wie raus!
Prooch! fetzt es 50 Meter vor meinem „Adler“ in das, was einmal eine Fahrbahn war. Sie ist nun durch meinen Wagen blockiert. Wahrscheinlich hat es auf der Wagenunterseite die Benzinleitung zerrissen. Ich hatte sie doch schon einmal mit einem Stück Kunststoffschlauch behelfsmäßig repariert.
Sofort nach dem nächsten Einschlag springe ich wieder zu Ziegenfuß auf das Krad. Ran an den Wagen! Ich bringe gerade Kopf und Arme unter das Fahrzeug. Aus der gelösten Leitung fließt in dünnem Strahl das Benzin. Mit zitternden Fingern gelingt es mir, die Verbindung wiederherzustellen. Rein in den Karren! Starten! Starten! Staaaarten! Der Motor blubbert los. Ziegi haut ab – nach hinten, um mir nicht im Weg zu sein.
Und jetzt hinein in die Kreuzung! Reicht die Zeit? Bleibe ich in dem Gewühle der Trichter neuerlich hängen? Die Räder mahlen. Langsam schiebt sich der Wagen voran, an frischen Granattrichtern vorbei. Reicht die Zeit? Reicht die Zeit?! „Lieber Gott …!“
Prooch! Ich schwitze am ganzen Körper, als ich „drüben“ ankomme. Erst jetzt werde ich der von Granatsplittern durchlöcherten Windschutzscheibe gewahr, sehe die Dreckbrocken im Auto und meine stark blutende Hand, durch die Glassplitter verursacht.
Nach dem nächsten Krachen kommt Ziegenbeinchen angehoppelt. Wie oft ist er heute schon über diese verdammte Kreuzung gekrochen? Gemeinsam leeren wir den Rest meiner „Dreistern“.
Erst jetzt denke ich an die Granatwerfermunition in meinem Wagen. Das hätte einen Flug in die Wolken gegeben!
Vor Opotschka erreichen wir die Kompanie. Ich ernte einen Anschiß von Hauptsturmführer Schrödel und werde gleich mit meiner Ladung weitergeschickt zu den in Stellung liegenden „Pulverschleudern“.
Mit meinem braven Wagen bin ich z.b.V. Im brennenden Opotschka greifen feindliche Panzer im Gegenstoß an. Sofort Munition für die Pak nach

vorne! Zwischen den in Flammen zusammenstürzenden Dächern suche ich den bezeichneten Weg nach vorne. Feuer, Qualm, Schreie von Verwundeten, Kommandogebrülle; es kracht auf allen Seiten. Wohin nur? Wo sind die Unsrigen – wo ist der Iwan? Nur nicht darüber hinausfahren! Seit der Stalin-Linie bin ich vorsichtiger.

„Wo steht die Pak?“ schreie ich einen zurücktaumelnden Verwundeten an. Er weist neben sich in ein Gewirr von Dachstroh und Holztrümmern. Ich sehe zerfetzte Leiber in Lacken von Blut, als der in den Augen brennende Qualm das Bild kurz freigibt. Einer kniet auf allen vieren in dem Blutgeschmiere und kotzt auf seine toten Kameraden, ehe er selbst der Länge nach hineinfällt. Das Geschütz scheint unversehrt. Ich werfe die Pak-Granaten vom Wagen, zerre jenen, den ich noch niedersinken sah, auf den hinteren Sitz. Der Rest der Geschützbedienung ist tot. Und weg aus dem Bereich der feindlichen Panzer! Immer neue Schwerverwundete werden an der Dorfstraße zusammengetragen. Die Gehunfähigen verstaue ich auf den Sitzen, wer sich auf dem Wagen halten kann, liegt über Motorhaube und Gepäckskiste, und wer noch stehen kann, hält sich gerade noch auf den Trittbrettern. Man rechnet mit einem starken Gegenstoß des Feindes. Gegen die Russenpanzer mit ihren doppelt so schweren Kanonen sind unsere 3,7-cm-Kanönchen total wehrlos. Russen und Finnen haben das gleiche Krupp-Modell in 4,7-Ausführung!

Nicht weit vom Hauptverbandsplatz liegt ein Munitionslager. „Nur für das III. Bataillon!“ will man mich abweisen. „Ja, ja – schon in Ordnung!“ lüge ich. Mir doch egal! Während man meinen Wagen mit Infanteriemunition belädt (die Braven haben sie für die MGs auch schon gegurtet), setze ich mich in den Straßengraben, um schnell ein paar Happen zu essen. Ich angle mir eine der hier liegenden Handgranaten und stecke sie mir „für alle Fälle“ hinter das Koppel. Kauend treibe ich die ladenden Männer zur Eile, als es mit hartem Knattern über uns hinwegfegt. Es sind einwandfrei Panzerkanonen, die da am Wirken sind! Wer schon einmal unter der Flugbahn von Panzer- oder Pakgranaten gelegen hat, weiß, wie es da die Nervenstränge im Rückgrat zusammenreißt, so als ginge bei jedem Schuß ein Elektroschock durch den Körper. Aus purer Eitelkeit – ganz „alter Krieger“ – spiele ich „ungerührt“.

Plötzlich kracht es im Geäst eines Baumes. Mich trifft ein Schlag in den Magen. Bauchschuß! Ich wälze mich, nach Luft schnappend, zur Seite, löse das Koppelschloß. Gelbes Pulver rinnt aus dem durchlöcherten Handgranatentopf. Das Koppelschloß ist von einem Granatsplitter durchschlagen, im Leder, das in diesem Bereich doppelt übereinandergeschlagen ist, steckt der gezackte Stahlsplitter, ohne durchgedrungen zu sein.
Ein winziger Zentimeter hat über Leben und Tod entschieden: Wenn der die Handgranate durchschlagende Splitter die Sprengkapsel getroffen hätte, wäre ich vielleicht zerfetzt worden.
Wenn – wäre – hätte …! „Das Leben ist ein Würfelspiel, wir würfeln alle Tage!“ – so das Landsknechtlied unserer Truppe.
Von der Kompanie werde ich wegen der organisierten Munition freudig empfangen. Melder und Muni-Träger stürzen mit der todbringenden und rettenden Last zu ihren Einheiten. Der Iwan wird wieder über die Velikaja zurückgeworfen. Bis zum Abend haben wir Opotschka dies- und jenseits des Flusses wieder fest in der Hand.
Während die Gefechtseinheiten den Ort sichern und sich nach den schweren Ausfällen sammeln, behält die Aufklärungsabteilung den Kontakt mit dem weichenden Feind.
Noch in der Nacht des 12. Juli setzen auch wir zur Verfolgung an. Das Ziel: Ostrow. Das Gelände ist schwierig und fesselt die Fahrzeuge zunächst streng an die Rollbahn.
Feindliche Bomberverbände werden aktiv. Gedrungene Ratas mit laut dröhnenden Sternmotoren furzen am Himmel herum, ohne – wie es den Anschein hat – gegen starken Wind anzukommen. Weder die Bomber noch die Ratas fürchten wir allzusehr.
Als die Sonne rot aus dem Morgendunst steigt, erhalten wir den Besuch einer U 2, eines alten, klapprigen Doppeldeckers. Langsam streicht sie mit gedrosseltem Motor, im Fahrgeräusch der Kolonne fast unhörbar, in ganz niedriger Höhe die Transportkette entlang. Wir bemerken den von hinten kommenden Apparat erst, als wir ihn vor Augen haben. Die Kühnheit, mit der dieser Pilot seinen Erkundungsflug durchführt, versetzt uns in Bewunderung. Er bleibt vollkommen unbeschossen. Bei den vordersten

Fahrzeugen läßt er noch ein Bömbchen fallen und entschwindet über einen nahen Wald. Wir sind in unserer soldatischen Eitelkeit ganz schön angekratzt. Diese müde Krähe hätte uns doch nicht entkommen dürfen.
Das Nachspiel wird uns eine halbe Stunde später serviert. Während einer Marschpause sind die Fahrzeuge gerade von der Fahrbahn weg auf festem Boden unter Bäumen und Sträuchern untergezogen, als plötzlich die leichte Flak wütend losbelfert. Weitab und ziemlich hoch fliegt ein Verband IL 2 an uns vorbei ins Hinterland. Ich kann beobachten, wie unsere Flak-Kanoniere, die ihre Geschütze mitten in der Fahrzeugansammlung in Stellung gebracht haben, in voller Besetzung an den Kanonen bleiben. Nichts Gutes ahnend, fahre ich meinen „Adler" tief in den Wald hinein, mich aus der dichtesten Konzentration entfernend.
Nach fünf Minuten sind sie urplötzlich da. „Alle neune!" Im Tiefstflug in einer Kette anfliegend, läßt jede Maschine ihren 400-kg-Regen an kleinen Splitterbomben auf den Abstellplatz niederrauschen. Gekonnt halten sie den notwendigen Abstand, um nicht in den „Bombensegen" des Voranfliegenden hineinzugeraten.
Noch in Sichtweite, sammeln sie zu einem neuen Anflug. Während des Wendens beginnt eine Maschine zu brennen und stürzt kurz danach wie ein Stein zur Erde.
Unsere „Flaks" sind eiskalte Burschen. Ich sehe nicht einen während des Splitterbombenregens vom Geschütz springen, sondern sie halten mit ihren Maschinenwaffen in den anfliegenden Verband, den sie ganz offensichtlich schon erwartet haben.
Jetzt kommen sie wieder zurück! Aus der Sonne heraus, drücken sie im spitzen Winkel auf uns zu. Achtmal blitzt es an den Tragflächen jeder Maschine auf, und die 8,2-cm-Raketen fegen mit grauen Feuerschweifen auf ihre Ziele. Mittendrin steht die Flak, deren 2-cm-Panzergranaten von der Flugzeugbewehrung abgellen. Das ist etwas ganz Neues! Doch dort erwischt eine 3,7 eine IL 2 im Vorbeiflug, vom rechten Höhenleitwerk fliegt ein großes Stück heraus. Sie stellt sich sofort auf die linke Tragfläche und rast mit kurzem Aufheulen in den Boden. Eine andere Maschine zieht im Abflug eine leichte Rauchspur hinter sich her, ohne zu brennen. Als sie

schon fast am westlichen Horizont verschwindet, explodiert sie in einem grellen Flammenblitz.
Zwei Anflüge – drei Abschüsse. Wieder ein schöner Erfolg für die Flak unserer Division, die schon etliche weiße Ringe auf ihren Rohren hat.
Die beiden Angriffe haben schlimme Folgen: Schreie nach Sanitätern aus allen Ecken des Waldes und Staudengeländes. Der Zauber wird wohl vorbei sein. Ich fahre meinen Wagen wieder zum Kompanietrupp. Stellenweise beginnt der Wald zu brennen. Wir müssen schleunigst die Fahrzeuge von den brennenden Wracks wegbringen, ehe auch sie Feuer fangen. Munitionswagen explodieren, ein Tankwagen brennt unlöschbar, weil in der Gluthitze nicht an ihn heranzukommen ist. Dicke, pechschwarze Rauchfahnen verhüllen die Stätte der Verwüstung. Die Sankas allein sind nicht mehr in der Lage, die vielen Verwundeten zum Hauptverbandsplatz zu fahren. Ich erhalte den Befehl, mit meinem Wagen leichter Verwundete nach erster Versorgung zurückzufahren.
Ich packe drei sitzfähige Schwerverwundete ein und lasse auf den Trittbrettern solche mit weniger schweren Verwundungen stehen. Als erste verlassen wir den verheerten Platz. Der Waldbrand breitet sich aus, immer noch neue Fahrzeuge fangen Feuer, explodieren Munitionsbehälter.
Wir sind schon einige hundert Meter gefahren, als mehrere Schatten über uns hinwegrauschen. Herrgott, die „Schlachter“ sind schon wieder da. Sie müssen nach ihrem Verschwinden am Horizont in einer weiten Schleife kehrtgemacht haben und kommen in einem Bogen aus dem Westen angeflogen. Als wir sie entdecken, sind sie schon an uns vorbei und stürzen sich mit Kanonen und Maschinengewehren auf die durch starke Rauchschwaden gezeichnete Lagerstätte. Unsere Flak ist wegen des sichtbehindernden Qualmes im Stellungswechsel und wird den Angriff nicht abwehren können.
Eine offene Scheune an der Rollbahn bietet sich als Tarnunterstand an. Nichts wie hinein! Denn die kommen vielleicht noch einmal. Von hier aus beobachten wir die Vorgänge. Ermutigt durch die fehlende Gegenwehr, sammeln sie tatsächlich neuerlich zu einem Angriff. Schon im Anflug wird eines der sechs Schlachtflugzeuge von der Flak erfaßt. Die IL 2 zeichnet unkontrollierte Flugbewegungen, ohne aus dem Verband auszuscheren.

Ganz plötzlich aber rutscht sie nach der Seite weg und knallt in eine andere Maschine. Beide brennen sofort und stürzen mit laut aufheulenden Motoren in die Tiefe. Die restlichen vier hören wir mit Maschinenwaffen den Platz angreifen, ehe sie im Tiefflug nach Osten abfliegen.
Den Hauptverbandsplatz finde ich im Stellungswechsel begriffen. Er wird in ein geeignetes Waldstück verlegt, wo man den Verwundetenansturm erwartet. Einer der auf dem Lagerplatz zurückgebliebenen Kradmelder berichtet mir nach meiner Rückkehr, daß der erste Angriff der IL 2 mit dem Splitterbombenregen die meisten Ausfälle an Fahrzeugen und Geräten, aber nur wenige Verwundete gekostet hatte, weil sich die Mannschaft von den Fahrzeugen entfernt und in den Wald gerettet hatte. Bei den Flak-Bedienungen hatte es Tote und Verwundete gegeben. Am verheerendsten hatten die Raketenangriffe in den Wald hinein gewütet. Die in Baumkronen und an Baumstämmen explodierenden Geschosse verursachten an den Deckungslosen die meisten Verluste.

Ähnlich wie dieser geschilderte Tag sehen auch die nächsten aus. Unaufhaltsam ziehen wir Richtung Nord, bedrängt von Schlachtflugzeugen und Martin-Bombern, von sperrenden schweren Stahlungetümen und leichten Aufklärungspanzern, die oft aus dem Staudengelände hervorbrechen und verschwinden, bevor sie vom Feuer unserer Pak erfaßt werden können.
Die wogenden, oft bis zum Horizont reichenden Getreidefelder sind allmählich wieder seltener geworden. Grob geschildert, folgen wir der Velikaja und deren Sumpfbegleitung. Urwaldähnliche Laub- und Nadelwälder, aus einem Gemisch von Birken, Tannen, Erlen, Eichen, Kiefern und Fichten, säumen unseren Weg, zum Teil unbetretbar, wenn man nicht sofort bis zu den Knien einsinken will. Das Wetter ist in diesen Tagen wechselhaft: sengende Hitze, die uns vollkommen apathisch macht, und schwerer Regen, der uns bei Tag und Nacht die Wäsche an den Leib klebt. Die Mückenplage wird immer ärger. Obwohl rechtzeitig Mückennetze ausgegeben wurden, können wir uns dieser Plagegeister nicht erwehren.

Besonders in der Nacht kommt es zum „Mückenkoller“, wenn das helle Singen der Sumpfmücken immer und immer wieder die nächsten Stiche ankündigt.
Ostrow ist gefallen, der Widerstand wird zäher und grausamer. Die Ausfälle nehmen Formen an, die im Geländegewinn keine Rechtfertigung mehr haben. Die Russen verstehen es geschickt, sich aus für sie ungünstigen Lagen zu lösen und in den ihnen vertrauten Wäldern zu verschwinden, um bei Nacht unvermutet anzugreifen.
An einem Abend wird der Vormarsch auf einem Waldweg, nördlich von Ostrow, abgebrochen. Der Boden ist sandig und fest, die Fahrzeuge können abseits der schmalen Straße fliegersicher untergezogen werden. An ein Fortsetzen des Marsches ist bei der Kampfführung des Feindes nicht zu denken. Überdies macht die Orientierung mit dem schlechten Kartenmaterial schon bei Tag erhebliche Schwierigkeiten. Das Bataillon igelt sich ein. Mick, Buwi und Bfiff sind noch mit ihren Krädern auf Fahrt, um Meldungen zu den Einheiten zu bringen. Bis zu ihrer Rückkehr grabe ich in den dunkelgrauen Sand eine affensichere, tiefe, sternförmige Deckung gegen die Taffliegerangriffe, sodaß wir aus jeder Angriffsrichtung Schutz haben. Ich kümmere mich um unsere Verpflegung und um den Sprit für unsere Fahrzeuge. Nachdem die drei verstaubt in der anbrechenden Dunkelheit mit ihren Maschinen einlangen, brauchen sie nur noch ihren Eintopf zu futtern und mit vollen Bäuchen in das vorbereitete Loch zu fallen.
Bfiff und ich haben gemeinsam Wache von 1 bis 3 Uhr morgens. Mick und Buwi sind vor uns dran. Als wir zur gegebenen Zeit für die Ablösung geweckt werden und taumelnd aus dem Schlaf fahren, wird uns berichtet, daß ein Kraftfahrer von den Troßfahrzeugen, Reservist, aus dem umgebenden Wald nicht mehr zurückgekommen ist. Er ist offensichtlich unter Verlust der Orientierung über die Sicherungslinie hinausgeraten. Vorsicht bei Gebrauch der Schußwaffe wird eingeschärft.
Mick und Buwi, die wir tief im Staudengelände ablösen, vermelden eine nicht deutbare Unruhe vor ihrem Sektor, aber von dem Vermißten keine Spur. Unser Standplatz ist ein vorgeschobener Horchposten, noch vor der lockeren Sicherungskette. Als Bfiff und ich dann ganz allein, weitab vom

Lager, uns nach den Sternen zu orientieren suchen – nur um für den Fall des Falles zu wissen, wo vorne und hinten ist –, hat sich der klare Himmel bedeckt. Nachdem wir uns ein paarmal um uns selbst gedreht haben, wissen wir auf einmal nicht mehr, aus welcher Richtung wir gekommen sind. Wir stehen mit dem Rücken zueinander, um uns in dieser Nachtschwärze vor Überraschungen zu sichern. Gesprochen wird nichts, weil jeder Zischlaut in der vollkommenen Stille meterweit zu hören ist. Ich weiß nun, was gemeint ist, wenn „die Natur den Atem anhält“. Wir klatschen auch nicht die Mücken vom Gesicht, sondern drücken sie vorsichtig zusammen.

„Kameratt“, höre ich, und noch einmal „Kameratt“, mehr gehaucht als gesprochen. Bfiff muß es auch vernommen haben, er drückt mir seinen Ellbogen ins Kreuz, und ich erwidere den Druck. Die Gummimäntel rascheln viel zu laut, als wir die Karabiner schußfertig machen.

Nichts mehr. Wir lauschen in die Finsternis mit angehaltenem Atem und voller Spannung. In meinen Ohren pocht und rauscht der Pulsschlag mit Gedröhne. Angst vor dem im Busch Lauernden hat mich erfaßt. Bfiff ergeht es sicher auch nicht anders. Sind wir unserer eigenen Nervosität aufgesessen?

Urplötzlich gellt ein fürchterlicher unmenschlicher Schrei aus der Ferne des Waldes. So schreit nur ein Mensch im tiefsten Schmerz und in Todesfurcht. Nicht Worte oder Wortfetzen klingen auf, sondern ein stoßweise abgerissenes und wieder langgezogenes Brüllen. Endlos!

Aus einer Richtung vernehmen wir Unruhe und gedämpfte Befehle in deutscher Sprache. Nun wissen wir wenigstens wieder, wo unser Lager ist. Das Brüllen dauert fort, bis es schwächer werdend erstirbt. Was ist geschehen?

Starker Regen setzt ein und schlägt einen Trommelwirbel auf das Laub der Bäume und Sträucher, auf Stahlhelm und Gummimantel, jedes andere Geräusch aufsaugend. Es ist eine Erlösung!

Mit dem Weichen der Nacht können wir allmählich unsere Umgebung erkennen. Die Sicherheit kehrt zurück. Der Regen hört so plötzlich auf, wie er begonnen hat. Aus der Richtung des Lagerplatzes hören wir die Motoren warmlaufen, als auch schon Ziegenbeinchen angetrabt kommt und die Sicherungen einzieht.

Zurückgekehrt, steht das Bataillon schon abmarschbereit auf dem Fahrweg. Buwi und Mick haben schon brühheißen „Kaffee“ und fertig gestrichene Brote für uns vorbereitet. Brennheiß stürzt der „Muckefuck“ in den Magen und treibt die Kälte aus dem Körper. Der Tag, das Leben hat uns wieder.
Ein Kradmelder kommt vorgefahren und überbringt eine Meldung. Daraufhin sitzen zwei Züge ab und klären in der Richtung auf, aus der das nächtliche Gebrüll kam. Kampf mit überlegener Feindtruppe ist zu meiden – wie uns der Melder sagt. Die Rückkehr wird in spätestens einer Stunde erwartet. Alles hat abzusitzen, die Fahrzeuge werden wieder in Fliegerdeckung gefahren, die Truppe sichert. Schon vor Fristablauf kommt die Suchmannschaft zurück. Sie sind bald auf einen verlassenen Lagerplatz einer russischen Einheit gestoßen, die Spuren dorthin waren ganz frisch. Unseren vermißten Kameraden hat man gefunden. Er ist an einen liegenden Baumstamm gebunden, das Gedärm meterweit aus dem aufgeschlitzten Leib gezogen; der Kopf eine blutige Masse; Nase, Ohren, Augen und Zunge fehlen, die Geschlechtsteile weggeschnitten. Wir stehen erschüttert um den Toten. Die Gesichter meiner Kameraden sind bleich, einige müssen sich erbrechen.
(Nach dem Bericht eines Kameraden ist der vermißte Angehörige meines Bataillons nach Tagen wieder zur Truppe gestoßen. Bei dem bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Toten kann es sich um einen Wehrmachtssoldaten gehandelt haben.)
Würde in Zukunft Grausamkeit gegen Grausamkeit gestellt werden? Wäre ein deutscher Soldat zu solcher Scheußlichkeit fähig? Sicherlich nicht – aber auf eine andere Art vielleicht schon. Der Kampf würde jetzt auf beiden Seiten gnadenlos werden. Die Gesichter meiner Kameraden drücken es deutlich aus.
Der Glaube an das Untermenschentum der anderen erhält Auftrieb und unser Krieg für die Zweifler Rechtfertigung. Das Regime der Verbrecher muß vernichtet werden, ehe es in der Lage ist, ganz Europa zu vernichten. Wir aus dem Hellen kämpfen gegen die aus der Finsternis.

Weiter drängen wir nach Norden, eine düstere Spur von birkenkreuzgeschmückten Gräbern hinter uns herziehend. In ruhigen Minuten versuchen wir sie zu zählen, die schon von uns gegangen sind – gefallen oder verwundet –, und lassen es doch bald wieder sein. Es sind derer schon zu viele. Unsere Erfahrung im Waldkampf wächst ebenso, wie die Kampfstärke der Kompanie dahinschwindet. Nachschub an Soldaten kommt nicht.

Eines Morgens überrascht einer unserer Züge auf einer Waldlichtung eine lagernde Kompanie. Anstatt aus dem Vorteil heraus die Kompanie anzugreifen und zu vernichten, beschließt der Zugführer, die Russen aufzufordern, sich zu ergeben, um das Gemetzel zu vermeiden. Dieser Aufforderung – von unserem volksdeutschen Dolmetscher hinübergerufen – wird nachgekommen, und es wird zu wissen gegeben, daß man den verfluchten Krieg schon satt habe. Die Rotarmisten legen die Waffen nieder. Als unser Zug den Wald verläßt und sich den zahlenmäßig überlegenen Gegnern nähert, nehmen sie auf Kommando die Waffen wieder auf. Ehe sie diese einsetzen können, schlägt das Feuer unserer aus der Hüfte schießenden MG-Schützen in den dichtstehenden Verband, der die Waffen sofort wieder fallen läßt, woraufhin das Feuer eingestellt wird. Einer der Sowjetsoldaten schreit in bestem Deutsch: „Nicht mehr schießen! – Nicht schießen!“ Der Rufer in russischer Uniform ist Sibiriendeutscher reinsten Geblütes und nennt sich Josef Wahl. Jung wie wir, ist er der Einberufung gefolgt und eben in diesem Abschnitt eingesetzt worden. Bevor wir ihn mitnehmen, muß er seine bisherigen Kameraden auffordern, sich um die Verwundeten zu kümmern. Auf Tragen, welche sie rasch aus Ästen herstellen, schaffen sie diese nach erster Versorgung bis an die Waldstraße, damit sie von nachfolgenden Einheiten in ein Kriegsgefangenen-Lazarett gebracht werden können. Wahl wird zum Divisionsstab gebracht. In der Folge wird er mit seinem Einverständnis unserer Truppe in deutscher Uniform zugeordnet, wo er sich aufgrund seiner Sprachkenntnis in Wort und Schrift als äußerst wertvoll erweist.

Später weicht der sumpfige Wald wieder zurück. Der Weg wird zur festen Rollbahn, die schließlich – oh großes Wunder! – in eine breite, gepflasterte Straße mündet. Auf ihr können wir wieder einmal richtig fahren. Die

Division rollt mit Schwung! Zur linken Hand gibt der Nebel den Blick auf eine Stadt frei, und weit dahinter schimmert wunderbar blau unter blauem Himmel – das Meer! Bis zum Horizont kein Land, nur wunderbar blaues Meer!
Könnten wir nur hierbleiben! Nur ein paar Tage, ein paar Stunden nur! Aber unsere Fahrzeugschlange rollt – ohne auch nur einmal anzuhalten, unbekümmert ob des Ausblickes in die herrliche Natur. Einmal kein Sumpf, kein undurchsichtiger Wald, keine Mücken in diesem Hochland mit weiten Getreide- und Leinfeldern.
Die gepflasterte Straße endet abrupt in einer Rollbahn. Sumpf, Wald und Mücken – der Traum war kurz, der Krieg hat uns wieder.
Um den 14. Juli erreichen wir Porchow. Der Feind scheint sich abgesetzt zu haben; im Augenblick keine Gefechtstätigkeit.
Auf freiem Feld stirbt unser stolzes 2. Regiment einen Tod auf Raten. Es wird infolge seiner schweren Verluste aufgelöst und in den nächsten Tagen Zug um Zug vom 1. und 3. Regiment zur Ausgleichung von deren Verlusten übernommen. An sich wäre das eine ganz selbstverständliche und trockene Angelegenheit. Aber es ist ein Abschiednehmen von vielen guten Kameraden, die sich gegenseitig in den schweren Kämpfen beigestanden haben. Natürlich gibt es kein rührseliges Theater, aber so manches zwischen den Zähnen hervorgequetschte „Scheiße“ und der Blick, der den Davonziehenden folgt, lassen deutlich werden, was in uns vorgeht. Eine große Familie wird zerrissen.
Mit Buwi, Mick und Bfiff komme ich zur 12. Kompanie des Infanterie-Regiments 3 – in dessen III. Bataillon –, also wieder eine Maschinengewehr-Granatwerfer-Kompanie. Mein „Adler“ bleibt bei mir, die Kräder bei ihren bisherigen Fahrern. So darf sich Buwi weiterhin mit seiner unhandlichen, viel zu schweren 350er-BMW durch den Dreck plagen und Bfiff fluchend alle paar Stunden die Zündkerze seiner 250er-Puch putzen.
Bei der Auflösung bleibt eine Landkarte in meinem Wagen zurück, aus der ich zu meiner Enttäuschung ersehe, daß es nicht das Meer war, was ich im schönsten Blau schimmern sah, sondern der Pleskauer See.

Wir halten uns nördlich des Richtung Ilmensee fließenden Shelon-Flusses. In den folgenden Nächten kommt es zu harten Gefechten in den schwer begehbaren Wäldern. Die Truppe ist durch die Neugliederung zerfahren, der Kampfwert hat stark gelitten. Offiziere und Unterführer kennen noch nicht Werte und Fähigkeiten der neuen Männer und haben Schwierigkeiten mit deren Namen, was sich als große Belastung erweist.
In einem Nachtgefecht hat unser Bataillon arge Verluste zu verzeichnen. Der Kampf wird von beiden Seiten mit unglaublicher Verbissenheit geführt, bis es tagt und man erkennen muß, daß sich zwei eigene Bataillone gegenübergestanden haben.
Am 1. August nehmen wir Utorgosch: ein unscheinbarer Ort, aber Kreuzungspunkt einer Rollbahn und der Bahnlinie nach Leningrad.
Hinter Utorgosch ziehen wir in einem ausnahmsweise nicht sumpfigen Waldgelände unter und können uns daher sofort eingraben, um vor den allgegenwärtigen Schlachtfliegern einigermaßen Schutz zu haben. Die Feldküche nützt die günstige Gelegenheit, Deckung in einer der tiefen Mulden zu finden, und geht zur Essensausgabe „in Stellung“.
Ein überraschender Feuerschlag der russischen 7,62-Feldkanonen trifft uns in unseren Löchern hockend, mit dem Kochgeschirr voll Graupensuppe auf den Knien. In der Feuerpause grabe ich mich sofort tiefer ein, ich fürchte die Baumkrepierer. Bfiff nützt die „volle Deckung“ des Küchenbullen und holt sich noch ein Kochgeschirr voll dieser dicken Suppe, ehe er sich in seinem Loch zusammenkauert.
Noch einmal legt die russische Batterie los und schickt uns ihren „Segen“. Danach bleibt alles ruhig; wiederum keine Verluste.
Wo mag der verdammte Beobachter der Feindbatterie hocken, daß er das Feuer so genau leiten kann? Er muß von den Iwans zu diesem Zweck zurückgelassen worden sein und sich hinter unseren Linien befinden.
Ich sehe kurz in die Runde, ohne die Deckung zu verlassen. Alles ist in der Erde verschwunden, mißtraut gleich mir der augenblicklichen Ruhe. Bfiff hat sich nicht tiefer eingegraben, sonst würde man von seinem Stahlhelm

gar nichts mehr sehen, aber der hebt und senkt sich im Takt der Löffelzuführung.
Beim ersten Einschlag – nicht nahe an unseren Löchern – fliegt Bfiffs Kochgeschirr aus der Deckung. Lage auf Lage schlägt in der Umgebung ein. Es gibt kein warnendes Heranheulen der Granaten: Erst das Detonieren der Granaten – und nachher das Knallen der Abschüsse.
Während einer Feuerpause springen wir zum Loch Bfiffs, um nach ihm zu sehen. Wir heben ihn heraus. Sein Blick ist starr, die Lippen sprechen ungeformte Worte. Der Stahlhelm ist von einem Splitter durchschlagen. Als ich ihn von seinem Kopf nehme, liegt in seiner Höhlung ein winziges Stück Gehirn.
Während ich nach meinem Wagen laufe, der den Feuerzauber in seiner Mulde gut überstanden hat, legen meine Kameraden Bfiff auf eine Tragbahre. Wir legen sie quer über den „Adler“, Buwi und Mick halten sie fest, indes wir eiligst den Lagerplatz verlassen. Schon beim Einbiegen auf den Fahrweg geht der Tanz von neuem los, doch wir entwischen den „Ratsch-Bumm“-Granaten. Am Hauptverbandsplatz macht uns der Arzt keine Hoffnung. Bfiff beginnt plötzlich fürchterlich zu brüllen. Es sind immer die gleichen rhythmischen Schreie. Ohne Pause, Schrei auf Schrei, während der Körper vollkommen ruhig liegt. Er schreit immer noch, als wir ihn schon wieder verlassen müssen.
Am Abend des ersten Augusttages hat er ausgelitten. Sein Brüllen war schwächer geworden, ohne den Rhythmus zu verlieren, bis nur noch ein Röcheln übriggeblieben war.
Der erste aus unserem engeren Kameradenkreis hat sich verabschiedet. In der Dämmerung betten wir ihn zur letzten Ruhe in Utorgosch. Pioniere vollenden unsere flüchtige Arbeit.

Wenige Tage später werde ich im Zuge einer Ergänzung der eben erst erfolgten Umgliederung mitsamt meinem Wagen zum Stab des I. Bataillons versetzt. Als ich mich beim Adjutanten als hierher versetzt melde, erkenne ich den Kommandeur. Es ist Hauptsturmführer Knöchlein, jener Mann, der

das Paradis-Massaker anrichtete und dem ich disziplinlos zuschrie: „Das sind ja Frauen!“ als er mit seiner Pistole auf sie feuerte.

Auch Mick erreicht das Los der Versetzung. Er kommt zur 4. Kompanie „meines“ Bataillons – wieder eine MGK, wieder als Kradmelder mit seiner 500er-DKW. Nur Buwi bleibt allein bei der Zwölften zurück. Nun sind wir völlig auseinandergerissen, doch wir behalten einander im Auge, Kradmelder sind ja ständig unterwegs und machen auch schnell mal eine Extratour, um einen Kumpel vom anderen zu grüßen.

Nach einer Marschpause geht unser Stoß – nach Nordwesten im weiten Bogen ausholend – Richtung Luga. Zäh kämpfen wir uns durch Morast, wenn es regnet, und durch ätzenden Staub, wenn die Sonne vom Himmel flammt.
Meine Aufgabe ist es geworden, den Ordonnanzoffizier des Bataillonsstabes zu fahren. Ihm obliegt unter anderem auch die Wege-Erkundung für das vorausmarschierende Bataillon. Untersturmführer (im Rang eines Leutnants) Dr. Grütte ist eigentlich nicht ganz „mein Fall“. Er ist Botaniker und Professor. Ein Professor! Ein Botaniker! Wie soll der Mann ein guter Soldat sein?
Nach meiner Meldung bei ihm fängt es auch gleich recht gut an: Er reicht mir sein Kochgeschirr mit dem Auftrag, auch für ihn das Essen von der Feldküche mitzunehmen. Mir verschlägt es einigermaßen die Sprache. Bin ich sein „Putzer“ oder ein alter Rottenführer mit 12jähriger Dienstverpflichtung? Untersturmführer Grütte ist ausschließlich seiner Offiziersausbildung vielleicht ein Jahr beim Kommiß und auf Grund seiner akademischen Bildung schnell zum Offizier avanciert. Sonst wäre er jetzt „Schütze Arsch im dritten Glied“, und dann wäre ich es, der ihn um das Essen schicken könnte.

Die Feldküche ist gut getarnt im dichtesten Staudengelände. Es gibt herrliches Futter heute: Saftbraten mit Pellkartoffeln und Sauerkraut. Voll Tücke halte ich dem Koch Dr. Grüttes Kochgeschirr hin und lasse mir in bestimmter Reihenfolge einfüllen: zuerst das Stück Braten, dann die Pellkartoffeln, über diese das Sauerkraut und über alles ganz dick die Sauce in doppelter Portion. Ein zweites Mal wird mich der Professor nicht mehr ums Essen schicken!
Als sich Ustuf. Grütte mit Genuß ans Essen machen will, sieht er die Bescherung in seinem Kochgeschirr. Ich erwarte einen deftigen Anschiß. Doch er sucht seelenruhig die Pellkartoffeln unter Sauerkraut und Sauce hervor und schält sie mit immer schmieriger werdenden Händen. „Mußte das so sein?“ ist alles, was er mir an Rüge erteilt. Mit Überraschung stelle ich fest, daß er gar nicht daran denkt, den Offizier und Vorgesetzten hervorzukehren.
Eine Stunde später wird Ustuf. Grütte zum Kommandeur gerufen. Er bekommt den ersten Erkundungsauftrag, und wir starten sofort. Ein Kradmelder hängt sich mit Abstand hinter meinen Wagen. Er wird bei Feindberührung zurückfahren und Meldung darüber erstatten, falls wir dazu nicht mehr in der Lage sein sollten.
Der Auftrag lautet, die auf der Karte bezeichnete Straße und die Brücken auf ihre Befahrbarkeit zu erkunden und festzustellen, wie weit der Vormarschweg im gegebenen Rahmen feindfrei ist. Ein solcher Auftrag kann ein Himmelfahrtskommando sein.
Es ist wieder einmal zum Braten an diesem Nachmittag. Der Fahrweg besteht aus tiefem Staub. Der Motor arbeitet schwer und macht ein Getöse, daß es auf Kilometer hörbar ist. Eine schmutzig-weiße Staubfahne zieht hinter uns her. Um unser Nahen nicht zu bemerken, müßten die Iwans schon blind und taub gleichzeitig sein.
Unsere „Straße“ ist auf der Marschroute dick eingetragen, etwa wie in der Heimat die Hauptverkehrswege. Hier aber verschwindet sie zeitweilig unter hartem Gras und Unkraut, sodaß wir uns immer wieder von den Bewohnern einschichtiger Katen bestätigen lassen müssen, daß diese sich geisterhaft auflösende Fährte zu unserem Ziel führt. Die Befragten erklären zu unserer Befriedigung, daß die letzten russischen Soldaten schon vor längerem

durchgekommen seien und daß im weiten Umkreis keine russischen Truppen stünden.
Ich fahre an einen Ziehbrunnen heran und freue mich auf einen Schluck kalten Wassers. Der Eimer rasselt in die Tiefe, will aber nicht ins Wasser tauchen. Als es endlich doch gelingt, saufen wir gierig wie die Gäule aus dem Eimer, ohne mit dem Mund das Geschirr zu berühren, das herrlich frische Wasser. Mit den Händen schaufeln wir uns das Naß ins Gesicht, den Staub herunterspülend.
Noch mehr von dieser Kostbarkeit muß her! Leider fällt uns der Eimer vom Brunnenrand in den Schacht hinunter. Kurz entschlossen läßt sich unser Kradmelder am Seil hinunter, damit er den Eimer mit Wasser gefüllt am Haken befestige. Zuerst kommt der Kradmelder in Kaminkletterei hoch und hilft scheinheilig beim Kurbeln – so lange, bis wir des mit dem Hosenbund am Haken hängenden toten Iwans ansichtig werden.
Mit dem Wasser haben wir so unsere Erfahrungen. Nach Utorgosch waren wir irgendwo einige Tage festgelegen. Unsere Feldküche entnahm zum Kochen das Wasser aus einem Weiher, weil es weit und breit kein anderes Wasser gab. Der Kaffee aus diesem Wasser schmeckte so abscheulich, daß unser sudetendeutscher Koch wegen der ständigen Beschwerden sehr verärgert war. Als kurz vor unserem Weitermarsch aus dem fast ausgeschöpften Teich – es hatte das ganze Regiment Wasser daraus entnommen – die aufgeblähten Pferdekadaver einschließlich der Reiter zum Vorschein kamen, war das Rätsel gelöst. Wahrscheinlich war ein Reitertrupp von unseren Tieffliegern überrascht worden, auf scheuenden Pferden in den Teich gestürzt und unter Beschuß geraten.
Wir setzen die Fahrt in den brütendheißen Sommernachmittag hinein fort. Das Land scheint menschenleer. Am Straßenrand steht ein einsames Haus mit uraltem Strohdach; in der Tür eine ärmlich gekleidete Greisin mit einem hoch erhobenen Kruzifix. Ihre Rechte macht auf seltsam großzügige Weise segnend das Zeichen des Kreuzes über uns. Woher wußte die alte Frau von unserem Kommen?
Im nächsten Ort steht die Bevölkerung mit ihrem Starost am Dorfeingang und erwartet die deutschen Soldaten. Der kurze Aufenthalt am Brunnen mußte genügt haben, um die nächsten Orte von unserem Eintreffen zu

informieren. Die Leute sind freundlich, geben gerne Auskunft und sehen mit Spannung dem Kommenden entgegen. Die wenigen Bolschewiken des Dorfes sind mit der Roten Armee mitgezogen.
Mein Blick bleibt an den Hühnern, die unbekümmert über die Straße stolzieren, haften. Einer drallen Maid ist meine deutliche „Fleischeslust" nicht entgangen, sie erwischt mit gekonntem Griff eines der Hühner bei den Beinen. Ich sperre das Tierchen einstweilen in den Kofferraum meines Wagens. Der Starost gibt uns Auskunft über den Namen des Ortes und über Wegeverhältnisse auf der weiteren Strecke. Wir verteilen zum Dank Drops, Streichhölzer und ein Feuerzeug mit einem winzigen Behälter voller Feuersteine, was mit großer Freude angenommen wird. Unsere Zigaretten werden zwar neugierig, aber ohne große Begeisterung geraucht.
Der Ordonnanzoffizier schickt den Melder mit einer genauen Beschreibung der Wegeverhältnisse und einer Niederschrift der Aussagen des Starost zum Bataillonsstab zurück. Wir setzen die Fahrt nun allein fort, nachdem auch hier die Leute versichern, daß die Sowjetsoldaten sich zurückgezogen haben. – Schon bald nach dem Dorf erreichen wir eine tiefe Schlucht. Der steile Abstieg in den Grund des Tales ist mit tiefen Querrinnen besät, die mir meinen Auspufftopf „abmontieren". Einen seichten Bach durchquerend, röhren wir auf der anderen Seite mit der Lautstärke eines mittleren Panzerverbandes in die Höhe. Sonnenblumenfelder drängen bis an die Straße heran. Nach einigen Kilometern liegt ein weiteres Dorf am Weg. Bevor wir uns ihm nähern, beobachten wir aus sicherer Entfernung mit den Gläsern die Bewegung darin; nichts festzustellen. Als wir dann nahe den ersten Häusern sind, springen an die zwanzig Rotarmisten aus Türen und Fenstern und verschwinden unter Sonnenblumen und Mais. Die wenigsten sind bewaffnet, sie türmen in voller Uniform. Die moralische Wirkung unseres auspufflosen „Adlers" war offensichtlich eine ungeheure. Wir kommen zu der Ansicht, daß es sich hier um eine versprengte, führungslose Truppe oder Deserteure gehandelt hat. Die Dorfbevölkerung hat sich vollkommen aus dem Ort zurückgezogen, sie bleibt unsichtbar.
Da alles ruhig wirkt, durchfahren wir mit Vollgas den menschenleeren Ort und verschwinden im nahen Wald, der nach einigen Kilometern wieder endet und den Blick auf ein leicht hügeliges, mit Gebüsch und lichten

Birkenhainen bedecktes Gelände freigibt. Ich stelle den Wagen noch im Hochwald in Fliegerdeckung ab. Eine Holzbrücke stellt den Übergang vom Wald in das freie Gelände, in dem einige fette Kühe ihr Futter suchen, her. Über die Tragfähigkeit der Brücke gehen unsere Ansichten auseinander. Mannschaftstransportwagen mit abgesessener Infanterie kann sie – meiner Ansicht nach – noch verkraften. Nach Prüfung des Unterbaues beurteilt sie Ustuf. Grütte, als verantwortlicher Offizier, als zu schwach.
Als wir schon zum Wald zurückgehen, um mit den gewonnenen Erkenntnissen die Rückfahrt anzutreten, kommt uns eine der Kühe neugierig nach. Wir überlegen schon, ob wir sie an einem Baum festhängen sollen, damit sie unser Küchenbulle unserem Stoffwechsel zuführen könnte, als sie nach ein paar Schritten auf der eben verlassenen Holzbrücke in die Luft fliegt. Zu unserem Glück hatte die Kuh mit ihrem Gewicht die Fahrzeugmine ausgelöst.
Dieses erste, gemeinsam gut überstandene Gefahrenerlebnis läßt den Rangunterschied vom Offizier zum Mann, vom Akademiker zum Ungebildeten, etwas in den Hintergrund treten.

In heftigen Kämpfen haben wir die russische Mschga-Front bei Ugarely und Sakibie durchstoßen und stehen zwischen Luga zur Linken und dem Ilmensee zur Rechten. Ich habe jetzt täglich die Möglichkeit, die Karte zu studieren. Es sind teilweise original russische und auch neue deutsche Karten. Ungenau und irreführend sind sie alle. Am besten ist es noch, sich auf die Aussagen der Bevölkerung zu verlassen. Der ehemalige sibirische Sowjetsoldat Wahl ist von der Division zu unserem Stab versetzt worden, um uns bei den Erkundungsfahrten eine wertvolle Hilfe zu sein.
Wahl trägt nun mit seinem Einverständnis die Uniform der Waffen-SS. Wir haben den neuen Kameraden wegen seiner einfachen und geraden Art sehr gerne. Es ist unglaublich, wie gut sich das Deutsch des Sibiriers erhalten hat. Er erzählt uns viel von seiner Heimat, die er über alles zu lieben scheint und in die er einmal wieder zurückkehren möchte. Seine Schilderungen zwingen uns dazu, manches von unserem „Untermenschen“-Glauben

abzuschreiben. Seiner Überzeugung nach sind Russen gute Menschen und die Bestien unter ihnen Einzelerscheinungen. Ich bin überzeugt, daß er treu zu uns hält – und trotzdem nicht auf seine Kameraden von gestern schießen würde.

Mitten im besten Vorgehen werden wir überraschend angehalten. Es ist Mitte August. Die Division sammelt und ordnet die Verbände, deren Ausfälle neuerlich sehr hoch sind. Unser ehemaliger verehrter Kompaniechef Hauptsturmführer Schrödel wurde während eines Angriffes der Russen schwer verwundet und konnte erst nach einem riskanten Gegenstoß seiner Männer aus der feindlichen Linie geborgen werden. Mit einem Lungenschuß ging er mit dem nächsten Transport in ein Heimatlazarett. Unser Buwi hatte nun seinen von uns allen so geschätzten Vorgesetzten verloren.

Die „T"-Division zieht eine nicht zu übersehende Spur von Gräbern hinter sich her. Junge Menschen, voller Überzeugung und Begeisterung für die Richtigkeit und Notwendigkeit dieses aufgezwungenen Kampfes, voller Tatendrang und Elan, bleiben für immer im russischen Sumpf, Sand und Wald.

Mit meinem „Adler" werden Wahl und ich Sturmbannführer Petersen zu einem Sucheinsatz zur Verfügung gestellt. Aufgabe: Zurückfahren in Richtung Stoltzy und im vormaligen Kampfgelände einen vermißten oder gefallenen Führer suchen – ein persönliches Anliegen von Petersen, der das Gelände genau kennt. Dort angekommen, durchsuchen wir gründlich die Aulandschaft. Einem starken Verwesungsgeruch nachgehend, stoße ich auf den vermißten jungen Untersturmführer, der, schwer verwundet, wegen des starken Druckes des Feindes nicht geborgen werden konnte.

Das war vor fünf Tagen gewesen. Nun liegt der Sohn einer liebenden Mutter, der Stolz eines Vaters zu meinen Füßen. Sein Leib ist aufgetrieben wie ein Faß. Aus einer Wunde in der Leistengegend wimmeln zu Tausenden quirlige weiße Maden. Aus dem weit aufgerissenen Mund und aus den Nasenlöchern quillt es hell von diesem kleinen Gewürm.

Ich starre auf dieses emsig quellende Leben auf dem toten Leib. Was ist des Menschen Leben? Ein unbedeutendes, ganz gewöhnlichen Naturgesetzen untergeordnetes NICHTS. Der Tod wirft uns – unwichtig geworden – zur Erde. Der Natur ist befohlen, uns in unsere Bedeutungslosigkeit aufzulösen. Befohlen den Maden und gleißenden Käfern, der Sonne und dem dörrenden Wind. Aus schönen, edlen Zügen eines Gesichtes, geliebt von einer Frau, wird graues Pergament, welches sich faltig und welk über die Konturen eines Totenschädels legt. Ein Körper, gekürt, Elite zu sein, liegt mit verrenkten Gliedern hier und stinkt widerlich in seiner Verwesung. Nichts unterscheidet uns, vom Augenblick des Todes an, von anderen Lebewesen.
Wir schieben unter das, was ein Mensch war, Äste und tragen den Leichnam zum nahen Dorf, wo wir ihn begraben. Eine alte Frau bringt unaufgefordert einen schwarz verrußten Topf mit frisch gepflückten Blumen und stellt ihn auf den kleinen Hügel. Schweigend steht sie mit uns am Grab des jungen Offiziers. In aller Welt sind es die Mütter, die in tiefster, ungelernter Demut das Kreuz des Krieges auf sich nehmen. Barmherzig ist ihnen der Hergang des Sterbens ihrer Söhne verhüllt: „Er war sofort tot“ oder „er hatte nicht zu leiden“ und „er fiel für Gott, Kaiser und Vaterland“ gestern und „er starb für Führer und Volk“ heute.
Ach verdammt! Wir sterben nicht vor wohliger Sterbenslust! Wir sterben, weil wir müssen! Ohne Pathos, voll Angst und Ohnmacht am ewigen Kalvarienberg, den wir Menschen verflucht sind, uns selbst immer aufs neue zu bereiten.

Nahe Luga rollen die Kolonnen unserer Division den Weg zurück nach Süden; am Straßenrand vorgehende Infanterie der Wehrmacht. In ihren Gesichtern nur Verachtung. Höhnend schreit einer: „Elite hat Ruh’!“ Sie sind erschöpft vom dauernden Marschieren und Kämpfen. Sie halten ihre Verbitterung über unsere vermeintliche Bevorzugung nicht zurück. Wir sind ehrlich beschämt, können aber nichts erwidern, da wir keine Ahnung haben, wohin es geht – aber kaum auf Urlaub und Erholung, wie unsere Wehrmachtskameraden glauben. Der Sonne nach, ändert sich bald die

Allgemeinrichtung. Am nächsten Morgen steht sie hinter trüben Wolken und Regenfahnen vor unseren Fahrzeugen. – Kurs Ost!
Endlich wird die Lage durchgegeben: Der Russe stößt in einer Gegenoffensive in Nordwest-Richtung auf die unter dem Ilmensee stehenden deutschen Verbände, die durch diese Übermacht in schwere Bedrängnis gekommen sind. Gemeinsam mit der 3. Infanterie-Division (mot.) spielen wir Frontfeuerwehr und sind gerade dabei, die feindlichen Angriffskeile von West nach Ost zu durchstoßen und sie von ihren rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Gelingt dieses Manöver nicht in blitzartiger Manier, sind wir „im Eimer“. Das heißt, wir würden von der russischen 34. Armee eingekesselt und vernichtet.
Unser Bataillon bildet in unserem Abschnitt die Spitze – und die Spitze der Spitze sind wir: Untersturmführer Grütte, Dolmetscher Wahl und ich. Dem Bataillon vorausfahrend, haben wir bei Feinderkennung sofort durch den wieder mit Abstand hinter uns herfahrenden Kradmelder Bericht an die folgende Truppe zu machen.
Unerwartet treffen wir auf einen brennenden Achtrad-Panzerspähwagen der 3. Infanterie-Division, die eigentlich rechts von uns sein sollte. Haben wir uns verfranzt – oder der Panzerspäh? Neben dem Allrad-Panzer liegt die tote Besatzung ohne Röcke in weißen Wehrmachtshemden. Einige Kilometer weiter, ein von Russen überraschter Hauptverbandsplatz: die Verwundeten wurden sämtlich niedergemacht. Kein „Rotes Kreuz“ konnte ihnen helfen.
Der Anblick der in Haufen übereinanderliegenden Toten wirft uns auf den moralischen Nullpunkt. Wir sind genervt und hellwach. Wir halten oft, prüfen Karte und Gegend, holen verängstigte Zivilisten aus ihren Kartoffelkellern neben ihren zerstörten Häusern und befragen sie nach dem Zustand des vor uns liegenden Weges und der Brücken. Viel ist aus ihnen nicht herauszubringen. Kurz zuvor haben die schwungvoll durchgebrochenen Russen alle Ortsbewohner, die in irgendeiner Form den Deutschen behilflich gewesen waren, niedergeschossen, darunter Frauen und Kinder. Angeber hatten sich genug gefunden.
Der Mot-Marsch wird in die Nacht hinein fortgesetzt. Ich habe es dick, auch noch in der Nacht als Versuchskaninchen zu fungieren. Einmal muß es

schiefgehen! Im mäßigen Tempo schiebt sich unser Fahrzeug ohne Licht über die sandige Waldstraße. Die Augen sind überanstrengt vom ständigen Starren und vom Staub des Tages. Der Lärm unseres Motors reißt an den Nerven. Das Bild der ermordeten Verwundeten drängt sich immer wieder auf. Mich packt eine unheimliche Furcht vor dieser unergründlichen Finsternis.

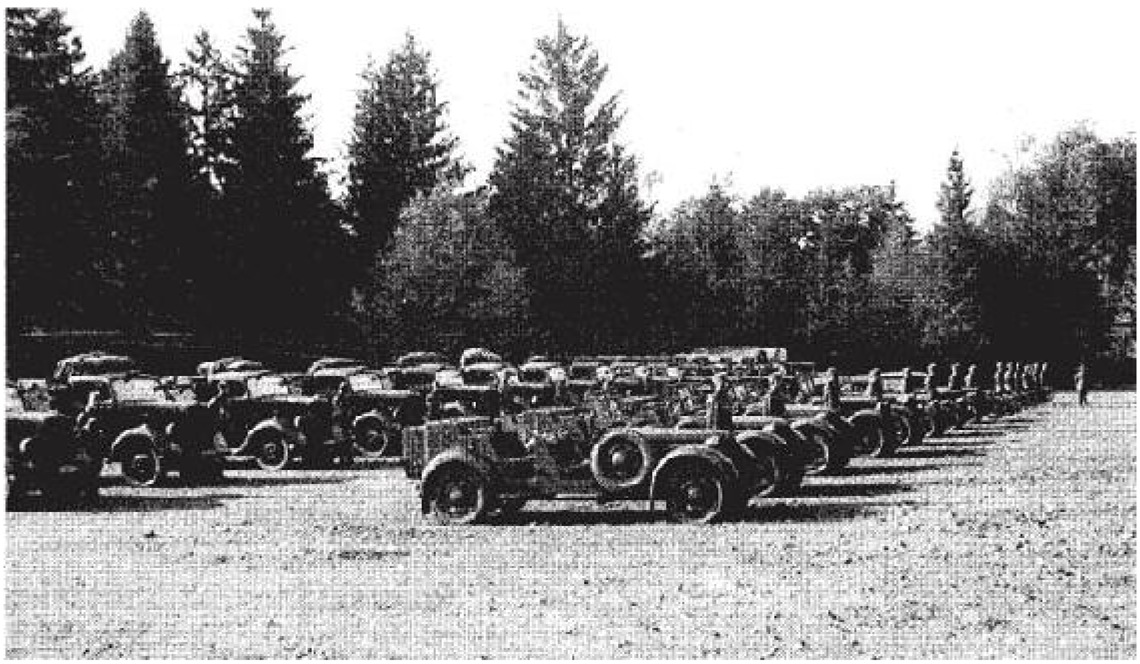
Als ich glaube, die Straße vor mir dunkler werden zu sehen, halte ich an: eine Holzbrücke. Ist sie wieder vermint? Trägt sie – oder trägt sie nicht? Motor aus! Weit, weit hinten das schwache Grummeln der Motoren der uns folgenden Kolonne. Was tun in solch undurchdringlicher Nacht? Hat es überhaupt noch einen Sinn, in dieser pechschwarzen Finsternis weiterzufahren? Aber der Auftrag! Mein Professor macht sich daran, mit der abgedunkelten Taschenlampe den Unterbau der Holzbrücke zu prüfen, während ich im Fahrzeug bleibe. Wahl soll währenddessen an der Brücke sichern. Plötzlich peitschen Schüsse durch die Nacht. Maschinenpistolen und Gewehre! Feindberührung? Wer kann das mit absoluter Sicherheit sagen? Wir sind vorsichtig geworden, seit unsere Einheiten einander im nächtlichen Waldkampf arg zugerichtet haben.

Wir fahren zurück und treffen in einer Ansiedlung auf unsere Truppe. Ustuf. Grütte erstattet Meldung beim Kommandeur. Er hat richtig gehandelt. Das Bataillon geht unter Igel-Sicherung zur Ruhe über. Alle haben voll bekleidet zu bleiben, Fahrer in die Fahrzeuge, der Rest in die Häuser. Eine Kompanie sichert den Ort vor Überraschungen. Innerhalb der Ansiedlung gehen Doppelposten Streife. Mit Wahl übernehme ich die ersten zwei Stunden Wache, in der Hoffnung, danach etwas Schlaf zu finden.

Verschiedentlich explodieren in den Unterkünften Sprengkörper, die hinter Türen und in Ofenrohren angebracht waren. Zwei der Häuser gehen in Flammen auf. Eine U 2 überfliegt uns in geringer Höhe und wirft Bomben auf das jetzt hell erleuchtete Dorf. Eine unserer Doppelstreifen wird abgeschossen, als sie gerade den Dorfrand erreicht hat. Drei Zivilisten werden überrascht, wie sie, mit Pistolen bewaffnet und die Taschen voller Eierhandgranaten, das Dorf zum Wald hin verlassen wollen. Kurzes Gericht – als Partisanen werden sie sofort hingerichtet.



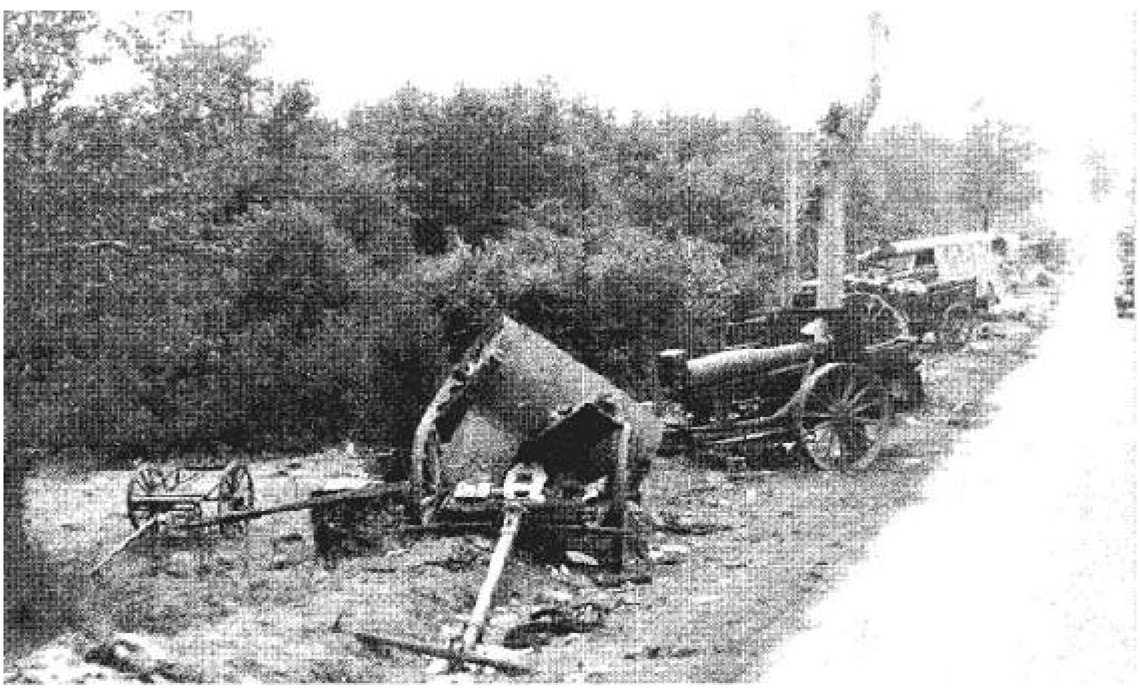
Im Kampf um den La Basseè-Kanal gefallen.



Zum gefürchteten Kraftfahrzeugappell aufgefahren: Mannschaftswagen, Geländewagen und Kräder einer Kompanie.



Wer bei diesem Appell „aufgefallen“ ist, findet sich eine Woche lang beim abendlichen Kartoffelschälen.



An der Vormarschstraße vollzog sich der Zusammenbruch der bisher mächtigsten Kontinentalarmee.



Das französische Jagdflugzeug Morane Saulnier 406.



Für einen Tag Erholung werden wir nach Biarritz gefahren.

Im ersten Morgengrauen weckt uns schon wieder der Wachhabende. Mein Professor muß zum Kommandeur. Dort ist die Order vom Regiment aufliegend, daß der Vormarsch unverzüglich fortzusetzen ist. Dr. Grütte bringt bei der Gelegenheit in einer Blechdose heißen „Muckefuck" von der Feldküche mit sowie dem Koch „abbefohlene" Leberstreichwurst aus dessen Reservebeständen und – oh Wunder – eine Flasche Cognac aus unserer Frankreichzeit. So versorgt, bin ich mit meinem „Beifahrer" äußerst zufrieden.
Im übrigen: Fortsetzung des Gestrigen. Verdammter Mist! Ich friere in meiner Unausgeschlafenheit. Diesmal kriegen wir aber eine ganze Gruppe Kradschützen mit. Das macht zwar den Morgen nicht wärmer, nimmt uns jedoch das Gefühl, total schutzlos auf dem Teller serviert zu werden.
Wir fahren wieder voraus, hinter uns drei Beiwagenmaschinen und der Solo-Melder von gestern.
Jene Brücke, an der wir vor einigen Stunden kehrtmachten, ist feindfrei und nicht vermint. Einige Kilometer weiter überfliegt uns ein eigenes Nahaufklärungsflugzeug aus Feindrichtung kommend. Mit langem Rauchschweif fällt eine Meldekapsel neben unsere Straße. „In 10 km starker feindlicher Panzer- und Mot-Verband."
Der Melder rast zurück zum Bataillon. Wir verziehen uns vorläufig in den schützenden Wald an der Straße, um neue Order abzuwarten. Der Feind ist gestellt, das Kräftemessen kann demnach mit allen Begleiterscheinungen wieder beginnen. Wir schreiben den 19. August 1941.

In dreitägigen schweren Kämpfen durchstoßen wir die überraschten russischen Angriffsdivisionen und trennen sie von ihrem Nachschub ab. Mitten im schwungvollen Angriff nach Norden müssen die mehrfach überlegenen Feindkräfte ihre Aktionen wegen des eintretenden Versorgungsmangels abbrechen, werden ihrerseits von allen Seiten in die Zange genommen, aufgerieben und in die Gefangenschaft geführt. Für uns geschah es zum erstenmal, daß derartig überraschende Aktionen großen

Stils gesetzt wurden, die ihre ebenso überraschenden Auswirkungen aufzeigten.

In schweren Wochen verlustreicher Kämpfe überschreiten wir die Flüsse Polist, Redja und Lowat, damit einen Kampfraum an den Waldaihöhen erreichend, den wir auf die Dauer eines Jahres nicht mehr verlassen sollten.
Unsere Totenkopf-Division hat sich tapfer geschlagen, hat mit vollem Einsatz ihrer jungen Mannschaft gekämpft – und ist zusammengeschmolzen im Feuer der Maschinenwaffen und Scharfschützen, unter dem Beschuß durch Krupp-Kanonen, Panzer und Schlachtflugzeuge. Vergeblich versuchen Kameraden, in den immer aufs neue aufgeriebenen Einheiten Verbindung untereinander herzustellen. „Gefallen“, „vermißt“, „Heimatlazarett“ oder „der kommt nicht wieder, beide Beine ab!“
Wir sind mit dem Wissen, daß unser Kampf ein schwerer Opfergang werden würde, zur Zeit der Sonnenwende angetreten und finden uns jetzt in Verteidigungsstellungen im Großraum Demjansk mit seinen schicksalsträchtigen Ortschaften im weiten Umkreis: Lushno, Kirillowtschina, Gorschkowici, Kraseja, Michalzowo und Kaminajagoro – alle zusammen in den Wehrmachtsberichten unter „Südlich des Ilmensee“.
Eben da der Sommer Abschied genommen hat, liegen wir in Gorschkowici, einem auf einem milden Höhenrücken gelegenen Dorf. Hier hat sich auch unsere 8,8-cm-Flak eingenistet, die täglich Lücken in die angreifenden Bomberverbände des Feindes schießt. Die leichte und schwere Flak sind der Stolz der Division, da sie nach Abschußzahlen weit vor allen Heeresflak-Einheiten rangieren.

Nach langen Wochen treffe ich in Gorschkowici mit Mick zusammen. „Da Schrödel is tot!“ ist gleich das erste, was er mir an Neuigkeiten zu berichten hat. Hauptsturmführer Schrödel hatte schon seine Kompanie benachrichtigt, daß er bald wieder an der Front sein würde, doch die Würfel waren anders

gefallen. Während eines Lauftrainings war seine Lungenschußwunde wieder aufgebrochen, und er starb durch inneres Verbluten einen einsamen Tod. Mit diesem jungen Offizier verloren wir einen Kameraden, in dessen Hand wir uns nie „verheizt“ gefühlt hatten, der sich nicht Braten vorsetzen ließ, wenn seine Männer über den „Drahtverhau“ im Kochgeschirr fluchten, und der bei aller autoritären Strenge keine Schikanen duldete.

Das Opfer seiner Kompanie, die ihn als Schwerverwundeten aus den feindlichen Linien gerettet hatte, war also umsonst gewesen.

Die schwere feindliche Artillerie verursacht erhebliche Ausfälle. Obwohl die nahe Gorschkowici befindliche Nachschubstraße vom Feind nicht eingesehen werden kann, liegt im Augenblick des Passierens von Versorgungskolonnen ihr Feuer mit großer Genauigkeit im Ziel. Es ist klar, daß die russische Feuerleitung im Umkreis des Dorfes zu suchen ist, trotzdem gelingt es nicht, sie ausfindig zu machen. Eine Funkpeil-Einheit ortet schließlich in kurzer Zeit mit Präzision den Standort des feindlichen Funkers in einem Garten in unmittelbarer Nähe eines Gefechtsstandes. In einem der unscheinbaren Erdbunker, wie sie die Bevölkerung zu ihrem Schutz anlegt, befinden sich ein ergrauter, immer freundlicher alter Russe und das Funkgerät. Die Antenne steckt in einem der vielen abgedörrten Maisstengel nahe seinem Loch. Darauf wäre niemand gekommen. Der gefangene Russe hat, da in Zivil, sein Leben verwirkt. Er hätte sich meiner Meinung nach – statt des Strickes – die Kugel verdient. Was mich erschüttert, ist das jahrmarktähnliche Gaudium, mit dem die Bevölkerung dem Erhängen ihres Landsmannes beiwohnt.

Wir erhalten Befehl, uns im Randbereich von Gorschkowici zur Rundumverteidigung einzurichten, um im Falle eines Durchbruches der Russen den wegen seiner Höhenlage wichtigen Ort halten zu können. Zusammen mit einem Kameraden aus Bayern grabe ich mich auf einem

Acker in Kellertiefe in die Erde und glaube in schöner Einfalt, etwas gegen die russische Winterkälte getan zu haben. Eine gefährliche Ausbildungslücke wird offenbar, was durch die offene Feuerstelle, die einfache Brettertür und die dünne Erdschicht über der einfachen Balkendecke dokumentiert ist. Aber noch ist es Herbst.

Mit meinem Fahrzeug habe ich am Bat.-Gefechtsstand auf Abruf ständig zur Verfügung zu stehen, sei es um Verwundete nach hinten zu bringen oder Munition heranzukarren. Gewitzt habe ich mir schon ein „illegales“ Muni-Lager als Reserve angelegt, das vom Gefechtsschreiber noch nicht erfaßt ist. Der Küchenbulle macht es in seinem Ressort ähnlich, und so machen es auch die Kompanien, die anderen Bataillone und wahrscheinlich auch die Regimentsstäbe, sodaß ständig ein erheblicher Überhang des gemeldeten „Ist“-Bestandes in Krisenlagen zur Verfügung steht. „Holzauge“, sei wachsam!

Zwischen Gorschkowici und Kraseja entdecke ich unter zusammengefahrenen Beutestücken einen unscheinbar verrosteten Raupenschlepper. Nach einer Untersuchung und einigem Probieren springt der Motor an, und ich mache erste Fahrversuche an Ort und Stelle. Am nächsten Morgen befindet sich dieses nützliche Ding nicht mehr unter dem Beutebestand, sondern in einem Bombentrichter an unserem Gefechtsstand. Nachdem ich in der Nacht darauf einen zerschossenen Funkwagen aus der Stellung geschleppt habe, bemächtigt sich eine Instandsetzungsstaffel „meines Eigentums“.

Bei der Fahrt zur Hauptkampflinie (HKL) einer der Kompanien habe ich immer einen vom Feind voll eingesehenen Höhenrücken zu überwinden. Freundliche Menschen haben eine Warntafel angebracht: „Achtung Feindeinsicht!“ Mitten auf dieser Gefahrenstrecke erlebe ich einen Reifenplatzer. An ein Weiterfahren ist nicht zu denken, da der Wagen wieder einmal schwer mit Werfermunition beladen ist: also Radwechsel im Angesicht der feindlichen HKL, die in einer Länge von mehreren Kilometern unter mir liegt.

Wagenheber raus, links vorne hoch! Der Reifenplatzer entpuppt sich als Panzerbüchsentreffer oder ähnliches. Beim Abnehmen des Rades hoffe ich bereits, ungeschoren davonzukommen, und bete, daß der liebe Gott den

bösen Iwan weiterschlafen lassen möge, als es mit hartem Knattern über mich wegzieht: Pak- oder Panzerkanonengranate. Mich erfaßt Panik, und ich springe hinter meinen Wagen in „Deckung“. Es dauert allerdings nur Sekunden, bis mir klar ist, daß ich nur eine Möglichkeit habe, mitsamt meinem „Adler“ von hier wegzukommen, nämlich fahrenderweise, und das so schnell wie möglich! Es bleibt nichts anderes übrig, als den begonnenen Radwechsel zu vollenden.
Jeden Augenblick eines Einschlages gewärtig, setze ich mit zitternden Fingern die sechs Radmuttern auf die Bolzen. Anziehen, abwinden, anziehen – bei der schweren Last. Das kaputte Rad lasse ich liegen, ich hole es in der Nacht, hinein in den Wagen! Und während in schöner Sturheit Schuß für Schuß über mich weggewutscht ist, verlasse ich mit Volldampf die Bühne. Als die erste Lage der „Zwölfzwo“ nahe der Straße einschlägt, bin ich schon einige hundert Meter außerhalb der Szene.

Unser Troß hat sich in einem dichten Staudengelände eingenistet, der dauernden Bombenangriffe wegen. Alle sind überzeugt, ihre Fahrzeuge bestens getarnt zu haben, statt dessen werden sie unter dem welkenden Birken- und Erlenlaub erst recht gut zu erkennen sein. Bin ich dorthin abkommandiert, sitze ich wie ein Jagdflieger „in Bereitschaft“. Fliegt ein Pulk der zweimotorigen Bomber an, studiere ich schon auf große Entfernung ihre Flugrichtung. Halten sie auf uns zu, kann ich meist bald das Öffnen der Bombenschächte erkennen. Das ist das allerletzte Alarmzeichen! Gang rein und quer zur Anflugrichtung abbrausen! Auf diese Art ist es mir bisher immer noch gelungen, mein Fahrzeug aus der Bombenwirkung herauszuhalten. Das verlangt natürlich, daß ich meinen Wagen schon in richtiger Art abstelle. Bei den Angriffen der IL 2 gelingen solche Mätzchen allerdings nicht. Sie kommen so überraschend, daß jedes Manövrieren zu spät kommt.
Hier im Buschgelände von Beljajewtschina – oder so ähnlich – wird mir eröffnet, daß ich mich nun endgültig nicht mehr Mölzer, sondern Brunnegger zu nennen habe. Seit meiner Stationierung in Frankreich waren

sich die Schriftgelehrten nicht einig geworden, wann ich mich wie zu benamsen häte. Das hatte zur Folge, daß ich des öfteren gehänselt wurde: „Na, Baby, wie heißt du denn heute?“
Über meine Schützenmulde baue ich ein niederes, spitzgiebeliges Dach aus Birkenstämmen und belege es mit Rasenziegeln und Erde. Gegen Granatsplitter bietet es einen sicheren Schutz, und gegen Volltreffer bräuchte ich ohnedies drei bis vier Balkenlagen über mir, was sich im Augenblick nicht rentiert, weil ich nur kurzfristig hierher abkommandiert bin.
Zu meiner geringen Freude wird unweit von meiner „Festung“ eine Latrine angelegt, entworfen nach den Plänen eines vormaligen Städteplaners und jetzigen Offiziersanwärters bzw. Sturmmannes (Gefreiten).
Sturmmann ist auch unser Franz Wiener. Er heißt nicht nur so, sondern ist auch einer. Daheim ist er ein tüchtiger Fuhrunternehmer. Was lag näher, als diesem bewährten Reservisten die Obsorge über den Fahrzeugpark – zunächst nur der Bataillons-Stabskompanie – anzuvertrauen, mit dem Nahziel, ihn als Bataillons-Schirrmeister einzusetzen? Als er dazu überraschend einen großen Schritt vom Sturmmann zum Unterscharführer macht, ist es um seinen Normalverstand geschehen. Er schnappt total über.
Von seinem ersten betreßten Auftreten an siezt er seine erheblich dienstälteren Kameraden von gestern, kriecht nach oben und tritt nach unten, um schnell noch einen weiteren Schritt vorwärts zu tun. Da er sich auch nach einiger Anlaufzeit nicht normalisiert, schreiten wir zur Tat.
Wiener hat eine Schwäche: Er geniert sich, gemeinsam mit anderen auf dem „Donnerbalken“ zu sitzen. Deshalb entledigt er sich seines Darminhalts gewöhnlich im letzten Dunkel der Nacht. Was liegt näher, als in Weltkriegsmanier den Latrinenbalken von unten anzusägen, bevor es noch hell wird? Es dauert auch nicht lange, da stelzt unser Super-Preuße voll adjustiert, im milden Glanz seiner neuen Tressen, zum „Opfergraben“. Hose runter. Mit zarter Wucht läßt er sich auf den weißen Stamm nieder, um gerade in dem Augenblick, da er beginnen möchte, mit verdrehten Augen und wohligem Knurren sich des Gestrigen zu entledigen, mit hilflos hochgerissenen Armen von der Oberfläche zu verschwinden.

Gewandelt haben wir ihn dennoch nicht. Er läßt sich nun noch ein Bärtchen wachsen, um unter der Nase seinem obersten Befehlshaber ähnlich zu werden. Wir haben einen tüchtigen Schirrmeister gewonnen und einen früher netten Kameraden verloren.

Seit Tagen gießt es in Strömen! Alles, was Räder hat, ist an die mit einem Knüppeldamm verstärkte Rollbahn gebunden. Durch den Sumpfwald zu unseren Stellungen gibt es weder Rollbahn noch Knüppeldamm. Munition und Verpflegung, Gefallene und Verwundete müssen durch den völlig grundlos gewordenen Morast geschleppt werden. Die ganze Landschaft stinkt widerlich nach diesem Morast, der ohne Pause alles Fremde in sich aufsaugt: Panzer und Fahrzeuge, die zwar hinein, aber nicht mehr heraus kamen, zerfetzte Soldatenleiber und Kadaver von Trag- und Zugpferden. Der Aasgeruch vermischt sich mit dem Regendunst des Waldes, dem Pfauchen der Raketen, dem Schluchzen hochliegender Granaten-Flugbahnen und dem von weither angewehten Dampf brennender feuchter Strohdächer – September 1941 in Nordrußland.
Mit meinem „Adler“ bei dieser Wetterlage völlig arbeitslos, ist mir die Führung einer Trägerkolonne überantwortet worden. Mit mir an der Spitze stolpern wir durch den Wald. Obwohl wir den Pfad seit langem benützen, müssen wir immer wieder darauf achten, nicht von ihm abzukommen und bei den gut getarnten feindlichen Stellungen zu landen. So springen wir von Baumwurzel zu Baumwurzel, möglichst die tückischen Moospolster des versumpften Waldes meidend. Streckenweise verschwindet der kaum sichtbare Trampelpfad in stehendem Wasser – das sind jene Stellen, an denen die Stalinorgeln der Sowjets ihre verheerende Last in den Boden geschmettert haben.
Beim „toten Russen“, dem Leichnam eines unbeerdigt bleibenden Gefallenen, machen wir immer wieder kurze Rast, um unseren keuchenden Atem und den durch die Anstrengung jagenden Puls wieder einigermaßen unter Kontrolle zu bringen. Der halbe Weg wäre geschafft. Der Leichnam des Iwans – längst ein Fixpunkt im endlosen Urwald – stört uns nicht

weiter. Dreimal hatten wir ihn unter das Moos gebracht, weil der Gestank seines verwesenden Körpers unmittelbar am Trägerpfad unerträglich geworden war. Und dreimal haben ihn die Geschütze seiner Armee wieder aus dem Dreck geschleudert. Die Zeit der Maden und des Gärens ist vorbei. Tagelang war der leblose Körper zum Platzen aufgetrieben über dem Pfad gelegen, und tausendmal sind Stiefel über ihn hinweggestiegen, ehe er in der glühenden Sonne geplatzt und in sich zusammengefallen ist. Was jetzt in dem ausgebleichten Russenhemd und der verdreckten Reithose steckt, hat an Schwere verloren. Aus einem Hosenbein ragt ein erdgrauer bloßer Fuß mit langen Zehennägeln. Der Stiefel wurde ihm wohl durch den Druck einer der vielen Raketen vom Fuß gerissen. Der Kopf des Toten starrt heute mit seinem augen- und nasenlosen Gesicht in die offene Erde. Die Zähne liegen schon seit langem in ihrer ganzen Breite bloß und scheinen in das Riedgras beißen zu wollen. Es war einmal ein junges Gesicht, das wissen wir von früheren Tagen. Pergamentartig spannt sich erdgraue Haut über den kahlgeschorenen Schädel und liegt welk über hohen Backenknochen. Er ist uns in seinem Heimgang zur Erde vertraut geworden.
Heute sind wir wieder unter uns. Gestern hatten wir den Bataillonsarzt, einen Hauptsturmführer, in unserer Reihe. Ich hatte von Hauptsturmführer Knöchlein den Auftrag bekommen, ihn zur Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse zum Gefechtsstand zu bringen. Der Arzt hatte sich dann auch für den feierlichen Akt schöngemacht, war in schmucker Uniform und gewichsten Stiefeln zum Abmarsch bereit gestanden. – Um es vorweg zu sagen, wir haben ihn in böser Absicht dermaßen durch den Sumpf geschleift, daß ihm bis zur Ordensverleihung alles an hehren Gefühlen vergangen ist. Wir ließen ihn ohne Warnung auf die trügerischen Raseninseln springen, die sich über dem braunen Wasser alter Granat- und Bombentrichter gespannt hatten, sodaß er bis zur Ordenshöhe darin versank, und wir sahen grinsend zu, wenn er sich bei jedem Huiii einer über die Wipfel heulenden Granate in den aufspritzenden Dreck schmiß. Wir mochten diesen Mann nicht, der mit seinem schwabbeligen, ewig blassen Säufergesicht wie ein Fremdkörper unter uns wirkte. Es war allgemein bekannt, daß man in kritischen Situationen nicht mit seiner Hilfe rechnen durfte, sobald er sein Leben gefährdet sah. Dann mußten andere für ihn

einspringen, für deren Mut und Entschlossenheit er symbolhaft die Tapferkeitsmedaille empfangen sollte. Die Stimmung der Truppe war diesen Umständen entsprechend. Unsere Männer fuhren nach irrsinnigen Strapazen und Beispielen unerhörter und schon selbstverständlich gewordener Tapferkeit ohne Eisernes Kreuz in die Grube, während dieser Mann in wenigen Tagen im Glanze seiner Auszeichnung über den Kurfürstendamm flanieren würde.

Als wir, die schweren Kanister am Rücken und die Muni-Kisten in den ausgeleierten Armen, am Bat.-Gefechtsstand eintreffen, werden wir schon ungeduldig mit leeren Kochgeschirren und Feldflaschen erwartet. Nach einer Stunde erscheint unser Doktor dekoriert und mit der dem Anlaß angemessenen Sekt-Ausstrahlung, in der erkennbaren Erwartung von Bewunderung und Gratulation. Als in dieser Richtung nichts in Bewegung kommt, bewirkt das einige Ernüchterung. – Die schwere Munitions- und Verpflegungslast wären wir los. Dafür sind die ausgeschossenen MG-Gurte in Massen mitzunehmen, damit die „Troß-Heinis“ an ihren Gurtmaschinen in Übung bleiben. Feldpostbriefe meiner Kameraden habe ich vom ganzen Bataillon übernommen. Sie kommen per Luftpost auf dem kürzesten Weg in die Heimat. Ein gehfähiger Schwerverwundeter kommt mit zurück ins Feldlazarett, und drei Gefallene sind auf Behelfstragen auf den immer größer werdenden Friedhof neben dem Hauptverbandsplatz zu bringen, wo sie von einem Trupp Pioniere ordentlich bestattet werden. Gestern war es nur ein Toter, morgen vielleicht keiner, wer weiß das schon.

Eigentlich hatten wir im Sinn, den Doktor nochmals zu taufen, aber mit den Toten in unserer Begleitung erscheint uns dieser Jux doch zu frevelhaft. Stalinorgel, Regen und Sumpf werden schon unsere Rolle übernehmen.

Wenn wir gehofft haben, daß der Rückmarsch mit den leeren Eß- und Teekanistern leichter werden würde, so sehen wir uns betrogen. Je zwei Mann tragen die Toten, die wir bereits von ihren schweren Knobelbechern befreit haben. Mit den Riemen von Gasmaskendosen haben wir sie auf die primitiven Tragen gebunden. Ständig sind wir von einer Wolke Fliegen umschwärmt, die sich in ihren Wunden einnisten. Die anderen sechs Mann schleppen alle Kanister und Muni-Kisten mit den leeren MG-Gurten und können sich „erholen“, denn nach einer Viertelstunde sind sie als Ablöse für

die Totenträger wieder an der Reihe. Mit meiner Maschinenpistole sichernd an der Spitze gehend, habe ich ein havariertes Maschinengewehr zum Transport übernommen und versuche, für die unbeholfenen Totenträger die günstigsten Trittstellen im trügerischen Moos ausfindig zu machen. Trotzdem ist es nicht zu verhindern, daß uns die Gefallenen, mehrmals sich mitsamt den Bahren überschlagend, in die wassergefüllten Granattrichter fallen, wenn ein Träger am Rand eines Trichters den Halt verliert und in der braunen Brühe verschwindet. Einzig mit seinem EK 1 belastet, bleibt nur der Doktor.

Wieder in Gorschkowici: Der Herbstregen, der in diesem Land schon im August begonnen hat, hat sich nun fest „eingeschossen" und die witterungsempfindlichen Trosse in die primitiven Häuser der umliegenden Dörfer verwiesen. Wo es möglich war, wurde die HKL aus dem ungangbar gewordenen Sumpfwald herausgenommen, weil das Gros der Truppe darin nicht mit Sicherheit zu versorgen war. Dafür werden höher gelegene Geländeteile mit Rundumblick, alle Ansiedlungen des Bereiches und ihre Verbindungswege besetzt.

Wir liegen nun in jenen Hütten, von denen wir uns im Sommer geschworen haben, sie nie als Unterkünfte in Betracht zu ziehen.

Unsere ersten, ohne Erfahrung oder fachkundige Anleitung gebauten Unterkunftsbunker haben sich als übelste Nieten nicht bewährt. Nach den ersten schweren Regengüssen mußten wir sie fluchtartig verlassen, wollten wir nicht darin absaufen.

Nun hause ich mit dem langen Kleemann, dem Fahrer Knöchleins, einer echten Berliner Blüte, und der Ordonnanz des Kommandeurs, gemeinsam mit den Bauersleuten, in einer ärmlichen und schmutzigen Bauernhütte. Der Boden ist verdreckt und wohl seit Jahren nicht mehr gescheuert worden. Mit den Resten von Sonnenblumenkernen überdeckt, auf die immer neue Serien an Schalen gespuckt werden, gleicht er einem Stück Ackerland. Ein kleines Ferkel läuft grunzend unter Tisch und Bänken herum, immer aufs neue die Hühner aufscheuchend. Auf dem Tisch steht in seinem ersten

Können ein etwa einjähriges „Unten ohne“-Knäblein, in dreckige Fetzen gehüllt. Ferkel, Hühner und Bübchen lassen es rinnen; die Tiere auf den Bodenacker, das Menschenkind auf den schmierigen Tisch, dabei den im Werden begriffenen Kartoffelteig beplätschernd. „Mahlzeit!“ entschlüpft es mir. Doch Wiggerl Wohlwart aus Judenburg in der Steiermark meint: „Na ja, wir haben schließlich auch tagelang Kaffee und Suppen gekocht, in denen sich eine halbe Schwadron toter Kosaken mitsamt ihren Gäulen etabliert hatte.“
Hauptsturmführer Knöchlein, ein neuer Ordonnanzoffizier und mein zum Adjutanten aufgerückter Dr. Grütte liegen im angebauten steingemauerten Haus. Dessen größter und wichtigster Komfort: ein Ziehbrunnen im Haus und ein herrlicher runder, bis zur Decke reichender Kachelofen, der so plaziert ist, daß er vier Räume beheizen kann. Vor Jahrzehnten dürfte das einmal die Behausung von Großbauern und unsere bescheidene Hütte jene des Gesindes gewesen sein. Mit aufgehängten Felddecken haben wir uns von den Russen separiert und Ferkel wie Hühner im Stall einquartiert.

Tagelang hat der Feind gegen unsere Stellungen gedrückt und versucht, die schwächsten Punkte in unserer Verteidigung zu finden. Es ist immer schwerer geworden, mit dem Fahrzeug die für die Gefechtseinheiten lebensnotwendigen Verbindungen aufrechtzuerhalten. Tage- und nächtelang schon haben die Granatwerfer, Salvengeschütze und Artillerie auf befestigte Plätze und Verbindungswege geschossen und haben in ihrem Einschießen auch bis zu den Trossen zurückgelangt.
Doch was seit dem Morgengrauen des 24. September 1941 über unsere Division niedergeht, ist bisher beispiellos. Einzelne Einschläge sind gar nicht mehr auszunehmen. Die Front erstickt in einem einzigen Aufbrüllen. Die von uns schon seit geraumer Zeit gewitterte Offensive ist da. Zum erstenmal werden wir im großen Stil in die Rolle des Verteidigers gedrängt. Obwohl wir durch Gefangenenaussagen auf den Großangriff vorbereitet waren, stehen wir fassungslos vor der Wucht dieses Sturmes.

Sofort nach der Feuereröffnung der schweren Waffen verlasse ich die ungeschützte Hütte und werfe mich in das Deckungsloch unter meinen splittersicher eingegrabenen „Adler“. Das mit einem dichten Leinendach versehene Fahrzeug bietet sicheren Schutz vor dem Regen. Aber jetzt tosen rundum die Einschläge der Russen-Ari, daß ganze Dreckladungen über meinen Wagen niedergehen. Wenn ich da noch heil aus diesem Feuerhagel herauskommen soll, müßte schon ein Wunder geschehen.
Ich wünsche mir aber bald, den Wagen nicht über mir zu haben. Bekommt er einen Treffer ab und kracht brennend über meinem Loch zusammen, werde ich hilflos geröstet. Verdammt! Ich muß raus aus dieser Rattenfalle! Ich winde mich aus der Grube und werfe mich hinter den das Auto umgebenden Schutzwall. Als Steine und Erde auf mich niederprasseln, quetsche ich mich wieder in die vorher verlassene Deckung. Verbrennen oder erschlagen werden – „… wir würfeln alle Tage!“
Unsere Artillerie schweigt noch immer. Ist die Verbindung zu ihr in diesem Feuerzauber verlorengegangen – oder ist sie bereits den schweren Lagen der Russen zum Opfer gefallen?
Doch da heult es hinter mir auf und zieht in einem dichten, feurigen Vorhang über mich hinweg, feindwärts. Und wieder heult es mit derart fürchterlichem Schreien, daß einem das Blut in den Adern gerinnen könnte. In breiter Front ziehen die Raketen mit hellen Nebelschweifen ihre todbringende Bahn. Ihre Einschläge vermengen sich mit dem Brodeln der Schlacht. Das also war die Waffe, die, sorgsam gehütet und streng geheimgehalten, hinter uns in Stellung gebracht und hermetisch von der Umgebung abgeriegelt worden war.
Und nun gurgelt es endlich von weit hinten heran: Unsere schwere Artillerie, die die ausgemessenen Feuerstellungen der Russen-Ari beschießt. Heulend fegen nun auch die 10,5-Granaten unserer Feldhaubitzen über mich hin und finden ihren Weg zum nunmehr erkannten Angreifer.
Als ich gerade meinen Kopf über die Deckung schiebe, um festzustellen, ob der Iwan etwa schon auf „Rukki-wersch“-Entfernung an mir heran ist, hebt mich ein viermaliger harter Donnerschlag fast aus dem Loch. Unbemerkt ist hinter mir in der Nacht eine Langrohr-Batterie in Stellung gebracht worden und hat ihre erste Lage in ihr Fernziel abgefeuert. Junge, Junge! Da steckt

einiger Dampf dahinter! Anscheinend läßt sich das gesamte schwere Waffenarsenal da hinten von mir beschützen.
Am schlimmsten tobt die Schlacht weiter nördlich. Ich kann den Abschnitt von Dubrowka von hier aus gerade noch einsehen. Dort muß irgendwo unser „Buwi" als Schütze 1 hinter seinem sMG kauern. „Mick" hatte mir die Nachricht gebracht, daß sich unser Kamerad ans schwere Maschinengewehr gemeldet habe, um sich daran zu bewähren. Wäre er nicht von uns getrennt worden, hätte er sich bestimmt nicht zu dem Waffenwechsel entschlossen.
Irgendwo belfern die 2-cm-Zwillingsflak-Geschütze ihre Leuchtspurraketen in den Himmel. Wenn in diesem Qualm brennender Holzhäuser und Fahrzeuge auch nichts zu sehen ist, so ist das Gehörte ein sicheres Zeichen, daß die „Schlachter" wieder über uns her sind. Wäre ja ein Wunder, wenn sie bei diesem Rabatz nicht mitmischen würden.
Ein Kradmelder im dreckverschmierten Gummimantel wirft sich neben mein Loch und brüllt: „Befehl vom Kommandeur. Du mußt sofort Verwundete nach hinten bringen! Der Russe drückt so stark, daß er jeden Moment durchbrechen kann. Drum müssen die Verwundeten vorher heraus! Mensch, meine Maschine ist auch im Eimer, Splitter im Hinterrad!"
Also dann! Raus aus dem Loch und Steine und Erde vom Dach des Wagens geräumt. Starten – er kommt gleich, Gott sei Dank! In diesem Wirbel erst einmal auf dem Weg, verliert sich das eigenartige Angstgefühl im Magen, und die alte Wurschtigkeit, mit der ich schon so manche Feindfahrt überstanden habe, kommt wieder über mich. Der Kradmelder hat zwischen den Sitzen eine Flasche „Dreistem" erspäht und läßt sich gründlich damit vollaufen, ich leere Doktor Grüttes Flasche. Es ist eben ein bißchen leichter mit etwas Warmem im Bauch.
Die Straße zum Bat.-Gefechtsstand, der vor einigen Tagen verlegt wurde, ist von Granattrichtern übersät und zwingt mich, in den Morast auszuweichen. Für die Rückfahrt versuche ich, mir die schlechtesten Stellen einzuprägen. Beim Eintreffen auf dem Gefechtsstand bricht gerade der Russe durch und knackt die vordersten Kampfstände. Trotzdem halten sich vorne in den Kompanien noch Inseln unserer Männer, die sich rundum verteidigen. Mein Botaniker, Dr. Grütte, faßt in Eile alles, was er

stimmgewaltig erreichen kann – auch mich –, zusammen und tritt mit dem lächerlichen Häuflein unter wildem Hurra-Gebrüll zum Gegenstoß an. Unter Vortäuschen einer starken Mannschaft und tollem Handgranatenwirbel gelingt es, den eingebrochenen Feind zu bluffen und wieder aus dem Gefechtsstand hinauszuwerfen. Tatsächlich werden wir immer stärker, denn alles, was von den Russen überrannt worden und am Leben geblieben ist, verstärkt zusehends unseren Verband. Und der Iwan ist am Rennen! Nun bekommen sie auch noch von den zurückgebliebenen MG-Nestern Zunder, bis sie ihre Waffen wegwerfen und mit hoch erhobenen Armen anhalten. Die Gefangenen müssen unsere zahlreichen Verwundeten und Toten zum Gefechtsstand tragen. Unsere Stellungen werden – geschwächt – wieder besetzt. Der erste Tag der Schlacht ist entschieden.

Der Gefechtsstand ist nicht mehr zu erkennen. Einst lag er geschützt im tiefen Wald. Jetzt ragen nur mehr verwüstete, kahle Baumstümpfe, schwarz angesengt, wie Pfähle aus dem Boden. In zwei der Erdbunker krachten Volltreffer und zerfetzten die Mannschaften mitsamt den Funkgeräten. Sämtliche Fernsprechleitungen sind zerstört, zwei Störungssucher im Artilleriefeuer umgekommen. Allein die Bataillons-Stabskompanie hat an diesem ersten Tag der Schlacht elf Tote. Auch die „Schlachter“ haben hier arg gewütet und Opfer gefordert.

Die Verwundeten liegen in tiefen Granat- und Bombentrichtern zum Abtransport bereit. Diejenigen, die am dringendsten Hilfe brauchen, nehme ich zuerst dran. Zwei Liegende nehme ich auf quergestellten Bahren sowie Sitzfähige zum Halten derselben mit, und schon geht es ab, ehe der Feuerzauber wieder auf dem Gefechtsstand liegt.

Auch ein zweites Mal gelingt mir ein solches Manöver noch. Wie ich erst jetzt sehe, sind nun beide Reserveräder unbrauchbar. Das zweite hat es vor dem Hauptverbandsplatz in Kraseja erwischt, während ich Verwundete in den Sani-Bunker brachte. Gut, daß ich gleich wieder wegkomme. Dieses Bild des Jammers könnte auch überzeugte Soldaten in einen Zustand der Wehrunfähigkeit versetzen.

Als ich meinen Ritt über verwüstete Straßen und regennasse Felder ein drittes Mal wiederholen möchte, gelange ich nicht mehr bis zum

Gefechtsstand, den hat der Iwan doch noch überrannt. Der Kommandeur hockt mit seinen Offizieren und Männern in einem Straßengraben nahe der Stelle, wo ich im Kanonenfeuer den Radwechsel exerzieren mußte, und versucht Übersicht über die Lage zu bekommen.
In der Gegend der alten Kompaniestellungen knattert es immer noch heftig, aber es mischen keine Maschinengewehre mehr mit, das hört man deutlich. Auch aus dem Kampfraum Lushno, weiter im Norden, kommt nur mehr ein müdes Rauschen eigener Maschinenwaffen, dafür aber ein umso heftigeres MP-Feuer, in der Schußfolge deutlich aus russischen Waffen, und das helle Bellen von Feldkanonen oder Panzern. Doktor Grütte heißt mich, sofort wieder kehrtzumachen, Verwundete mitzunehmen, eine Meldung am Regimentsgefechtsstand abzugeben und auf jeden Fall Munition heranzuschaffen: „Scheißegal, wie!“ Die Kompanien haben sich total verschossen, und es besteht keine Nachrichtenverbindung mehr zum Regimentsgefechtsstand. Weder Draht noch Funk sind noch intakt.
Während der Fahrt zurück sehe ich, wie Wehrmachtssoldaten an der Straße Munition von einem angeschossenen Schwer-LKW abladen. In Kraseja die Verwundeten abgeladen und weiter zum Gefechtsstand mit der Meldung, und ich übernehme eine neue an das Bataillon, mündlich: „Es muß gehalten werden!“ Zurück auf dem gleichen Weg. Aus Gorschkowici marschieren Männer unseres Trosses auf die Straße nach Kraseja: Schuster, Schneider, Waffenmeister, I-Staffel und Fahrer – auch von allen Kompanien. Allerhand, was da noch an Kräften von Reservisten, aber voll ausgebildeter Mannschaft zusammenkommt! Im Eilmarsch ziehen sie links und rechts der Straße nach vorne – sicherer als auf Transportwagen, die das Feuer aus allen Waffen auf sich ziehen. Die „Schlachter“ beherrschen die Verbindungsstraßen und kommen überfallsartig. Von der eigenen Luftwaffe ist nichts zu merken.
Auf dem Munitions-Lagerplatz der Wehrmacht ist keine Wache. Kurzes Sondieren: Alle Arten von Infanteriemunition und solche für das „Panzeranklopfgerät“ und lIG (leichte Infanteriegeschütze), Schachteln mit Gewehrmunition auf Ladestreifen, Eierhandgranaten und, welch Herrlichkeit: gegurtete MG-Munition. Die Stielhandgranaten lasse ich zurück, sie brauchen zuviel Platz. Ein Sturmgeschütz kommt angerasselt.

Der Kommandant fragt mich nach dem Standort meines Bataillons. Dahinter ist ein Zug Kradschützen, die ich veranlasse, noch soviel Munition zuzuladen wie nur möglich. Dann fahre ich voraus. Überschwer beladen, bin ich auch nicht schneller als das Sturmgeschütz. Noch vor der Anhöhe, die der Iwan voll einsieht, werden wir erwartet und eingewiesen. Muni-Träger reißen mir die tödliche Fracht vom Wagen: fürchterliches Gefluche und Beschimpfung, weil ich Arschloch keine Granatwerfer-Munition herangeschafft habe; Lob, weil die MG-Schützen wieder genug zu feuern haben.
Stoßtrupps werden zusammengestellt. An die Stelle der ausgefallenen Führer treten schneidige Unterführer, und dann geht es wieder an den Feind. Auch der ist erschöpft und hat bisher einen furchtbaren Blutzoll für seinen Erfolg zu leisten gehabt. Auf meine Mitwirkung wird verzichtet. Ich werde gleich wieder mit sitzfähigen Verwundeten zurückgeschickt und neuerlich beauftragt, Munition heranzuholen.
Sankas treffen ein und holen Schwerverwundete ab. Endlich! Sie liegen schon seit Stunden auf der nassen Erde, weil die Tragen zum Heranbringen der Gehunfähigen gebraucht werden.
Mit dem Sturmgeschütz voran, gesichert von begleitender Infanterie, stürzt sich unsere letzte Reserve auf den überraschten Feind und wirft ihn bis zum Abend auf seine Ausgangsstellungen zurück. Sein riesiges Opfer an Menschen war umsonst. Seit den frühen Morgenstunden war Welle an Welle angebrandet, niedergemäht, erstochen und erschlagen worden, so lange, bis die Munition knapp wurde – trotz der ungemeldeten „schwarzen" Reserven jedes MG-Nestes, jedes Gruppenführers, jedes Zugführers, jedes Kompaniegefechtsstandes …
Sie sind überrannt worden, haben gehalten, bis sie selbst unter den spießartigen Bajonetten der Rotarmisten fielen oder mit den Gewehrkolben erschlagen wurden, inmitten von Haufen toter Sowjetsoldaten, einer siebenfachen Übermacht an Menschen und des bisher gewaltigsten Einsatzes von Material.
Das war der erste Tag der Schlacht um Lushno, ein unbedeutendes Nest – aber wichtiger Eckpfeiler dieses Frontabschnittes. Die folgenden Tage zeichnen sich dadurch aus, daß der Druck des Feindes unvermindert, auch

bei Nacht, anhält. Von der ersten Stunde seiner Offensive an werden seine sieben Infanterie-Divisionen massiv von einer Panzer-Division und Kavallerie-Einheiten unterstützt. Die unangenehmste Überraschung für uns: seine neuen Massenpanzer vom Typ T 34. Auch im schwierigen Gelände schnell, stark gepanzert und mit einer hervorragenden Panzerkanone ausgestattet, wird er zu einer enormen Gefahr für unsere eingegrabenen Schützen- und MG-Nester. Was der Sprenggranate und dem hochliegenden MG nicht zum Opfer fällt, wird unter den Panzerketten in Drehbewegungen zermalmt. Unsere winzige 3,7-cm-Pak ist machtlos gegen die starke Panzerung, kann mit viel Glück noch gegen die amerikanischen Panzer „General Lee“, die, drei Stock hoch und weniger geländegängig, ein gutes Ziel abgeben, erfolgreich sein, wenn sie nicht den beiden Kanonen und dem 12-mm-MG vorher zum Opfer fällt.

Unsere Linien werden immer schütterer, die Abstände der eingegrabenen Schützen- und MG-Nester immer größer. Ist es am Vormittag des 25. September noch gelungen, Lushno wieder zu nehmen, so trommelt der Russe schon wenig später erneut mit unheimlicher Wucht auf unsere Stellungen und greift mit Panzerunterstützung in Massen an. Wieder das gleich bittere Spiel wie am Tag zuvor: Sie brechen in dichten, aufeinander folgenden Wellen, angetrieben von ihren pistolenfeuernden Kommissaren, aus den Wäldern um Lushno hervor. Wieder das gleiche Schlachten wie am Vortag. Unsere schweren Maschinengewehre erfassen die Reihen schon auf große Entfernung und „mähen“ im wahrsten Sinn des Wortes, und die Verteidiger erfahren, was es heißt: unsere Feinde „branden“ Welle auf Welle an. Die gefallenen Russen werden von den Stürmenden als Deckung und Gewehrauflage benutzt, jene stürmen weiter, bis sie ihrerseits als Deckung dienen. Unvorstellbar, dieser Einsatz an Menschen! Schon wird bei uns der Ruf nach „Sanitäter!“ und „Munition!“ immer häufiger. Die T 34 feuern auf einzelne im Gelände mit Kanonen, den Muni-Nachschub abschnürend und die Verwundetenversorgung behindernd. Unser neuer Bataillonsarzt, Dr. Butzal, versorgt weit vorne die Schwerverwundeten, bis sie bei günstiger Gelegenheit – während eines den Feind niederhaltenden Feuerschlages unserer Artillerie oder einer Erschöpfungspause des Feindes – zurückgebracht werden können. Nervend ist das, was theoretisch mit

„Gefechtslärm“ umschrieben wird: die Donnerschläge der Abschüsse aus schweren Waffen und ihre Einschläge bei uns wie beim Feind, das Heranheulen der Granaten, die unvermittelten Einschläge aus Kanonenrohren – ohne den vorausgehenden warnenden Knall des Abschusses –, das aufreibend helle Geknatter aus feindlichen Infanteriewaffen, das Aufstäuben der zerfetzten Grasnarbe rundum und das wütende „Urrääh!“ der Angreifenden; und immer das Beobachten des Horizontes, um nicht von den „Schlachtern“ mit Bomben und Raketen überrascht zu werden.
Vergeblich versucht unsere 3,7-cm-Pak, sich der neuen T 34 zu erwehren. Treffer um Treffer jagt in unsere verzweifelt kämpfenden Geschützbedienungen. Was übrigbleibt, wird zermalmt. Nur die neue 5-cm-Pak, die – noch zu gering an Zahl – zur Divisionsausrüstung gehört, kann den schweren Sowjetpanzern noch Widerpart bieten. Schon gestern, am Tag der Offensiveröffnung, hat der Richtschütze Sturmmann Christen aus einem Pulk von 15 Panzern im Nahkampf sechs vernichtet und ein Durchbrechen verhindert. Heute morgen versuchen neuerlich zehn T 34, die begleitende Infanterie nach vorne zu reißen und die deutsche Abwehrfront aufzuspalten. Im Eisenhagel der feindlichen Infanteriewaffen fällt die ganze Geschützbedienung aus, Sturmmann Christen wird schwer verwundet, das optische Richtgerät zerstört. Christen öffnet den Verschluß, visiert die Feindpanzer durch das Rohr an und schießt wiederum sieben der Kolosse zum Teil aus nächster Nähe ab und zwingt den Rest der Panzer abzudrehen, worauf der Feindangriff zusammenbricht.
Fritz Christen, der einfache Soldat mit dem Gefreiten-Winkel auf dem Arm, hat, mit seiner Bedienung allein auf sich gestellt, vorne ausgehalten, nachdem die benachbarten MG-Stellungen alles verschossen hatten und zurückgenommen werden mußten. „Die Pak von Dubrowka“ geht in die Kriegsgeschichte ein. Christen wird der erste Ritterkreuzträger der Waffen-SS im Mannschaftsdienstgrad.
Bis zum 29. September wiederholen sich die Kämpfe. Verteidigung und Gegenstöße lösen einander ab. Als sechs Tage nach Beginn der Abwehrschlacht die Feindangriffe aus Erschöpfung endgültig zusammenbrechen, liegen Tausende Tote auf dem Feld dieses Schlachtens.

In der Dunkelheit bergen wir noch Verwundete, die sich bemerkbar machen können. Unendlich viele sind hilflos verblutet, verdurstet oder verschüttet worden. Keiner achtete auf ihre Schreie und ihr Stöhnen im Bersten der Granaten, in den Tagen blanker Notwehr gegen einen übermächtigen und gnadenlosen Feind.
In den darauffolgenden Tagen beunruhigen wir den stark geschwächten Feind ständig durch Späh- und Stoßtrupps, versuchen seine Verteidigungsanlagen festzustellen und bergen unsere Toten aus dem Bereich feindlicher Waffenwirkung. In Gorschkowici, Kraseja und anderen Orten liegen die Toten in Massen bestattet. Immer wieder kommen neue Gefallene dazu. Der Regen hat sie von der sie bedeckenden Erde freigewaschen. Allenthalben kommen Stiefel, Köpfe oder Arme zum Vorschein und zeigen erneut die Lage eines Verschütteten an.
Heute habe ich meinen Botanik-Professor nach Gorschkowici zu fahren, zum alten Bataillonsgefechtsstand. Vor der benachbarten Hütte legen Pioniere eine der vielen behelfsmäßigen Grabstätten an, weil dort die Erde sehr locker ist. Schon stehen unsere Grabzeichen aus den weißen Birkenstämmchen in Reih und Glied nebeneinander. Ich habe auf Untersturmführer Grütte zu warten und helfe in dieser Zeit den Pionieren bei ihrer traurigen Arbeit. Manche meiner jungen Kameraden sind fürchterlich von der Gewalt der Granaten verstümmelt, bei anderen wiederum ist die Todeswunde barmherzig unter der braun gefleckten Tarnjacke verborgen. Grau sind alle ihre Gesichter und die freiliegenden Teile ihrer geschundenen Körper, grau die Uniformen, grau die verdreckten Stiefel, soweit sie ihnen nicht von den Füßen gerissen worden sind.
Der letzte Tote ist völlig unkenntlich. Sein blondes Haar ist schwarz von Blut verkrustet. Das halbe Gesicht, eine Schulter und ein Arm fehlen. Wir wälzen den Toten sorgsam, als wäre er noch am Leben, in eine zerschlissene Zeltbahn, ehe wir ihn in das seichte Grab hinunterlassen. Rasch schaufeln wir es zu, um diese niederdrückende Arbeit beenden zu können. Ein Pionier reicht mir das vorbereitete Grabzeichen. Es wäre für einen von der 12. Kompanie. Mit der Breitseite der Kreuzhacke treibe ich es in die lockere Erde. Erst vor dem fertigen Grab stehend, lese ich die

Inschrift auf der Tafel: Siegfried Papenfuß, 12./SS-T.I.R. 3, gefallen 25. 9. 1941.
Ich habe soeben unseren Freund und Kameraden unter die Erde gebracht. Am 1. August Bfiff, jetzt Buwi. Unser Frankreich-Kleeblatt zerfällt. Wer wird als nächster dran sein? Mick? Ich? Drei Monate sind wir im Rußland-Einsatz. Die Division ist bis auf die Hälfte der ursprünglichen Kampfkraft zusammengeschmolzen. Jeder tote Kamerad hinterläßt für die Überlebenden eine nicht mehr zu schließende Lücke. Wohl werden die Kompanien „nach Liste“ bei dem nächsten aus der Heimat kommenden Nachersatz wieder aufgefüllt oder wird aus zwei Einheiten eine gemacht, doch der Verlust bleibt für die, die überleben, bestehen. Zurück bleibt das Erinnern an Kameraden, nicht anders, als wäre ein Familienmitglied aus der Gemeinschaft gerissen worden. Die eigene Angst vor einem ungewissen Sterben schwingt, zwar unausgesprochen und nur am Rande, aber dennoch deutlich mit.
Schon bald oder später werden auch wir den gleichen Weg gehen. – Wann? Noch im Rauschen des Regens im Morast des Sumpfwaldes oder im klirrenden Frost des nahenden Winters oder später unter glühender Steppensonne? Werden wir verlöschen in einem einzigen Hauch unter dem Willen eines Mächtigen – oder werden wir verrecken, langsam und hilflos im Auftrag desselben? Wo ist Gott? Was ist Gott? Was ist der Mensch im Schicksal einer solchen Welt?

Während wir hier an diesem Angelpunkt der Nordfront verzweifelt die Stellungen halten, wird im angrenzenden Mittelabschnitt die Front Richtung Moskau vorangetrieben. Wäre es den Sowjets gelungen, in unserem Abschnitt nach Südwesten durchzubrechen, wäre die Gefahr einer riesigen Kesselbildung gegeben gewesen. So hat es mir der Adjutant, Obersturmführer Grütte, erklärt.
Jetzt ist der gegenüberliegende Feind ermattet durch den übergroßen Blutzoll, den er zu erbringen hatte. Im Augenblick nur schwacher Kampflärm. Kommandos mit Hilfe russischer Kriegsgefangener sind dabei,

die gefallenen Russen zusammenzutragen und in Mulden und Gräbern mit Erde zu bedecken. Die Hügel müssen flach bleiben, damit sie Angreifern nicht als Sichtschutz und Deckung dienen können. Die Gefangenen haben sich freiwillig für diese Nachtarbeiten zur Verfügung gestellt und erhalten die gleiche Verpflegung wie wir. Von ihren Kommissaren war ihnen aufgetragen worden, ihre Verpflegung von den „Germanskys“ zu erobern, denn ihr eigener Nachschub habe Munition und Waffen zu transportieren. Dagegen standen manche Einheiten der Rotarmisten schwer unter Alkohol, als sie gegen unsere immer dünner werdenden Linien anstürmten.
Mit dem Scherenfernrohr können wir das Schanzen des Gegners beobachten. Auch wir graben uns tiefer in die Erde ein und hoffen, daß diese unsere endgültige Verteidigungslinie sein möge.
Der Oktoberanfang ist nicht anders als der nasse September, läßt aber schon ganz deutlich das Nahen des Winters spüren.
Ich habe mich neben dem Kommandeursbunker eingegraben und mir den Luxus einer Lage mäßig dicker Baumstämme über meiner Festung genehmigt. Meinen „Adler“ habe ich in einer Mulde geschützt untergebracht.
Spähtrupps werden gegen die feindliche Hauptkampflinie geschickt, um zu erfahren, was und wo der Iwan etwas unternimmt, und um Gefangene einzubringen. Der Russe schiebt schon wieder neue Menschenmassen an seine Front. Es ist unheimlich, was an Soldaten und Kriegsgerät immer aufs neue gegen uns zum Einsatz kommt. Wir können dieser Hydra die Köpfe abschlagen – sie wachsen immer neu nach. Ami-Panzer von den Typen „General Lee“ und „General Grant“, Ami-Transportfahrzeuge kommen neben den T 34 uns gegenüber neu an die Front. Nachts trägt der Wind das Rasseln von Panzerketten und Motorengeräusch zu uns.
Nach Gefangenen- und Überläuferaussagen sind vier neue Divisionen, unter ihnen unsere „Konkurrenz“, eine „Stalin-Division“, in vierfach hintereinanderliegenden Verteidigungsanlagen in Stellung gegangen. Die Front scheint in diesem Abschnitt zu erstarren.
Doch die „ruhigen“ Tage – gestört nur von Schlachtflugzeugen und sich einschießender russischer Artillerie – sind vorbei. Im strömenden Regen greifen wir Mitte Oktober an. Nun erleben wir die Wucht bestens

eingeschossenen Artilleriefeuers, die mörderischen Minen- und Flammenwerfer-Riegel und die Wirkung des Infanteriefeuers aus geschicktest angelegten Feldbunkern. Es gelingt uns nicht, das vorgegebene Angriffsziel zu erreichen. Nach drei Tagen Nahkampf um Bunker und Gräben müssen wir zur Verteidigung übergehen und die Gegenstöße des Feindes abwehren. Wir setzen uns in dem gewonnenen Gelände fest und buddeln uns neuerlich ein. Uniform und Ausrüstung sind seit Wochen total verdreckt, jetzt erstarrt alles Nasse an uns und unserem Gerät im plötzlich eintretenden Frost. Dreckklumpen, die wir uns vordem noch aus der Uniform geschüttelt haben, sind jetzt erstarrt und hängen schwer an uns. Nach Wochen ununterbrochener Nässe und schmieriger Erde erstarren unsere Tarnjacken stellenweise zu krachendem Dünnblech, und die Knobelbecher haben ein Mehrfaches des Normalgewichtes.

Und der Feind ist unheimlich zäh! Wenn wir bei unseren Gegenstößen auf die Soldaten der „Stalin-Division“ treffen, können wir nicht mit erhobenen Händen rechnen. Sie wehren sich bis zuletzt und lassen sich in ihren Löchern umbringen, statt sich zu ergeben. Ein Offizier – jung wie seine Soldaten – legt sich auf seine abgezogene Handgranate und stirbt in ihrer Detonation.

Diese Garde – sie verdient diese Bezeichnung – unterscheidet sich deutlich von dem, was uns bisher an Feinden gegenüberstand. Nicht nur in ihrer Tapferkeit, sondern auch in ihrem Aussehen. In jedem einzelnen dieser jungen Soldaten ist der künftige Offizier erkennbar. Die derben und zum Teil auch rohen Gesichtszüge, die uns an der Masse der Rotarmisten bisher bekannt waren, fehlen völlig. Das soll die Letztgenannten nicht abwerten und uns selbst wertmäßig nicht über sie stellen, denn was diese „Primitiven“ auszeichnete, war eine unglaubliche Härte gegen sich selbst, verbunden mit einem Maximum an Bedürfnislosigkeit und einer Widerstandskraft gegen all jene Erschwernisse, wie sie in der Kriegsführung durch Kampfgeschehen und Naturgewalten auf den Menschen einwirken.

Hingegen hat unsere Gesundheit durch die Witterung und den Umstand, daß wir unsere ewig nassen Klamotten seit Wochen nicht vom Leib brachten, stark gelitten: bei Tag strömender Regen und eisige Kälte in der Nacht, die

Knobelbecher voller Wasser und alles bis hin zur Unterwäsche voller Nässe, Dreck und Läusen. Keine Möglichkeit, ein paar Tage beim Troß zu verbringen, um sich wieder einmal reinigen, die Wäsche wechseln und die Uniform trocknen zu können. Einzig die sich wild vermehrenden Läuse fühlen sich wohl in der feuchtschwülen Wärme der Brust. Der Kranken mit ruhrähnlichen Anzeichen werden immer mehr. Ablösung wegen der hohen Verluste nicht möglich. Und so müssen viele ihr Wasser einfach rinnen lassen, weil sie es nicht mehr kontrollieren können, und müssen sich die Hosen mit ihrer dünnen Brühe, die überfallsartig zum Ausgang drängt, vollscheißen. Wir sind einer rüden, dreckigen, stinkenden, vollgeschissenen Horde gleich – aber besessen davon, das einmal Erreichte nicht mehr preiszugeben.
Mein in diesem Gelände voll glitschiger Drecksauce unbrauchbar gewordener Wagen steht immer noch weit hinten in seiner schützenden Mulde, während ich an Späh- und Stoßtruppunternehmen mitwirke, nachts im Graben auf Wache bin oder mithelfe, Verwundete und Gefallene aus der Feuerzone zu bergen, die dann von Halbkettenfahrzeugen zurückgebracht werden.

Endlich trifft Nachersatz aus der Heimat ein. Noch sind es junge Freiwillige, die sich zur Waffen-SS gemeldet haben. Doch sie können die schweren Verluste nur zum Teil ersetzen. Aber es reicht wenigstens dazu, daß nach und nach die Grabenbesatzungen abgelöst werden können, um sich zu reinigen, frisch einzukleiden und ärztlich behandeln zu lassen.
Nach dem Zusammenbruch der russischen Durchbruchsoffensive und unserem Liegenbleiben im abgerungenen Terrain ist es etwas ruhiger in unserem Abschnitt geworden.
Das heißt: Nach wie vor liegen wir unter dem Bombenhagel feindlicher Flugzeugverbände, versuchen russische Stoßtrupps, Schwachstellen bei uns ausfindig zu machen, Feldtelefon-Leitungen anzuzapfen, und schleudern alle Rohre, vom Granatwerfer bis zum Mörser, ihre Geschosse in unsere Stellungen und in das Hinterland, brüllen Lautsprecher im schönsten

Deutsch ihre Aufweichungs-Parolen zu uns herüber, versprechen gute Behandlung für Überläufer, Essen, Krimwein und Frauen und das Wichtigste: Überleben und Heimkehr. Bei der benachbarten 30. Infanterie-Division hetzen sie mit gleichen Mitteln gegen uns: „Ihr tapferen Wehrmachtssoldaten verblutet an unserer Front, während die SS auf Urlaub fährt und im Auftrag Himmlers eure Frauen befruchtet, um nordisches Kanonenfutter nachzuschaffen. Ihr hungert, und eure Verpflegung wird den Bastarden der SS zugeschoben. Laßt euch das nicht länger gefallen! Auch ihr habt ein Recht auf Urlaub, eure Frauen und Verpflegung!" – Frontalltag.

Noch hängt welkes Laub an den Bäumen, als die ersten Schneefälle einsetzen. Schon Ende Oktober messen wir 10 Grad minus. Was an der Erde Brei war, wird zum wildgezackten, steinharten Hindernis. Alle Kraftfahrer müssen darauf achten, ihre Fahrzeuge nicht auf dem Boden festfrieren zu lassen, was von dem Wechselspiel Frost – Tauwetter gefördert wird.

Wir beginnen von neuem, winterfeste Unterstände und Bunker zu bauen. Inzwischen haben wir ja dazugelernt. Die Pioniere können nicht alle Arbeit leisten. Sie sind zum Teil noch damit beschäftigt, bei Tauwetter immer neue Knüppeldämme anzulegen, damit im Frühjahr Verbindungswege befahrbar sind. Alles deutet darauf hin, daß wir längere Zeit in den erreichten Stellungen verbleiben werden, was uns nur recht sein kann. Dann käme wieder etwas Ordnung und Organisation in unseren Laden.

Michalzowo: ein kleines Nest zwischen dem an der Rollbahn liegenden Kraseja und dem abseits befindlichen Kaminajagoro an der gegenwärtigen HKL. Dr. Butzal, derzeit SS-Untersturmführer und Truppenarzt, sein Sanitäter Unterscharführer Wanner und ich gehen daran, unter Mithilfe gefangener Sowjetsoldaten einen festen und wintersicheren Unterstand zu bauen.

Zuerst breiten wir einen Tag lang einen mächtigen Glutherd über die ausgemessene Bodenfläche zwischen den Ruinen der Häuser und gehen nach dem Auftauen der Oberschichte daran, den Boden mit Spaten,

Schaufeln und Eimern auszuhöhlen. Es gibt weder Spitzhacken noch Schubkarren. Alle Erde muß aus dem 4 x 4 m-Loch hinausgetragen werden. Ich bin ständig bei den hilfswilligen Russen, führe die Aufsicht und arbeite mit ihnen. Sie bekommen natürlich die gleiche Verpflegung wie wir auch – für sie ein großes Plus, das von der Division angeordnet ist. Über Nacht friert der aufgearbeitete Boden immer aufs neue, aber aus der Erfahrung gewitzt, graben wir schon am Vorabend tiefe, enge Löcher, in die wir am Morgen Handgranaten-Töpfe versenken, die wir mit einer Stielhandgranate sprengen, wodurch wir den Boden weit und tief auflockern.

Nach den ersten mißglückten Versuchen bauen wir unseren Bunker teils nach russischem Vorbild, teils nach praktischem deutschem Sinn. Wir numerieren an leerstehenden Scheunen die aufeinanderliegenden Balken der Außen- und Zwischenwände, tragen sie sorgfältig ab und stellen sie in der etwa zweieinhalb Meter tiefen Baugrube wieder auf. Alles paßt genau aneinander, Fußboden und Decke werden passend gemacht. Nach einer Lage dicker Balken folgt eine Erdschicht, darauf noch eine Lage Balken quergelegt und abschließend wieder eine Erdbedeckung. Inzwischen habe ich beim Troß eine große Beute-Plane „organisiert“, die wir zur Abweisung des Regens über den Erdhügel legen. Die Gefechtsstände der Kompanien und Stäbe gleichen unter die Erde verlegten Dörfern. Nachdem ringsum die Einschläge schwerer Artillerie gekracht haben, legen wir noch eine Balken- und Erdschicht über unseren Unterstand. Zwischendurch jagen uns die IL 2 immer wieder in Deckung, in der wir wie die Murmeltiere bei Gefahr verschwinden. Solange die Schlachtflieger über uns hinwegtoben, werden aus den russischen Stellungen die 12-cm-Werfergranaten – unhörbar für uns – abgefeuert. Während die „Schlachter“ abfliegen, rauschen die Flügelgranaten auf uns hernieder. Diese Überraschung gelingt dem Iwan aber nicht sehr oft.

Mit Hilfe der Gefangenen beginne ich, einen mächtigen Ofen aufzusetzen. Während draußen in einem Kessel Lehm gekocht wird, um die roten Ziegel einer Hausruine binden zu können, wächst im Bunker mein Erstlingswerk heran. Es ist ein Kombi-Ofen: voran eine große herdartige Feuerstelle mit einer Herdplatte ebenfalls aus einer Hausruine und mit ihr verbunden ein zwei Meter hoher, mehrzügiger Backsteinaufbau.

Am Weihnachtsabend machen wir die letzten Handgriffe an unserem Lebenserhalter. Dr. Butzal und Wanner laden die Gefangenen an den Tisch ein. Während sie sich auf tschechisch mit ihnen unterhalten, können sie sich richtig sattessen und bekommen noch Verpflegung mit, ehe ich sie wieder in ihren bewachten Bunker bringe. Dann machen wir uns an das erste Anfeuern, was zu meiner Verzweiflung total mißlingt. Immer wieder schlägt mir die Flamme aus dem Feuerloch entgegen und füllt den Bunker mit Qualm, bis der Sani eine Lage brennender Pappe von außen in das ins Freie führende Ofenrohr schiebt. Jetzt zieht er prächtig und heizt sofort die Ofenplatte auf. Fast feierlich stellen wir die Kochgeschirre, mit Schnee gefüllt, auf die glühend werdenden Eisenringe und beobachten die Umwandlung in Wasser. Bisher mußten wir alles auf offenem Feuer im Freien erhitzen, solange es Tag war, denn in der Dunkelheit verriet uns der Feuerschein, und es gab sofort „Zunder von der anderen Fakultät". Zu dritt stehen wir um den wärmenden Ofen und freuen uns wie kleine Kinder, nicht mehr in der Kälte draußen sein zu müssen. Der frühe Wintereinbruch hat uns immerhin schon Temperaturen unter 30 Grad minus beschert. Was macht es uns schon aus, daß unser Neuling aus allen Lehmfugen dampft und unser Bunker einer Sauna ähnlich wird? Alles egal! Drei Lagen Balken über uns, eine dicke Holztüre, mit Lumpen verstärkt, die uns von der eisigen Nacht trennt, und die helle Flamme im Ofen, die uns nicht mehr frieren läßt – was wollen wir mehr?
Heute mittag wurden anläßlich des Julfestes Marketenderwaren ausgegeben. Schnaps, Weinbrand, Zigaretten und Schokolade sind vorhanden. Gleich nach dem Dunkelwerden hat das Küchenfahrzeug herrlichen Schweinebraten mit Beilagen nach vorne gebracht. Die Post ist verteilt worden. Für mich war ein Brief von meiner Mutter und von Erika dabei. Das Leben ist mit einem Schlag wieder wunderbar. In Mäntel gehüllt, hocken wir im Licht einer Karbidlampe um den primitiven Tisch aus Kistenholz und lesen immer wieder die Seiten mit den vertrauten Schriftzügen.
Aus dem Schnee ist Wasser für einen heißen Grog geworden, und in Kochgeschirrdeckeln brutzelt der Schweinebraten – neben dem Krachen der Scheite im Ofen eine urgemütliche Musik zum Briefelesen. Immer von

neuem versenke ich mich in das, was aus der Heimat geschrieben wurde. Wanner hat ein winziges Bäumchen mit ebenso winzigen Kerzen aus einer Feldpostsendung vorbereitet. Wortlos entzündet er die kleinen Lichterchen, in die wir, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, blicken. Er und Dr. Butzal sind verheiratet. Ihre Herzen mögen jetzt wohl bei Frau und Kindern sein. Ich bin in Gedanken bei meinem 16jährigen Mädchen in meiner Heimatstadt.
Aus meinen Taschen grabe ich den kleinen Kalender 1941, in den ich bisher meine Eintragungen gemacht habe. Ein kleiner, handbeschriebener Zettel fällt heraus. Es sind jene Strophen, die ich noch in Frankreichs Bazas, im Gedenken an mein 16jähriges Mädchen, in der Silvesternacht 1940 geschrieben hatte:

„Wenn einst der Kampf sein Ende hat
und unsrer Toten letztes Grab
mütterlich die Erd' sich nimmt,
komm' ich zu Dir zurück, mein Kind.

Wir wollen immer glücklich sein,
durchs Leben gehn zu zweien.
Stets derer wollen wir gedenken,
für die wir Fahn' und Degen senken.

Doch noch steh' ich im Feindesland.
Mein Leben ist dem Führer Pfand.
Wenn mein Stern vom Himmel fällt,
für immer mich die Erd' behält.

Dann Mädel komm und suche mich,
mein Mädel komm und weine nicht.
Ein stiller Gruß, ein liebes Wort –

für immer gehst Du von mir fort.“

Lange starre ich noch auf meine Zeilen. Was für ein Träumer ich doch vor einem Jahr noch war! In der Flamme des grellen Karbidlichtes wird das Geschriebene graue Asche.

Tschechoslowakei, Polen, Frankreich, Sowjetunion. Wohin wird es uns in Waffen noch treiben? Aus meinem engsten Kameradenkreis hat es schon zwei gerissen. Bfiff liegt schon weit zurück in Utorgosch und Buwi ein paar Kilometer hinter mir in Gorschkowici. Wo Mick in dieser Weihnachtsnacht herumgeistern mag? Draußen wummert die Artillerie. Wir können gut das dunkle Grollen der schweren Haubitzen und das helle Bellen der weit hinter uns stehenden Langrohr-Kanonen unterscheiden. Die Front ist auch in dieser Weihnacht lebendig.
Weiter im Südosten kämpfen unsere Kameraden am Wolga-Bogen bei 30 Grad Kälte und Schneesturm. Wir dürfen im Schoß der Erde in unserem Bunker sitzen, drei Lagen Balken über und den wärmenden Ofen neben uns.

Nach Weihnachten sinkt die Temperatur ständig. Ein scharfer Wind jagt die Eiskristalle wie Geißeln vor sich her. Man kann die Augen nicht offenhalten, und trotzdem muß der Blick der wachenden Soldaten in die Ferne zu dringen versuchen. Uns steht ein neuer, bisher noch unbekannter Gegner gegenüber: russische Winterkampftruppe, bestens ausgebildet, bestens ausgerüstet und hart und zäh wie die jungen Stalin-Gardisten. Auf Schiern gleiten sie bei Tag und Nacht an der Front entlang, in ihren Schneehemden und im Jagen der Flocken oft erst zu spät erkennbar.
Die Sowjets haben rechtzeitig für ihre Soldaten vorgesorgt. Filzstiefel, wattierte Hosen und Röcke, Pelzhandschuhe und -hauben, Schier und Schneereifen gehören zu ihrer Standardausrüstung, und vor allem Waffen,

die auch in extremer Kälte noch schießen. Wir dagegen liegen immer noch ohne wintergerechte Ausrüstung in unseren Schneehöhlen. Über die Sommermäntel schlagen wir Felddecken wie weiland die Soldaten Napoleons. Durch die lächerlich dünnen Wollhandschuhe fährt der eisige Wind. Die bei diesem Frost steinharten Knobelbecher kleiden wir mit Zeitungspapier aus. Das einzig wirklich taugliche Ausrüstungsstück ist der wollene Kopfschützer, der im Mundbereich ständig mit Eiszapfen behangen ist.
Längst sind die 30 Grad minus unterschritten. Was wäre die Kälte allein – jedoch der rauchende, über die endlose Schneewüste fegende Sturm ist es, der den Frost bis an die Knochen bringt. Die übergeschlagenen Decken werden starr wie Bretter und wärmen nicht. Selbst das dünne Waffenöl in den Maschinenwaffen erstarrt in den Gleitbahnen der beweglichen Teile. Nach dem ersten Schuß blockiert die Waffe hoffnungslos. Die feldgraue Uniform läßt uns für den Gegner zur idealen Zielscheibe im blendendweißen Schnee werden.
Mit Bitterkeit erkennen wir das Versagen der Führung.

Zu dieser Zeit – am 29. Dezember – landen auf der Halbinsel Krim, direkt vor der Stadt Feodosia, geleitet von geheimen Lichtsignalen der Partisanen, im Schutze vollkommener Dunkelheit, russische Truppen. Erst kurz vor der Anlandung eröffnet die Schiffsartillerie das Feuer auf die vollkommen überraschten Verteidiger, deren Offiziere sich als handlungsunfähig erweisen. Die Russen nehmen die Stadt infolge des vernachlässigten Küstenschutzes im Handstreich und dringen tief in das Hinterland ein.
Ein Wehrmachtslazarett an der Straßengabel Simferopol – Jalta fällt mit allen Verwundeten, Ärzten und Rotkreuzschwestern in die Hände der Sowjets. Verwundete und Ärzte werden aus den Fenstern des mehrstöckigen ehemaligen Hotels in die Tiefe geworfen und bei 20 Grad Kälte mit Wasser übergossen. Die Krankenschwestern werden nach ihrer Vergewaltigung mit riesigen Nägeln durch die Scheiden an den Holzfußboden genagelt. Nach der Rückeroberung Feodosias werden an die

Front marschierende Soldaten der SS-Leibstandarte an den festgefrorenen Leichenbergen vorbeigeführt.
(Authentischer Bericht eines ehemaligen Angehörigen der 170. Inf.-Division, der am 18. Jänner 1942, nach der Rückeroberung Feodosias, die aus dem Fenster geworfenen Verwundeten und die festgenagelten Krankenschwestern vorgefunden hat. Der doppelbeinamputierte Zeuge hat mir das Gesehene im Dezember 1988 im Krankenhaus geschildert.)

Eine Parole geht um: Der Reichsführer SS, Himmler, soll auf Frontbesuch kommen! Den würde ich wahnsinnig gerne durch einen Sumpfwald führen!
So sehr wir unseren Führer verehren – so gering schätzen wir Himmler. Das hat seine Ursache nicht zuletzt in jener Zeit, da wir dazu bestimmt waren, auch die Bewachung der Konzentrationslager zu bewerkstelligen. In ihm sehen wir den Verantwortlichen.
„Ob er wohl im schwarzen Sommermäntelchen aufkreuzen wird?“ stellt Dr. Butzal die Frage an uns – „und mit dem ‚Völkischen Beobachter‘ um den Bauch gewickelt …“, ergänzt Wanner.
Die wahnsinnige Kälte läßt auch die Truppenversorgung rasch mangelhaft werden. Dörrgemüse und Tubenkäse scheinen noch genügend vorhanden zu sein, wie sich auch der Kunsthonig zum Rückgrat unserer Verpflegung zu entwickeln scheint.
Die Fahrbereitschaft aufrechtzuerhalten, wird immer schwieriger. Die Autobatterie muß natürlich zum warmen Ofen. Trotz Kurbelmithilfe schleppt sie am nächsten Morgen den Motor nicht bis zum Anspringen durch. Energie, die der Anlasser verbraucht, fehlt den Zündkerzen. Es gibt kein dünnflüssiges Winteröl für die Motoren. Nur wenn unter der Ölwanne mit viel Risiko ein Feuer gemacht und das alte Öl geschmeidig geheizt wird, besteht Aussicht, den Motor zum Laufen zu bringen. Die Folge sind unvermeidliche Kabelverschmorungen und Kurzschlüsse. Zu allem Unglück fällt auf diese Weise der Mercedes des Kommandeurs aus, sodaß er auf meinen „Adler“ und mich zurückgreifen muß. Durch diesen Umstand komme ich nun öfters nach Demjansk, eine kleine, an sich unbedeutende

Stadt südlich von unserem Standort. Eigentlich ist dieser Ort an den Waldaihöhen der „Arsch der Division“. Auf ihm sitzt der ganze Truppenkörper: Divisionsgefechtsstand, Nachschubkolonnen, Werkstattkompanie, Bäckerei- und Fleischereikompanie, Feldlazarett, Kriegsgefangenenlazarett, kurz: alles, was man im Landserdeutsch als „hinten“ bezeichnet, ist dort anzutreffen.

Das Gerücht, „daß sie hinten Weiber haben“, ist nicht aus der Luft gegriffen. „Um Soldaten einzusparen“, besorgen in manchen Stäben Russenmädchen Reinigungsdienste.

Zu meiner größten Überraschung finde ich bei den rückwärtigen Diensten das, was uns vorne fehlt: die in der Heimat gespendeten Winterkleidungsstücke und Schi-Ausrüstungen. Als der Divisionskommandeur von dem Versiegen der Heimatspende erfährt, läßt er von jedem Regiment ein Kommando zusammenstellen, welches, überraschend und rücksichtslos durchgreifend, gegen jeden Widerstand selbst hoher Führer, auch die Pelzwesten von den Leibern der im Bunker hockenden „Troßknechte“ holt und nach vorne zur Kampftruppe bringt. Bei der Neuverteilung fällt für mich eine Bauchbinde aus Barchent ab. Nicht viel – aber der Mensch freut sich! Leider erkenne ich schon am ersten Abend, daß sich die besagte Heldenbauchbinde im Laufe weniger Stunden zu einem zusammengedrehten Strick verwandelt, der bestenfalls dem Nabel und den Läusen Wärme zu spenden vermag.

Apropos Läuse: Sie sind zu einer lästigen und nicht ungefährlichen Plage geworden. Solange man sich in der Kälte aufhält, gibt dieses Ungeziefer noch einigermaßen Ruhe; kommt man aber in die Wärme des Bunkers, geht das unerträgliche Gejucke los. Vom Divisionskommandeur bis zum „Schützen Arsch“ gibt es nur mehr eine Einheitsgymnastik: Beide Hände umfassen den Feldrock in der Brustgegend und reiben ihn im Kreis, je nach fortgeschrittenem Stadium, schnell oder langsam über dem Heldenherzen. Dieses Tun versetzt den Landser in eine sich immer heftiger steigernde Ekstase und endet oft damit, daß der Betroffene sich wutentbrannt die Klamotten vom Leib reißt und sich an die Verfolgung der Quälgeister macht. – Dem Vernehmen nach soll im Kriegsgefangenenlazarett das Gelbfieber ausgebrochen sein.

An der HKL ist es verhältnismäßig „ruhig“ geworden. Spähtrupps betreiben Aufklärung, die russischen wie auch die deutschen. Beide wollen vor Überraschungen sichern und geraten im Schneetreiben nicht selten hinter die gegnerische Hauptkampflinie. Damit wir uns vom Feind in Schneehemden unterscheiden, tragen wir an unserer neuen Tarnkleidung schwarze Streifen auf den Oberarmen. Trotzdem bleibt es immer gewagt, auf erkannte Patrouillen das Feuer zu eröffnen. Im eisigen Heulen des Sturmes oder im alles dämpfenden Fallen weichen Schnees kann der Ruf nach der Parole überhört werden, und schon ist die schönste Schweinerei im Gange. So passiert es am Silvesterabend, als ein Nachtspähtrupp nicht mehr zu seinem Ausgangspunkt zurückfindet, weil der aufgekommene Schneesturm die Schispuren, auf die man wieder zu stoßen beabsichtigte, verweht hatte. Im Abschnitt des Nachbarregiments hält man ihn nach erfolglosem Anruf für Russen und mäht aus gut getarnter Stellung den ganzen Spähtrupp nieder. Die wenigen Überlebenden verarzten wir hier im Bunker, ehe sie zum Hauptverbandsplatz in Kraseja gefahren werden.
Das sind Splitter aus dem Frontalltag, von dem der Sprecher des täglichen Wehrmachtsberichtes feststellt: „Südlich des Ilmensees keine besondere Kampftätigkeit!“

Unter unserer dreiköpfigen Bunkerbesatzung herrscht eine besonders gute, fast demokratische Atmosphäre. Auf Vorschlag unseres Doktors haben wir eine Arbeitseinteilung getroffen, die jeden, neben seinen ihm überantworteten Aufgaben, voll ausfüllt: Dr. Butzal übernimmt das Waschen unserer Wäsche, Wanner und ich sind verantwortlich für genügend zerkleinertes Heizmaterial. Weiters ist es meine Aufgabe, immer genügend heißes Wasser auf dem Herd stehen zu haben und für das Heranbringen der Verpflegung und „Organisieren“ von Spirituosen zu sorgen.

Dr. Butzal hat damit als einziger den Vorteil, daß er nur zum Pinkeln aus dem Bunker muß, wodurch das Feldtelefon ständig besetzt bleibt. Was das Pinkeln betrifft, hat jeder von uns, und auch gelegentliche Gäste, eine besondere Verpflichtung: Es hat sich nämlich herausgestellt, daß MG-Geschosse, von einer Ruinenmauer abprallend, an unserem Bunker-Ausschlupf vorbeijaulen. Zu unserem Schutz haben wir aus Bruchsteinen eine Mauer aufgestellt und mit Wasser übergossen, damit dieses im Frieren unser Werk zusammenhalten möge. Granatsplitter und MG-Feuer nagen natürlich an unserer Festung, sodaß sie ständig nach neuer Feuchtigkeit verlangt. Darum stehen wir dann einzeln oder in schöner Eintracht im schneidenden Wind und basteln an unserem Bollwerk.

Wir drei waren ein nobler Verein. Die lässige Art unseres Doktors aus Brünn färbte allmählich auch auf mich ab. Er war der reinste „Wehrkraftzersetzer“, und sein „unnatürliches“ Ende war vorhersehbar.

Einmal geschieht es, daß ich auf der Suche nach sauberem Schnee zur Wasserbereitung in einen oberflächlich zugewehten Brunnenschacht stürze und an den vereisten, glatten Steinen der Schachtverkleidung nicht mehr an die Oberfläche gelange. Als auf mein anhaltendes Schreien niemand kommt, um mich aus meiner unangenehmen Lage zu befreien, schieße ich in Abständen mit Leuchtspurmunition kerzengerade in die Luft, hoffend, Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Als Dr. Butzal mich schließlich findet, zieht er kurz entschlossen seine Hose aus, läßt mich meinen Karabiner herauswerfen, befestigt den aufgemachten Riemen an einem Hosenbein und läßt dann das ganze Provisorium zu mir herunterbaumeln. Während der Doktor mithilft und mich ins Freie zieht, brauche ich nur mit etwas Kaminkletterei nach oben zu kommen. Dabei zieht sich der Riemen derart um das Hosenbein zusammen, daß er sich nicht mehr so schnell lösen läßt. Ungeniert trabt der Doktor in weißer Unterhose und Stahlhelm zwischen den Bunkern des Gefechtsstandes hindurch, an einigen verblüfften Wehrmachtsoffizieren von der Korpsartillerie vorbei, die sich am Anblick dieses seltsamen Kriegers ergötzen. Es hätten nur noch gegenseitige Ehrenbezeugungen gefehlt.

In der Silvesternacht um 24 Uhr macht die Division schweren Rabatz. Die Kanoniere an den Geschützen, die Panzer- und Sturmgeschützbesatzungen, die Mannschaften an den Raketenwerfern sowie Gewehr- und MG-Schützen lauern dem Punkt Null des Jahres 1942 entgegen. Mit einem Schlag entlädt sich ein ganz kurzer Feuerorkan aus unseren Stellungen. Der Iwan läuft, von Panik erfaßt, weit ins Hinterland zurück, wie Gefangene später berichten.
In den ersten Tagen des Jahres 1942 erhalte ich einen Brief von Buwis Eltern. Er liegt einem Päckchen bei, welches ich zu Weihnachten hätte bekommen sollen. Der starke Frost und die verwehten Rollbahnen haben sein Eintreffen verspätet. Von Riesenburg in Westpreußen, Eschenweg 21, bis zu unserem Bunker im nördlichen Rußland hat diese Sendung einiges zu überstehen gehabt, ehe sie in meine Hände gelangte. „Karl Papenfuß“ lese ich als Absenderbezeichnung. Die Zeilen im Brief stammen von Buwis Mutter. Dieses Weihnachtspäckchen ist mit so viel Liebe zusammengestellt, als gelte es ihrem eigenen Sohn.
Den Eltern Buwis hatte ich von seinem Tod berichtet. Meine Zeilen waren nach der schockierenden Todesnachricht durch den Kompaniechef Buwis ein milder Trost für sie gewesen. In den eben erst vergangenen Feiertagen saßen sie nun zum erstenmal mit der Gewißheit unter dem Weihnachtsbaum, daß ihr blonder Junge nie mehr aus diesem Krieg zurückkehren würde. Sie sahen auf die Bilder, die ich ihnen geschickt hatte: Ihr einziger Sohn in weinseliger Runde in der unbeschwerten Besatzungszeit in Frankreich, Buwi als dreckübersudelter Kradmelder auf seiner BMW vor Luga und ein Bild von Buwis Grab mit genauer Orts- und Lagebezeichnung. Unsere Pioniere hatten wie immer auch seine Grabstätte schön hergerichtet.
Wieviel stumme Tapferkeit wird von Müttern und Vätern seit dem Herbst des Jahres 1939 gefordert! Wieviel Bangen und Verzweiflung vor weiteren Todesnachrichten! Der Altartisch des Vaterlandes ist groß, und die Opfer einzelner Herzen verlieren sich in den Orgien des Massensterbens. Nach dem Krieg wird dann abgerechnet, registriert, statistisch erfaßt und vielleicht in Relation zum Wert des Opfers gebracht. Aber heute beten die

Mütter in der Heimat: „Laß diesen Krieg zu Ende gehen! Laß sie heimkehren!“

Vor dem Bunkereingang müssen wir eine zweite Tür anbringen. Die Kälte ist mörderisch geworden: 45 Grad unter Null! Das Feuer im Bunker darf nicht mehr ausgehen, schon wegen der Verwundeten und jener mit den blaugefrorenen Gliedmaßen. Wanner kommt nicht mehr dazu, sich mit der Brennholzbeschaffung zu befassen. Ich schleppe nun Abrißholz aus den Ruinen allein heran, mit einer gefundenen Bogensäge zerkleinere ich sie dann in der Nähe des Bunkereinganges, um jederzeit darin verschwinden zu können, denn die schweren Granatwerfer der Russen sind auch in dieser Kälte unberechenbar. Das sind jeden Tag einige Stunden Arbeit, in Sommerausrüstung nur zu schaffen, wenn man sich immer wieder aufwärmen kann. – Allmählich verschwinden Michalzowo und Kaminajagoro in den Bunkeröfen unseres Bataillons.
Die Tage dieses neuen Jahres sind von einer schneeflirrenden Pracht und weißblauen Schönheit, wie sie nur die unendliche Weite Rußlands zu vermitteln vermag.
Beim Iwan tut sich etwas. Die Front ist irgendwie unruhig. Sie ist nicht etwa lauter als sonst, aber man spürt, nun schon erfahren, das Tasten des Gegners nach schwachen Punkten der HKL. Nächtliche Motorengeräusche, die aus dem weiten Hinterland des Feindes bei günstigem Wind zu uns gelangen, das Einschießen immer neuer Feindbatterien und Aussagen eingebrachter Gefangener lassen uns hellwach werden.
Wanner ist gerade dabei, einem russischen Gefangenen das Geschoß einer Maschinenpistole, welches seine Brust von vorne durchschlagen hat, aus dem Rücken zu operieren. Der Verwundete sitzt in der Mitte des Bunkers auf einem Hocker, und Wanner – hinter ihm sitzend – schneidet mit einem Skalpell an jener Stelle, an der das Geschoß durch ein kleines Buckelchen erkennbar ist, das Fleisch mit einem Kreuzschnitt auf. Dabei unterhält er sich in tschechischer Sprache mit dem Schwerverwundeten, um ihn abzulenken und etwas von der Gegenseite zu erfragen. Schon nach kurzem

faßt unser Sanitäter mit der Pinzette nach dem Projektil und zieht es aus dem Rücken. Der Russe, der bei dieser Operation nicht den geringsten Mucks gemacht hat, erzählt uns bis zu seinem Abtransport in das Kriegsgefangenenlazarett in Demjansk bereitwillig vom Alltag seines Frontsoldatenlebens. Er hat gehungert. Die Transportmittel werden vorwiegend für das Heranschaffen von Munition eingesetzt. An die Front gehende Truppe marschiert, Verpflegung könne sich der russische Soldat schon bald beim Feind holen! Das für uns so wichtige Wann ist ihm nicht bekannt. Uns schwant nichts Gutes. Wird es eine zweite Schlacht um Lushno bei 45 Grad minus?

Das erste Viertel des Frostmonats Jänner wird vielleicht herum sein. Es ist zwei Uhr nachts, als ich, von Wache kommend, in unseren Bunker stolpere. Die Front ist fast friedlich, sieht man von den ewig mißtrauischen Leuchtkugeln ab, die hüben und drüben für kurze Augenblicke grelles Licht in die Nachtschwärze zaubern. Der warme Bunkermief umfängt mich. Auf dem Kistenholztisch steht eine Karbidlampe mit einem winzigen, bläulich-bleichen Flämmchen. Während ich mich aus Mantel und Helm schäle, meine phantastische Heimatspende vor dem Bauch zurechtrücke und in der Wärme sofort von Läusen besaugt werde, fällt mir ein, daß ich meine Autobatterie noch an den Ofen bringen muß. Verdammter Mist! Soll sie doch die paar Stunden bis zum Morgen draußen bleiben. Auf mich wartet mein Strohlager mit warmen Decken darauf. Dennoch krieche ich später noch einmal aus meiner Koje. Es schläft sich halt besser, wenn man seine Pflicht getan hat.
Ich ziehe mich wiederum an und laufe die wenigen Schritte zum Wagen, um die Batterie zu holen. Dort angelangt, färbt sich die Nacht in dem Ruinenfeld glutrot. Schreie scheinen aus dem Erdinneren zu kommen. Dicker Qualm in wabender Glut zeigt die Brandstelle zwischen den Mauern an. Ich wecke noch den Doktor und Wanner und renne dorthin, woher das Prasseln der Flammen und die unverständlichen Schreie kommen. Dort angelangt, stehe ich vor dem Bunkereinschlupf, aus dem in gelbem,

stickigem Rauch immer wieder die Hölle aufleuchtet. Die Glasscheiben des über den Boden ragenden Bunkers zersplittern, Qualm und Feuer fahren aus den winzigen Öffnungen, aber kein Mensch könnte sich hier durchzwängen; unter der Erde das Toben der Erstickenden und lebendig Verbrennenden, das auf einen Schlag erlischt.
Bei dem aus dem Bunkereingang fahrenden Qualm und den Flammen ist es unmöglich, einzudringen und zu helfen. Wasser gibt es nicht. Als ich es trotzdem versuche, fährt mir die Hitze sengend ins Gesicht und verschmort Haare und Augenbrauen, ehe ich den engen Einschlupf überwinden kann. Ich fühle eine starke Hand an meinem Mantelkragen, die mich aus dem Qualm ins Freie zieht. Wanner schreit auf mich ein und nennt mich einen Narren.
Am nächsten Morgen, als der Bunker ausgebrannt ist, aber immer noch heftig qualmt, bergen wir acht geschrumpfte, zu glänzend schwarzer Kohle verbrannte Leichen und legen sie nebeneinander in den Schnee. Drei haben sich so ineinander verkrampft, daß sie nur mit Mühe durch den engen Schlupf zu bringen wären. Wir müssen sie zerbrechen.
Die kunstvoll geflochtenen, dicken Strohmatten an den Wänden, welche als besonderer Komfort den Bunker ausgezeichnet haben, und eine umfallende Kerze sind der Besatzung zum Verhängnis geworden. Von den Flammen aus dem Schlaf gerissen, hat im dicken Qualm keiner mehr den Ausgang gefunden, und alle sind erstickt und verbrannt.
Beim gemeinsamen Frühstück sind wir schweigsam. Der Geruch des verbrannten Fleisches, der Gestank des Rauches und das Brüllen der Kameraden sind noch um uns. Dazu der stille Vorwurf: Wäre ich nur um wenige Minuten früher an den Wagen gegangen, hätte ich vielleicht noch helfen können.
Und da ist noch etwas: Weder Granatwerfer noch Artillerie des Iwans haben auch nur einen einzigen Schuß abgefeuert, obwohl das hoch gelegene Michalzowo von den russischen Artilleriebeobachtern gut eingesehen werden kann und ihnen der weithin leuchtende Bunkerbrand nicht entgangen sein konnte. Das ist ganz entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit und verheißt nichts Gutes.

Der Kessel von Demjansk

Das Toben der Artillerieeinschläge reißt uns aus dem Schlaf. Das ist kein Störfeuer, welches nach kurzem wieder erlischt, sondern die massive Vorbereitung zu dem lange erahnten Feindunternehmen großen Stils.
Wir springen von den Pritschen und machen uns fertig. Draußen stürzen die letzten noch stehenden Hausruinen Michalzowos zusammen und geht Brennbares in Flammen auf. Eine Lage 17,2-cm-Granaten schlägt in unmittelbarer Nähe ein und droht unsere Festung aus dem Boden zu reißen. Die innere Bunkertüre, die wir aus dicken Bohlen gezimmert haben, fliegt auf und läßt einen Schwall Staub und Pulvergestank herein. Von der Decke rieselt Erde durch die knisternden Balken. Einschlag auf Einschlag wuchtet auf Michalzowo nieder – und das nicht nur auf unser kleines, unscheinbares Nest, im weiten Umkreis rumort die Artillerieschlacht.
Wanner macht sich daran, die in den Bunker geschleuderten, gefrorenen Erdbrocken aus dem Türbereich zu entfernen, während ich mich durch den halbverschütteten Eingang nach oben zwänge, um einen Blick auf meinen Wagen werfen zu können. Die beiden brusthohen Ziegelmauerreste, in deren Schutz ich ihn eingestellt habe, sind noch intakt, soweit ich es im Schein der Einschläge und Leuchtkugeln feststellen kann.
Mit viel Mühe heben wir die schwere Tür wieder in die provisorischen Angeln. Dr. Butzal schürt das Feuer, um viel Wasser zu erhitzen und den ausgekühlten Bunker wieder zu erwärmen. Die ersten Verwundeten werden nicht lange auf sich warten lassen. Unter den Wasserkesseln aus Zinkblech nehmen sich unsere Kochgeschirre wie Zwerge aus. Aus der Herdplatte fährt in Stößen ab und zu rußiger Qualm, wenn die Einschläge draußen die Luft durch das Ofenrohr pressen. Als der Volltreffer eines schweren russischen Werfers den Bunker erbeben und eine Portion Erde durch die

Deckenbalken genau in Wanners Kochgeschirr rieseln läßt, meint er nur ganz trocken: „Herein!“ Wir fühlen uns sicher unter den drei Lagen Balken. Nur die 17,2-cm-Granaten aus Iwans schwerer Feldhaubitze würden uns die Bunkerdecke mit der schweren Erdlast auf den Kopf fallen lassen. Das gleiche gilt natürlich auch für die Brocken der schweren Mörser, die der Russe vor einigen Wochen uns gegenüber in Stellung gebracht hat. An ruhigen Tagen, an denen er die Geschütze einschoß, konnten wir ihre Wirkung beobachten. Vom „Woom“ des Abschusses über das „Huuii“ der steil aufsteigenden und dann abstürzenden Flugbahn der Granate bis zum „Prooch“ des Einschlages vergingen zählbare Sekunden; genügend Zeit, um die Geschäfte, welche wegen ihrer Eigenart im Freien zu verrichten sind, zu beenden und sich in die schützende Tiefe verziehen zu können. Dort aber, wo diese Kaliber niederfahren, entstehen in der tiefgefrorenen Erde Trichter, in die man ein kleines Haus stellen könnte.
Mit dem Licht des aufkommenden Tages wird auch das Infanteriefeuer lebhafter. Der Feind greift an! Die „ruhigen“ Tage sind wieder einmal vorbei. Diese ersten Stunden des 8. Jänner 1942 leiten einen Kampf um Überleben oder Vernichtung ein – ein Leben und Sterben unter bisher noch nie gekannten Umständen.
Seit jenem Vorkommnis im nächtlichen Wald vor Utorgosch wissen wir, was die in Gefangenschaft geratenen SS-Männer erwartet: im günstigsten Fall, nach üblicher Behandlung, um Aussagen zu erzwingen, der Genickschuß beim nächsten Brigadestab. Hatten die Schicksalswürfel den Gefangenen aber nur die „Eins“ gebracht, dann durfte sich der Bodensatz der Truppe die Verhaßten ungestraft vornehmen und auf seine Art zu Tode bringen.
Und das Reservoir an Grauenhaftigkeiten war groß. Ausgeglühte Augen, herausgerissene Zungen waren bei weitem noch nicht der Gipfel einfallsreicher Brutalität, wie wir an jenen Toten erkennen mußten, die an hinter dem Rücken gefesselten Händen an Baumästen hochgezogen und über einem kleinen Feuer geschmort worden waren.
All diese Vorgänge sind nicht allein aus der Mentalität des Gegners zu verstehen, sondern sind auch Produkt einer maßlosen Hetze, in welcher der Soldat mit dem Totenkopf auf der Feldmütze als gnadenloser Mörder,

Vergewaltiger schutzloser Frauen und Schänder unschuldiger Kinder dargestellt wird. Erst vor wenigen Tagen wurden aus einer russischen Maschine Flugzettel abgeworfen, auf denen ein Foto einer Kompanie von Soldaten der Leibstandarte abgebildet war, die im Parademarsch auf allen aufgepflanzten Bajonetten Säuglinge aus Rostow aufgespießt hatten. Und darum: Kein Pardon für die Soldaten mit den Sigrunen am Stahlhelm – auch nicht für die Verwundeten! Für unsere Kameraden von der Wehrmacht gibt es wenigstens einen Funken Hoffnung auf ein Überleben im Falle einer Gefangennahme. Verwundete werden aber auch dort in den meisten Fällen niedergemacht.
Das ist unser „Scheiß-Krieg", den wir hier im Osten führen und über den wir dennoch voll Galgenhumor singen: „… in hundert Jahren ist alles vorbei!"

Unseren Bunker aufzusuchen, habe ich nur mehr Gelegenheit, wenn es gilt, Verwundete abzuholen und nach Kraseja auf den Hauptverbandsplatz zu bringen. Tagelang bin ich seit dem 8. Jänner im Einsatz: Verwundete zurück, Munition nach vorne. Mein Wagen ist förmlich durchsiebt von Einschüssen und Granatsplittern. Die Wucht des ersten feindlichen Artillerieschlages war nach einigen Stunden vorbei. Das, was übriggeblieben ist, kann man stellenweise immer noch als Trommelfeuer bezeichnen. Der Feind drückt mit unheimlicher Übermacht auf unsere Stellungen. Wieder wird die Munition knapp. In keinem Fall kann die geforderte Menge nach vorne gebracht werden. Im Granatenhagel feindlicher Fernartillerie gehen weit hinter uns Verpflegungs- und Munitionslager in Flammen auf.
Die Kälte ist im wahrsten Sinne des Wortes mörderisch. Wer verwundet ohne Hilfe liegenbleibt, erfriert in kurzer Zeit bei 45 Grad Kälte. Noch können Verwundete in übriggebliebenen Holzhütten der Bauern und in zerstörten Erdbunkern untergebracht werden, doch diese werden jeden Tag weniger. Der Feind zerstört systematisch alle erkannten Unterkünfte, um uns schutzlos der Kälte preiszugeben, während er in der Tiefe seines

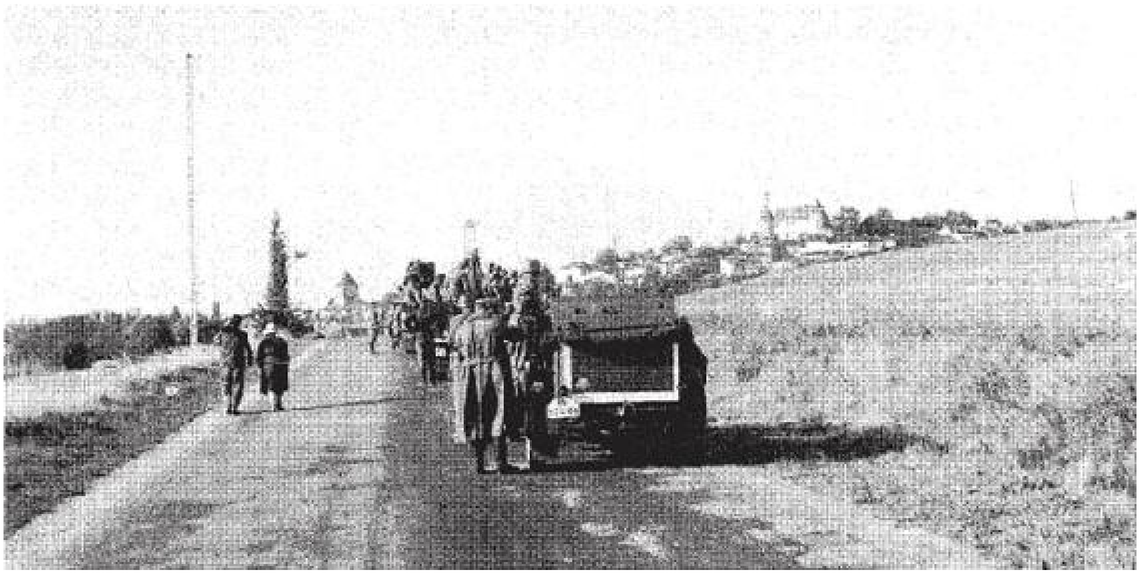
Hinterlandes genügend Unterkünfte hat, aber ebenfalls unter Proviantmangel leidet.
Nach vier Tagen und Nächten ununterbrochenen Einsatzes werde ich vom langen Kleemann, dem Fahrer des Kommandeurs, für ein paar Schlafstunden abgelöst.
Es ist noch Nacht, als mich der Bataillonsadjutant, Obersturmführer Grütte – mein Botanik-Professor–, aus dem Schlaf reißt. „Brunnegger, sofort den Wagen fertig machen! Sie fahren den Kommandeur! Sein Mercedes ist ausgefallen. Volltreffer. Sie stehen um sieben Uhr abmarschfertig! Die Russen sind nördlich von uns und im Süden bei der 123. Division durchgebrochen und stehen jetzt schon 60 Kilometer hinter uns. Unseren Abschnitt übernimmt die Wehrmacht. Wir verlegen nach Illjanowa oder so ähnlich. Feuerwehrspielen, wie gehabt."
Diese Nachricht hebt nicht nur mich, sondern alle, die hier zusammengedrängt liegen, aus ihrem Schlaflager. Die fürchterlichsten Flüche, die ein Landserhirn erfinden kann, knallen an die Bunkerdecke. Die leichter Verwundeten müssen hinaus in die Kälte und im Fußmarsch zurück, bis sie irgendwo aufgenommen werden. „Leichter verwundet" ist jeder, der noch gehen kann, auch wenn ihm eine Hand fehlt. Wir sind dafür ausersehen, irgendwo einen Feindeinbruch abzuriegeln und eine neue Frontlinie aufzubauen. Dreimal Scheiße – bei einer Temperatur, die sich schon auf 50 Grad unter Null hinbewegt.
Die Lage ist schlimm genug: Zwischen dem Ilmensee und dem Quellgebiet der Wolga sind zehn ausgeblutete deutsche Divisionen von nicht weniger als sechs Armeen des Gegners angegriffen worden. Der im Nordosten weit vorspringende Frontbogen wurde von unserer Division eisern gehalten, doch im Süden, über den zwei Meter tief gefrorenen Seligersee, und im Nordwesten, über den Ilmensee, deren Ufer noch vom Herbst her nur stützpunktartig besetzt werden konnten, bricht die Flut der Roten Armee mit Panzern, Schi- und Propellerschlitteneinheiten herein.
Vom Empfang des Bereitstellungsbefehles an weiß ich, daß ich den Wagen in der geforderten kurzen Zeit nicht fahrbereit machen kann. Ölwanne aufheizen, Kühlwasser ablassen und aufheizen und ganz, ganz langsam

wieder einfüllen, bei diesem Temperaturunterschied … unmöglich, nicht zu machen.
Ich arbeite noch an meinem Fahrzeug, als auch schon der Kommandeur mit den Offizieren des Bataillonsstabes vor mir steht und wütend meine Fertig-Meldung fordert. Ein Feuer erwärmt nur allmählich das beinharte Motoröl in der Ölwanne, der Starter zieht den Motor – trotz Unterstützung mit der Kurbel – noch nicht durch. Die Offiziere springen von einem Bein auf das andere und schlagen die Stiefel ungeduldig aneinander. Sie tragen Sommermäntel, nur der Kommandeur steckt in einem fellgefütterten Übermantel und hat Fellfäustlinge aus einer Sendung seiner Familie in München.
Inzwischen ist die ablösende Wehrmachtseinheit eingetroffen und bezieht unsere Stellungen, die nun stärker besetzt sind als zuvor. – Es ist ein beruhigendes Gefühl, wenn man den Feind vor den Stellungen hat und mit einem nicht fahrbereiten Wagen an den Platz gebunden ist. Dickfellig lasse ich den Hagel an Vorwürfen des Kommandeurs über mich ergehen. Sicher hat auch er seine Befehle erhalten. Die Lage scheint ungeheuer gespannt zu sein, und höchste Eile ist nötig. Abgesandte Melder kommen zurück und berichten, daß noch nirgends ein Wagen fahrbereit wäre. Es bleibt den Offizieren nichts anderes übrig, als sich zu Fuß nach hinten zum Sammelpunkt des Bataillons zu begeben.
Nun wäre der Motorblock von dem kochendheißen Wasser erwärmt und könnte anspringen, sobald sich die Kurbelwelle durch den Ölsumpf drehen ließe. Starten! Es kommt nur ein Jammern des Starters. Aus, warten! Die Ablösung unserer Truppe ist im vollen Gange. Die ersten unserer Einheiten sammeln vor mir auf der Straße und marschieren zurück zum Sammelpunkt in Baljajewtschina.
Aus unserem Bunker hole ich meine bescheidene Habe und wärme mich kurz am Herd. Wir haben schwer geschuftet, als wir uns in die Erde wühlten. Das Glück, in ihr geborgen zu sein, war nur kurz. Ich raffe auch des Doktors und Wanners Sachen zusammen und verstaue sie in der Gepäckskiste am Heck des Fahrzeuges. Die beiden sind irgendwo bei einer Kompanie und können vielleicht gar nicht mehr hierher zurückkommen.

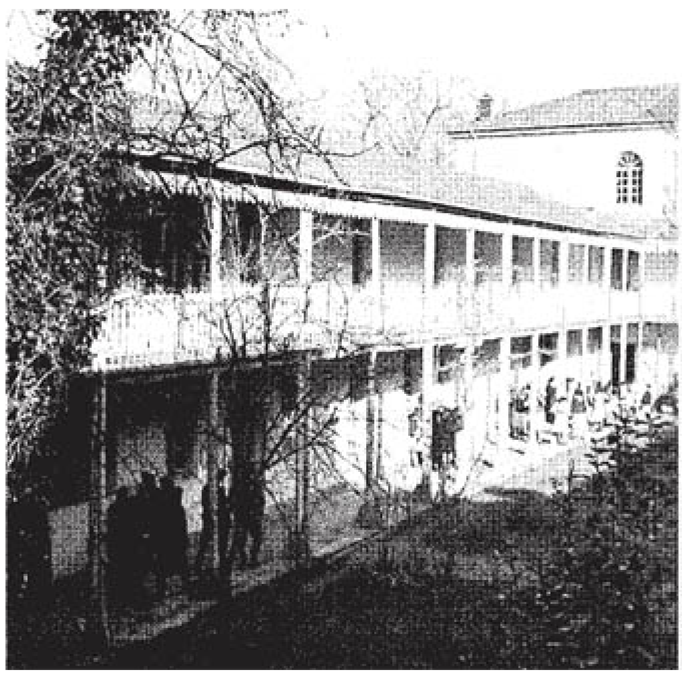
Und jetzt brodelt es wieder ringsum, und der Motor macht noch immer keinen Mucks. Zwar zieht der Starter jetzt den Motor durch, aber er springt nicht an. Und der Russe drückt! Schließlich ist die schönste Schweinerei im Gange. Auf der Straße rennen fremde Soldaten in Panik durcheinander. Verdammt! Mich kassieren die Russen, wenn ich nicht bald von hier wegkomme!
Letzter Versuch: Benzinleitung lösen und versuchen, sie durchzublasen. Geht nicht. Dafür aber habe ich 50 Grad kaltes Benzin im Mund und auf den Händen. Es ist, als fahre der Frost mit einem Schlag von den Zähnen bis ins Gehirn!



Wachablöse am Lagertor in Hagetmau.



Herbst 1940: Wir verlegen in das Kloster von Bazas, südlich von Bordeaux.



Unser Ziel ist erreicht: Das Kloster, in welches wir bis zur Verlegung nach Ostpreußen „einsiedeln“.

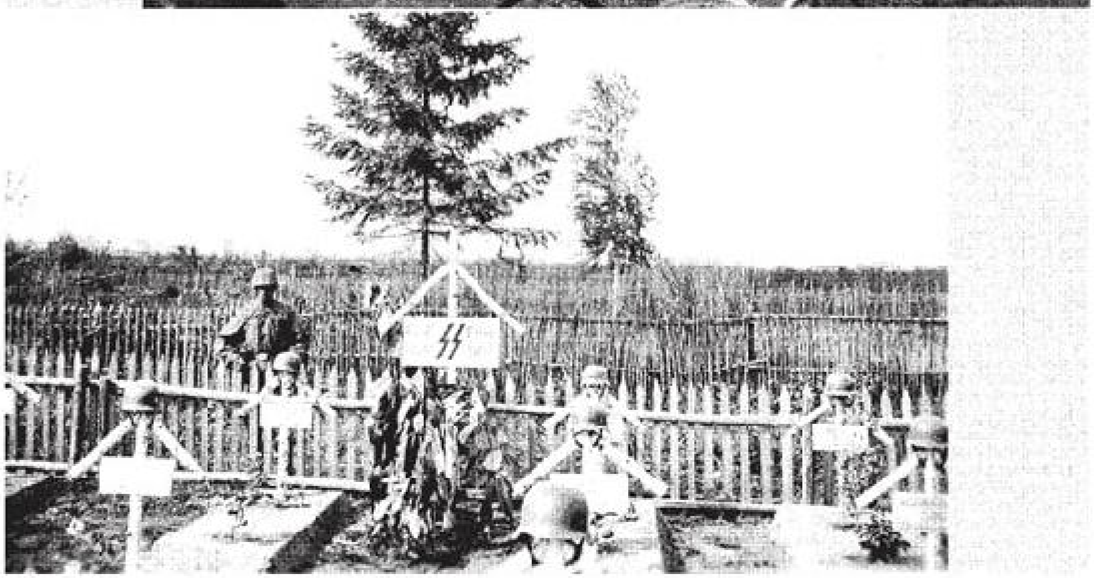


Mot-Marsch in Südfrankreich.



Am 1. August 1941 vor Utorgosch in Rußland, der Verfasser 2. v. r. Dahinter im nächsten Deckungsloch der Ferlacher Hans Kriegl, genannt „Fiff“ oder „Bfiff“. In einem überraschenden Feuerschlag russischer Feldkanonen wird er wenige Minuten nach dieser Kriegsberichterstatter-Aufnahme schwer verwundet und stirbt noch am Abend auf dem Hauptverbandsplatz. Der Kriegsberichterstatter fällt wenige Tage später.





Mitte und unten: Der erst kleine Gefallenen-Friedhof in einem Bauerngarten bei Utorgosch. Bis zum Ende der Kämpfe kamen noch viele Gräber hinzu.

Der Schmerz in den Fingern ist so groß, daß ich nicht in der Lage bin, sie zu gebrauchen. Wieder rein und aufwärmen! Dann mache ich mich daran, mit der Flamme einer Kerze die Benzinleitung an ihrem tiefsten Punkt zu erhitzen. Hier könnte ein gefrorener Wassertropfen die Treibstoffzufuhr unterbinden. Mit zitternden Fingern halte ich den winzigen Kerzenstummel, im Schnee unter dem Wagen liegend, und bete: „Lieber Gott, laß diese Dreckskarre endlich laufen!" Und dann: Wieder starten. Nichts! Starten, starten, starten … Dupp – „Hurra! Er hat gezündet!" Starten, starten … Dupp, dupp. Noch einmal trete ich den Starterknopf. Und jetzt kommt er!

Hustend zwar noch, aber bald rein werdend, orgelt mein braver „Adler“ auf. Vorsichtig warmlaufen lassen, sonst stirbt er wieder ab. Sorgsam hüte ich die Lebensflamme meines Wagens.

Aufgeregt rennen Soldaten, die uns erst abgelöst haben, auf der Straße zurück Richtung Kraseja, immer wieder wild „Panzer! Panzer!“ schreiend.

„Im Kino und im Krieg sind die besten Plätze hinten, vorne flimmert es zu sehr!“ sprach einmal Ziegenbeinchen.

Der Feind ist in unsere ehemaligen Stellungen in Kaminajagoro eingedrungen, und seine Panzer feuern bereits auf unser höher liegendes Michalzowo.

Trotz eines heillosen Durcheinanders auf der Rollbahn gelingt es mir, bis zum Abend des 13. Jänner wieder zu meinem Bataillon zu stoßen.

Unser neuer Standort ist ein kleines, aber lagemäßig wichtiges Dorf südlich des Ilmensees und westlich des Lowat. In einer der ärmlich wirkenden Bauernkaten ziehe ich unter und lasse wegen der unberechenbaren Schlachtflieger mein Fahrzeug in der angebauten Scheune verschwinden.

Unser Bataillon hat den hier eingebrochenen Feind wieder zurückgedrängt und entlang der Straße Stellung bezogen. „Weiter ist nichts geschehen.“

Nur unsere Toten liegen im leeren Stall, darauf wartend, daß die Erde sie an einem gütigen Sonnentag aufnehmen werde. Sie liegen zuhauf in einem lockeren Stapel, so wie sie hineingeworfen wurden. Die feldgrauen Mäntel, voll Schnee, sind steif wie Stein. Die Toten liegen so, wie sie gestorben sind: der eine mit weit ausgebreiteten Armen, einem messelesenden Priester gleich, der andere zusammengekrümmt, wie er verwundet in seinem Schneeloch erfroren ist. Ein bleicher, dick mit Blut verschmierter Bauch leuchtet aus dem Dunkel, ein Knobelbecher, aus dem ein bloßes Knie und ein Stück Oberschenkel herausschauen, liegt zuoberst. Am Tage der Bestattung wird sich vielleicht herausstellen, zu wem es gehört. Möglich, daß es das einzige ist, was von einem Soldaten übriggeblieben ist.

Gestern waren sie noch in langer Schützenreihe an mir vorbeigezogen, als ich mit meinem Wagen zwischen den Ruinen Michalzowos stand und verzweifelt versuchte wegzukommen. Gar manch kameradschaftlich derber Spott hatte mich getroffen. Einer warf mir übermütig eine Eierhandgranate zu: „Fang auf! Anstatt der Sporen!“ Der Junge liegt ganz außen an der

Holzwand, durch deren Fugen der Schneesturm den Eisstaub jagt und ihm mit eisbeckten Brauen und Wimpern das Antlitz des Weihnachtsmannes zaubert.

---

18. Jänner 1942: 50 Grad Kälte. Dieser russische Winter ist erbarmungslos. Vorne an der Straße haben sie während der Nacht Iglus gebaut, immer wieder durch Leuchtkugeln und Granatwerfer-Überfälle in Deckung gezwungen. Unsere Maschinengewehre sind nicht wie sonst in Stellung, sondern in den Iglus und werden wegen der großen Kälte erst dann herausgebracht, wenn ein Feindangriff sicher erkannt ist. Bei Nacht und im Tiefschnee heißt das: wenn der Iwan in seinen weißen Schneehemden schon vor der Haustüre liegt.
Unsere ganze Obsorge gilt den Maschinenwaffen. Funktionieren sie nicht, sind wir der neunfachen Übermacht hoffnungslos ausgeliefert und werden erschlagen wie Tiere. Die Ablösung der Wachen erfolgt halbstündlich; es ist das Äußerste, was ein Mensch in dieser unvollkommenen Ausrüstung ertragen kann. Wäre es möglich, zwei Sommermäntel übereinander anzuziehen, täten wir es. So aber streifen wir unseren Gefallenen, solange sie noch warm sind, die Mäntel ab und hängen sie über uns. Aber das Erstarren der Toten in dieser Kälte geht derart schnell, daß es nicht oft gelingt, dieses rettende Tuch zu sichern. Viele haben sich überwunden und haben gefallenen Rotarmisten schnell die Filzstiefel und wattierten Jacken ausgezogen. Die Verwendung der herrlichen russischen Pelzmützen mit dem praktischen Ohrenschutz wurde ausdrücklich verboten, und über den Wattejacken müßte ein deutscher Mantel getragen werden.
Neben dem Leichenhügel steht nun auch noch ein Panjepferdchen. Zaundürr und nicht mehr ganz jung, dürfte es schon ein gutes Stück schweren Lebens hinter sich gebracht haben.
Die Temperatur ist um weitere zwei Grad gefallen. Der ständige Sturm fegt den trockenen Schnee auf lange Strecken von der Straße in die angrenzenden Felder. Bei Nacht kann ich Munition und Verpflegung zu den Stellungen an der Straße bringen, soweit der Weg befahrbar ist. Ist dagegen

die Straße verweht, spanne ich mein Pferdchen ein und vollbringe meine Aufgaben mit dem Schlitten. In einem kleinen Stadel entdecke ich einen Rest schlechten, muffig riechenden Heues, das mein „Helfer“ gierig annimmt und sich sogar davon etwas erholt. Jede Kompanie hat sich im Dorf so ein Pferdegespann „ausgeborgt“, das dann am Kompaniegefechtsstand gehalten wird. Damit wird meine Fracht am Sammelpunkt übernommen und werden Gefallene und Verwundete dorthin gebracht, von wo ich sie zurückbringe. Es gibt jetzt mehr Ausfälle durch die extreme Kälte als durch Waffenwirkung.
Am 20. Jänner wird es wärmer. Das Thermometer zeigt nur noch 30 Grad unter Null. Dieser Umstand wird dazu benutzt, rasch den stark angewachsenen Totenhügel auf einen Beute-LKW zu verladen und zu einem weiter hinten liegenden Platz zu bringen, wo eine Pioniereinheit damit beschäftigt ist, mittels großflächiger Feuer Massengräber in den Boden zu tauen. Der Anblick der auf die Ladefläche polternden, steinhart gefrorenen Leichen ist schwer zu ertragen. Dies geschieht allerdings unter manch makabren Barras-Sprüchen, um die wirkliche Belastung abzubauen; persönlich schäme ich mich fast, meine Kameraden beim Sterben belauscht zu haben, wenn ich sehe, wie der Frost sie im Augenblick des Todes erstarren ließ.
Es folgen drei fürchterliche Tage und Nächte, während deren in der hinter uns liegenden Artilleriestellung jeweils 59 und in der letzten Nacht sogar 61 Grad unter Null gemessen worden sein sollen. Als die Batterie Sperrfeuer-Räume einschießen soll, hat das zuerst feuernde Geschütz einen Rohrkrepierer, der die ganze Bedienung tötet. Daraufhin muß für die Dauer des extremen Frostes auf jede Artillerieunterstützung verzichtet werden.
Der Feind ist dabei, rundum unsere Verbindungswege abzuschnüren. Er drückt mit bestausgerüsteten Kräften massiv vom Ilmensee das Lowat-Tal herauf, mit dem Ziel, sich mit seinen lowatabwärts kämpfenden Kräften zu vereinigen und den Kessel von Demjansk zu schließen. In der augenblicklichen Lage würden wir, allseits Russen und von allem abgeschnitten, zerrieben werden.
Am ersten Tag des Februar, einer Vollmondnacht, lösen wir uns behutsam von der bisher verteidigten Straße Staraja Russa–Cholm und setzen uns auf

das am Westufer des Lowat liegende Tscherentschizy ab. Von den dort liegenden, schon schwer dezimierten Verteidigern werden wir freudigst begrüßt. Wir haben unter größten Anstrengungen alle unsere Verwundeten auf dem Marsch durch die Schneewüste mitgenommen, ebenso unser ganzes Kriegsgerät und Fahrzeuge. Jeder Ansiedlung ausweichend, wurden die Fahrzeuge im Mannschaftszug an ihnen vorbeigeschleppt, bis wir hier wieder auf einigermaßen fahrbare Wege kamen. Das letzte Stück mußten wir uns zu den Verteidigern von Tscherentschizy durchkämpfen. Jetzt haben wir wieder Anschluß an das Gros im Kessel und können unsere Verwundeten dorthin abgeben.
Am 8. Februar nimmt der Russe weit hinter uns die bisher verteidigte Straße in Besitz. Es war die letzte Verbindung zur Außenwelt. Der Kessel ist endgültig geschlossen.
Wir stehen 80 Kilometer vor der deutschen Hauptfront als Wellenbrecher gegen eine sieben- bis neunfache Übermacht des Feindes, in einem wahrhaft mörderischen Winter. Es gibt keine Divisionen mehr, sondern nur deren Reste mit der stolzen Bezeichnung „Kampfgruppen“. Einschließlich der Nachschub- und Versorgungseinheiten sind es etwa 100.000 Mann, die der 300 km lange Ring um den Kessel einschließt. Die ehemaligen Kompanien haben zu Beginn der Kesselbildung, trotz erfolgten Nachschubes nach der Lushno-Schlacht, nur mehr die halbe Kampfstärke.
Die Verpflegung wird noch knapper, obwohl die Küchenbullen ihre Schwarzbestände räumen, die durch das Ausbleiben der Gefallenen gespeichert werden konnten. Von Versorgungsflugzeugen werden Verpflegsbomben abgeworfen – die der Wind zu den russischen Stellungen treibt. Dagegen werden russische Lebensmittelsäcke mit Brot, Dörrfisch und Hartwurst (die von einem deutschen Armeelager stammen könnte) bei uns abgeworfen.
In meinem winzigen Taschenkalender 1942 steht unter 2. Februar: „Abmarsch von Illianowa (richtig: Jewanowa) nach Tscherentschitzi“, unter dem 6. Februar steht einfach: „Verteidigung von Kulakowo“.
Was sich zwischen den Orten Jewanowa und Kulakowo ereignet hat an Erschwernis, im Ertragen von Leiden und Erschöpfung, vom verzweifelten Willen, durchzubrechen, um Anschluß zu finden, von den

Schwerverwundeten, die dabei erfroren sind, zu beschreiben, hieße, sich immer in der Schilderung des Geschehens zu wiederholen. Keine „Deutsche Wochenschau“ in der Heimat heute und kein Kriegsfilm später werden je in der Lage sein, das zu vermitteln, was der deutsche Soldat in seiner Unterlegenheit in allen Bereichen zu ertragen hatte.
Kulakowo ist wie Tscherentschizy ein wohlgeordnetes Straßendorf. Die Bewohner der soliden Holzhäuser scheinen wohlhabender als die bisher kennengelernten zu sein. Möglicherweise verdanken sie dem fischreichen Lowat ihren gehobenen Stand.
Die HKL verläuft auch hier wieder dicht vor dem Dorfrand. Das Schußfeld ist gut, Überraschungen kann es nur in der Nacht, bei Nebel und im Schneetreiben geben. Die Partisanen sind ein beachtenswerter Faktor geworden, der nach verstärkter Bewachung in der Nacht verlangt. Trotz patroullierender Doppelposten fliegen Handgranaten durch die Fenster und gehen Häuser in Flammen auf.
Die Dorfbewohner sind nicht unwillig. Zusammen mit alten und jungen Bewohnern der umliegenden Ortschaften halten sie die Verbindungswege schneefrei. Dafür erhalten sie von uns Verpflegung.
Bei strahlendem Schönwetter und bis zu 40 Grad Kälte habe ich Fahrten zu den umliegenden Ortschaften durchzuführen. Durch die hohen Schneewälle bin ich der Feindsicht schnell entzogen; doch nur der Schwerfälligkeit der gepanzerten Schlachtflugzeuge ist es zu verdanken, daß ich – von ihnen gejagt – ins nächste Dorf entkommen kann. Als ein Verband russischer Jagdflugzeuge sich unserer Stellungen und Verbindungswege annimmt, zwingt die 3,7-Flak einen dieser unangenehmen Vögel zur Notlandung im Tiefschnee.
Seit der Schließung des Kessels gibt es keine zusammenhängende Frontlinie bzw. HKL mehr. Aus Regimentern und Bataillonen sind zusammengewürfelte Kampfgruppen geworden, die HKL wird ersetzt durch Stützpunkte, die die Verteidigung von Dörfern und Straßenknotenpunkten übernehmen. So liegen Soldaten des Ersten Weltkrieges, deren Aufgabe die Instandhaltung und Neuanlage der Straßen wäre, neben den 18jährigen Schützen der Waffen-SS und Freiwilligen aus den volksdeutschen Siedlungsgebieten gemeinsam in ihren Schneeburgen

und leisten der Übermacht des Feindes erbitterten Widerstand. Wer das Dorf als Stützpunkt verliert, kann im Freien bei dieser Kälte nicht weiterleben. Brot und Butter frieren zu Stein, es findet sich kein Holz zum Feuermachen, um Wärme zu erzeugen, der Frost schlägt in das offene Fleisch der Verwundeten. Nur das Dorf, das wärmende Haus ist der allein rettende Punkt, um den es geht.

Bei diesigem Wetter erhalte ich den Auftrag, mehrere Verwundete zu einem bisher von mir noch nie angefahrenen Ort zu bringen, wo sie von Sanitätskraftwagen übernommen werden sollen. In dem überraschend einsetzenden Schneetreiben kann ich mich mit meinem Fahrzeug nur mehr mühsam vorwärtstasten. Nach einer Stunde des Vorwärtskriechens habe ich keine Ahnung mehr, wo ich mich befinde. Als ich den Motor abstelle, um von irgendwoher das Rauschen unseres neuen MG 42 zu vernehmen, um mich orientieren zu können, ist ringsum alles wie in gedämpfte Watte gepackt. Unsere eigenen Worte scheinen allein in Nebel und Schnee zu stehen. Also weiter! Irgendwo müssen wir doch wieder auf Kameraden stoßen. Nach einer weiteren Viertelstunde taucht eine uns entgegenkommende Schlittenkolonne auf, die nur unwillig Platz macht, um uns passieren zu lassen. Die Schlitten sind mit Säcken, Holzfässern und Kisten beladen.

Auf den letzten beiden Schlitten sitzen einige Rotarmisten mit Maschinenpistolen im Arm. Wie ein elektrischer Schlag geht es durch mich: Du hast dich „verfranzt“ und bist bei den Russen!

Sofort kehrtzumachen und die Iwans zu überholen, ist nicht möglich und würde Verdacht erwecken. Also vorsichtig weiter!

Vor uns taucht hinter einer Wegkrümmung das erste Haus eines Dorfes auf. Ich erkenne russische LKW und eine am Straßenrand in Stellung befindliche Pak. Der erweiterte Platz vor einer Scheune bietet sich zum Kehrtmachen an. Der Pak-Bedienung winken wir zu, sie schöpft keinerlei Verdacht. Wie denn auch? Wir sind wie unser Fahrzeug über und über schneebedeckt.

Einen der Verwundeten kenne ich, er ist aus Siebenbürgen. Mit ihm vereinbare ich, was zu tun ist, wenn wir die Schlittenkolonne der Iwans wieder vor uns haben. Nach einiger Zeit ist es dann soweit. Ich fahre dicht

auf, hupe energisch, der Volksdeutsche erhebt sich von seinem Sitz und herrscht die verdutzten Russen in ihrer Landessprache an, rechts ranzufahren und anzuhalten. Die Begleitsoldaten herrschen ihrerseits die Kutscher an und brüllen Befehle nach vorne. An ihnen vorbei verschwinden wir in Nebel und Schneegestöber.
Unserer eigenen, tief eingeprägten Spur folgend, finden wir aus dem Feindbereich wieder hinaus und zur eigenen Truppe.

Unsere gesamte Tagesverpflegung besteht nur mehr aus 400 Gramm Brot, einem gestrichenen Eßlöffel aufgetauter Marmelade, Kunsthonig oder Tubenkäse und dem Zehntel eines Butterstückes, das sind 25 Gramm, oder ebensoviel Margarine.
Der Hunger plagt uns Tag und Nacht. In dieser Kälte ist die Hungerration dreifach spürbar. Trotzdem gibt es viele, die dieses bißchen an Nahrung auf drei „Mahlzeiten“ einzuteilen imstande sind. Ich gehöre nicht zu ihnen. Lieber einmal ein wenig satt sein und dann den übrigen Tag wieder hungern. Hätten wir doch die vollendete Frechheit gehabt, einen der Russenschlitten abzuräumen … Wir schießen auf alles, was kreucht und fleucht: Katzen, Hunde, Krähen, Elstern, Schneehasen. Wir kämpfen, frieren und hungern – aber keiner stiehlt dem anderen das bißchen Futter, das er zum Überleben braucht. Beistand und Vertrauen in die Verläßlichkeit des Kameraden, das ist die Erfolgsgrundlage unserer Truppe.

Durch Tod, Verwundungen und Erfrierungen werden die Verteidiger in den Randgebieten des Kessels immer weniger. Der Feind greift ungestüm an, bei Tag und bei Nacht. Es ist das alte viehische Schlachten; nicht wie in Romanen, Mann gegen Mann, sondern Mann gegen dreißig, fünfzig! – oder die Sekundenschußleistung von 25 aus unserem neuen MG 42 gegen die Massen „Urräääh!“ brüllender Rotarmisten, mit den Maschinenpistolen ihrer Kommissare im Rücken.

Wenn ich keinen Fahrtauftrag habe, liege ich mit meinen Kameraden auf Wache hinter dem Maschinengewehr, der „Hitlersäge“, wie sie vom Feind genannt wird. Alles, was wir an Beutewaffen kriegen können, haben wir in die Verteidigung mit einbezogen. Munition für die russischen MG- und MP-Trommeln haben wir mehr als deutsche, die eingeflogen werden und ihren weiten Weg bis zu unseren Stellungen finden muß. Unsere Männer von der Panzerabwehr haben ihre ausgefallenen 3,7-cm-Paks durch die russischen Krupp-Paks (4,7 cm) ersetzt. Nach Abwehr eines Nachtangriffes schleichen wir in das Vorfeld und ziehen den gefallenen Gegnern die Filzstiefel, Schneehemden und Wattejacken aus. Das Verbot, die russischen Fellmützen zu tragen, wird rigoros umgangen – und nicht geahndet. Seit wir uns die Fellhandschuhe der toten Iwans aneignen, gibt es kaum mehr Frostschäden an den Händen. Für den, der in russischer Adjustierung in Feindeshand fällt, ist es besser, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als auf Pardonierung zu hoffen. Für meine Person habe ich es vorgezogen, in deutschen Klamotten zu bleiben. Mit einem Verwundeten, der in die Heimat abging, habe ich meine Handschuhe gegen seine Fellfäustlinge getauscht. Ihn hatte ich, nachdem alle übernehmenden Sankas überfüllt waren, bis an die Ju 52 auf den Feldflugplatz in Demjansk gebracht. Zum Fahren sind die Fäustlinge ja prima, aber zum Schießen muß ich jedesmal mit meiner Rechten heraus.
Trotzdem gibt es jeden Tag neue schwere Erfrierungen. Mit den russischen Uniformstücken ziehen wir uns auch das tödliche Fleckfieber auf den Leib. Die Ruhr geht um und verlangt ihre Opfer. Unsere „Unterkünfte“ stinken von Kot und den in faulenden Brand übergehenden, erfrorenen Gliedern. Die Schwerverwundeten lauschen unruhig nach dem Kampflärm und dem Angriffsgebrüll der Russen. Die noch handlungsfähigen Schwerverwundeten kauern an den Fenstern, beobachten den Feind und bedienen die Gurtmaschinen, machen Handgranaten und Tellerminen scharf und ziehen Gewehrmunition auf Ladestreifen auf – Tag um Tag, denn der Feind beherrscht die Verbindungswege zwischen den von uns verteidigten Dörfern.
Das Datum meines winzigen Kalenders stimmt wohl nicht mehr ganz genau. Ist ja auch scheißegal! Wir stecken auf jeden Fall in der zweiten

Februarhälfte, und ich habe Wache am MG, an der in Richtung Kalitkino–Demjansk führenden Straße; hinter mir die Scheune mit den aufgestapelten Gefallenen und Erfrorenen, auf der anderen Straßenseite steht unsere russische Beute-Pak. Bisher hatte sie noch nicht viel zu tun. Aus dem Kesselinneren hatten Panzer bisher noch nicht angegriffen. Das Geschütz ist daher in die allgemeine Kampfrichtung gedreht worden, um von seinem überhöhten Standort in die Tiefe des Gefechtsfeldes wirken zu können.
Aus der Richtung der hinter uns liegenden Siedlung kommen zwei Heuschlitten näher. Bei der klaren Sicht erkenne ich durch das Glas trotz der großen Entfernung genau die Klepper vor den Fuhren. Unsere Panjepferdchen werden sich freuen, einmal statt des angefaulten Dachstrohs duftendes Heu zu bekommen. Sie sind ohnedies schon so geschwächt, daß man ihnen die Toten nur mehr einzeln an das Zugscheit hängen kann, um sie durch den Tiefschnee zu den Sammelplätzen zu schleifen.
Ein verhaltener Warnruf läßt mich herumfahren. Die Mannschaft auf der anderen Straßenseite reißt das Geschütz herum und richtet es auf die Heufuhren ein. Die erste Granate ist eingeführt. Der Geschützführer zögert noch und beobachtet etwas seitab von einem Schneehügel herab die Fuhrwerke.
„Auf den zweiten Schlitten, vierhundert, Feuer frei!“ Der spinnt vielleicht! ist mein erster Gedanke. In den Schlitten peitscht der erste Schuß. Die Sprenggranate reißt das Heu von der Fuhre. Was jetzt zum Vorschein kommt, ist kein leerer Pferdeschlitten, sondern ein leichter Panzer mit 4,7-cm-Kampfwagen-Kanone und Maschinengewehr. Seine Granate fährt knatternd über uns hinweg. Ich sehe hinüber zur Pak. Die Bedienung kauert wie ein einziger Guß hinter dem Schutzschild. Im zweiten Schuß fliegt der Feindpanzer auseinander, brennt aus und verglüht schließlich bis in die nächsten Morgenstunden.
Die Aufmerksamkeit des Geschützführers, eines Bauernsohnes aus dem Banat, dem die locker hängenden Zugstränge des Fuhrwerkes verdächtig schienen, hat uns vor einer Überrumpelung bewahrt. Zwei Pferde, die Fuhre Heu und vor allem das frische Fleisch der getöteten Pferde sind eine höchst willkommene Beute.

In den nächsten Tagen gelingt dem Feind die Wegnahme einiger Stützpunkte. Sie waren von versprengten Resten verschiedener Einheiten und Bausoldaten verteidigt worden. Auch sie kamen in den Besitz der vielversprechenden Flugzettel mit den „Passierscheinen“ zum Überschreiten der russischen Frontlinie. In der für sie aussichtslos scheinenden Lage hatten sie sich ergeben. Verwundete wurden sofort, Offiziere und Unteroffiziere nach Verhören niedergemacht, von den Straßenbauern blieben welche am Leben, wahrscheinlich um für den Feind zu arbeiten. Das Wissen um diese Vorgänge stammt von einem aufgefundenen Schwerverwundeten, der für tot gehalten wurde.
Der links vom Lowat liegende Ort Kobylkino und das am anderen Ufer liegende Korowitschino, in schweren Kämpfen seit Wochen von unserem Pionierbataillon und Männern einer Straßenbaukompanie gehalten, können gegen die gewaltige Übermacht nach eingetretenem Munitionsmangel nicht länger verteidigt werden. Immer wieder haben sie den eingedrungenen Feind im Nahkampf aus dem Stützpunkt geworfen, sind mit geballten Ladungen die Feindpanzer angegangen. Völlig isoliert und von der Umwelt abgeschlossen, lediglich auf die kärgliche Luftversorgung angewiesen, entschließt sich der Kommandeur, SS-Hauptsturmführer Ullrich, das von ihm verteidigte Korowitschino und das von seiner 1. Kompanie unter Obersturmführer Seela gehaltene Kobylkino in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar zu räumen. Den Gefallenen kann nur ein Schneegrab bereitet werden, aber sämtliche Verwundeten werden auf dem Marsch an die innere Kesselwand an der Robja mitgeschleppt. Das Durchbrechen des Einschließungsringes abseits des gesperrten Verbindungsweges gelingt im Tiefschnee geräuschlos, nur gestört vom unterdrückten Stöhnen der Verwundeten auf den Behelfsbahren und dem leisen Gefluche der tragenden, ziehenden und stürzenden Kameraden. Sie kämpfen sich durch die im „Hinterland“ operierenden Feindverbände bis zu den Stützpunkten an der Robja durch und beziehen, halbverhungert und abgekämpft, wieder Abwehrstellung nahe Kukuje, in Nachbarschaft mit der Kampfgruppe

Knöchlein, die den Bereich Koslowo–Welikoje Sselo im Südwesteck des Kessels zu verteidigen hat.
Erst nach Erreichen der Robja ist für die Schwerverwundeten der Weg zum rettenden Feldflughafen in Demjansk möglich. Die leichter Verwundeten bleiben bei den Einheiten oder im Feldlazarett der „T“-Division.

Mit gewaltiger Übermacht drängt der Feind in den Kessel. Nach der Aufgabe von Kobylkino und Korowitschino wäre der Weg in den Kessel frei, doch schon stoppt ihn die Besatzung von Biakowo. Durch die Räumung der beiden Lowat-Orte hängen wir nun in Kulakowo, der neuen Kesselfront an der Robja weit vorspringend, „frei in der Luft“, wie das der Kommandeur der Kampfgruppe, Sturmbannführer Hartjenstein, äußert. Seit Wochen bin ich als Fahrer des Kommandeurs zur Kampfgruppe abgestellt, fahre Verbindungsaufnahmen oder mit Spähtrupps und versuche, Schwerverwundete und Munition – nicht immer mit Erfolg – durch die Iwans zu bringen.
Nun sitzt der Feind auf der schnurgeraden Rollbahn Korowitschino–Welikoje Sselo, hinter uns den Kontakt zur neuen Robja-Linie sperrend. Gesperrt ist dadurch natürlich auch der Kontakt zum Flugfeld Demjansk, Rettungsanker für unsere Verwundeten und Versorgungsbasis der gesamten Kesselbesatzung.
Noch haben wir genügend Munition, aber keinen Arzt. Mit Nachschub ist nicht zu rechnen. Bei Tag beschießt uns die Russen-Artillerie und jagen uns die IL 2 mit Raketen und Kanonen, und in der Nacht stürmen die Rotarmisten im Schein der Leuchtkugeln in das Netz unserer Leuchtspur-Flugbahnen. Schon liegen Hunderte Gefallene zwischen Tscherentschizy und Kulakowo und um unser Dorf herum. Die Munitionsbestandsmeldungen werden immer bedenklicher. Die angeforderte Luftversorgung bleibt vollkommen aus. Es läßt sich ausrechnen, wann wir uns verschossen haben werden und man uns mit den Bajonetten aufspießen wird können. Noch einmal gelingt es uns, von den gefallenen MG-Bedienungen Munition für unsere Russen-MG

hereinzubringen und den Mantelsäcken der gefallenen Iwans gedörrten Fisch zu entnehmen. Wir hungern! Längst gibt es die 400 Gramm Brot nicht mehr. Die tägliche Brotration hat nur mehr die Dicke einer Handkante. Die Panjepferdchen, die vor den Russenpanzer gespannt waren und im Feuer unserer Pak verendeten, haben wir längst verzehrt. Es blieb kein Faserchen Fleisch auf den ausgekochten Knochen.

In den Abendstunden des 28. Februar werden die Räumung Kulakowos und der Durchbruch zur neu entstandenen Kessellinie vorbereitet.

Tief in der Nacht werden während heftiger Feindangriffe die Verwundeten auf die verbliebenen Panjeschlitten verladen. Zu unserer Verwunderung verläßt die Zivilbevölkerung noch vor uns das bedrängte Dorf und setzt sich auf unserer Rückzugsstraße in Bewegung. In den vor sechs Tagen geräumten Ortschaften Kobylkino und Korowitschino sind die Russen mit der zurückgebliebenen Bevölkerung grausam verfahren, weil sie den verhaßten „Germanskys“ geholfen haben. Um die eigene Haut zu retten, haben sie sich gegenseitig denunziert. Nach den Aussagen eingebrachter Gefangener sollen ganze Familien gefoltert und erschlagen worden sein. Das hat sich offensichtlich wie ein Lauffeuer im Dorf verbreitet.

Tatsache ist, daß sich keiner unserer Stützpunkte so lange halten hätte können, wenn nicht die zivilen Schneeräumkommandos die Verbindungsstraßen passierbar gehalten und die Opfer auf sich genommen hätten, die die Schlachtflugzeuge mit dem Roten Stern verursachten.

Wir haben mit der Bevölkerung und auch mit den Gefangenen – sobald sie erst einmal dem Zugriff der Kommissare entzogen sind – ein gutes Verhältnis, und so mancher Hilfswillige schließt sich ohne Waffendienst uns an. Daß sie samt und sonders von unseren Rassen-Propaganda-Aposteln als zur „Untermenschen“-Kategorie gehörig erklärt werden, ist urtypisch deutsch.

Den Schuppen, in dem die Gefallenen gestapelt sind, zünden wir an – besser ein Feuergrab als gar keines. Die wenigen noch stehenden Häuser werden derart vermint, daß sie beim Betreten in Flammen aufgehen.

Die Kolonne setzt sich mit allen Verwundeten und allen Waffen auf der Straße Richtung Südosten in Marsch. Meine Aufgabe ist es, die beiden letzten MG-Bedienungen, die zur Irreführung des Feindes eine intakte

Besetzung vortäuschen sollen, später aufzunehmen und nachzufahren. Als letztes wird die Holzbrücke am Ortsrand gesprengt, um ein sofortiges motorisiertes Nachdringen unmöglich zu machen. Außerhalb der Feindeinwirkung, verminen wir hinter uns die Rückzugsstraße und treffen noch vor der nächsten Ansiedlung, welche die Russen gerade erst eingenommen hatten, auf unsere Einheit. Die Iwans sind so überrascht, schon wieder aus dem warmen Nest geworfen zu werden, daß sie die durch den Ort führende Straße freigeben und wir fast ohne Verwundete diese Sperre hinter uns bringen.

An einer mir schon vertrauten Straßengabelung erreichen wir die Rollbahn, auf der wir eine russische Schlittenbesatzung stellen. Ihre Aufgabe war es, auf der etwa 20 km langen, schnurgeraden Strecke zu patroullieren; sie hatten in uns „eigene Truppe" gesehen. Das Wichtigste auf den Schlitten: die Lebensmittel! Unter vielen sichernden Halten erreichen wir noch in der schützenden Dunkelheit Welikoje Sselo an der neuen Robja-Linie, haben – wenn auch kämpfend – Anschluß an die Nachbarstützpunkte, Funkverbindung nach Demjansk und Staraja Russa.

Der Kessel ist in den letzten Tagen geschrumpft. Die Verteidiger sind dahingeschmolzen wie der Schnee in der Sonne. Von Mick bekomme ich Nachricht, daß er noch lebt. Ziegenfuß hat seine Verwundung in einem Heimatlazarett ausgeheilt und sich darum beworben, wieder in den Kessel eingeflogen zu werden. „Der Depp!" bestätigt Mick verwundert bei unserem nächsten Zusammentreffen. Er hat sein Motorrad auf einen LKW verladen und sich einen Russengaul gesattelt.

Godilowo ist eine Wucht. Hierher sind wir „zur Erholung" verlegt worden, haben einen Arzt, der sich der Verwundungen und Frostschäden annimmt. Diese Verwundungen durch die Natur sind vielfach so schwer, daß das Abtrennen von Gliedmaßen und das Ausfliegen aus dem Kessel notwendig werden.

Godilowo ist kein großes, aber irgendwie ein gepflegtes Dorf. Die Holzhäuser sind sauber und die Bewohner ebenfalls. Eine U 2, der russische

Uralt-Doppeldecker, hat einen Pferdestall bombardiert. Zu der 300-Gramm-Brotration gibt es nun für einige Tage kleine Portionen Pferdefleisch. Sofort steigt die Stimmung, und schon wollen einige Moskau stürmen.
Im Nachbarhaus wohnt ein bildhübsches Mädchen, ein Traum von Weiblichkeit! Sie wäscht unsere vor Dreck stehende Wäsche und flickt die zerrissenen Uniformen, wenn man sie darum bittet. Wir revanchieren uns mit Kleinigkeiten, die wiederum für sie von Bedeutung sind: etwas Kernseife, Feuerzeug, Feuersteine, Kerzen, Tabak usw. Im übrigen ist sie, sehr zum Mißfallen unserer Supermänner, zu keinerlei Diensten bereit. Während uns sonst Russenmädchen als klein, gedrungen, mit stumpfen Nasen in breiten Gesichtern und nicht immer ganz sauber bekannt sind, ist Natascha die Germanin in Reinkultur: blond, blauäugig, schlank, mittelgroß, Sauberkeit ausstrahlend und einfach eine ungewöhnliche Schönheit. Ihr Gesichtsausdruck kann sehr herrisch wirken, wenn manche in ihren Wünschen allzu deutlich werden. Wir alle himmeln sie an. – Eines Tages verschwindet sie mit einigen der russischen Hilfswilligen zu den Partisanen in den Wald.

Der Ring des Feindes liegt eisern um dem Kessel von Demjansk. Obwohl wir immer weniger werden, reichen die eingeflogenen Versorgungsgüter nicht aus. Die Artillerie schießt dort, wo einige Lagen Sperrfeuer angefordert werden – wenn überhaupt – nur geschützweise. „Zwei Schuß Trommelfeuer!“ wie gelästert wird. Alle Fahrzeugbewegungen sind schärfstens eingeschränkt. Nicht einmal das Warmlaufenlassen der Motoren einzelner Gefechtsfahrzeuge, um deren Einsatzbereitschaft zu sichern, ist erlaubt. Wir hungern! Wir hungern und magern weiter ab und sind nur mehr Schatten unserer Selbst. Wird ein Pferd von einem Granatsplitter getroffen, reißen wir schon das Fleisch von seinem Leib, noch ehe es ausgeblutet hat. Noch in der gleichen Stunde wird die Kostbarkeit im Heißhunger hinuntergewürgt. Die Folgen: Darmentzündungen, die der Ruhr ähnlich sind. Was in der Heimat bei guter Pflege im warmen Krankenzimmer kein großes Problem ist, bringt hier, ohne Medikamente und

Schonungsmöglichkeit, den Menschen um. Die Kranken müssen ebenso hinaus auf Wache wie die Leichtverwundeten und noch Gesunden. Ihr Fehlen würde Lücken in den Reihen der Verteidiger in den Schneelöchern und Iglus noch größer werden lassen. Viele der Darmkranken sterben in stinkenden, nassen Hosen einen in keinem Lied besungenen Tod.

„Der schönste Tod von allen – ist der Soldatentod …“ Was für ein Arschloch das wohl geschrieben haben mag? Wohl irgendein Spinner mit Herzschuß-Morgenrot-Komplex.

Während es in Godilowo, das ein wenig von der Kessel-Außenfront abgesetzt liegt, bei Tag noch relativ ruhig ist, versucht der Feind immer wütender, den Kessel aufzuspalten. Neuerlich werden die Dorfstützpunkte, jeder für sich, eingekesselt. Doch sie halten eisern, die Verteidiger von Welikoje Sselo, Demidowo, Kalitkino und alle anderen an der Robja; hungernd, frierend, krank, verzweifelt sich der unheimlich stabilen Übermacht gegenübersehend. Nur schwer gelingt es neuerlich, die Verbindung zwischen den Dörfern aufrechtzuerhalten. Funk und der in früheren Tagen verlegte Telefondraht – jetzt tief unter dem Schnee liegend – geben allein die Möglichkeit, Nachrichten durchzubringen. In verschlüsselten Sprüchen wird gehofft, versprochen, verweigert – und verflucht!

Eine Kampfgruppe, die aus ihrem Dorf geworfen wurde, erhält aus einer Heinkel 111 einen Block Butter und einen Sack Brot, beides tiefgefroren, in den Schnee geworfen. Es ist völlig unmöglich, auch nur einen Splitter aus dieser Kostbarkeit herauszubrechen oder etwas auf dem Leib aufzutauen. In der Nacht nimmt die Kampfgruppe ihr Dorf unter schweren Verlusten im Nahkampf wieder in Besitz. Erbeutete Verpflegung, Waffen und Munition des Feindes dienen den Siegern.

Der Feind muß die „Festung“ Demjansk, deren Bollwerk nur aus den Leibern der Verteidiger besteht, noch vor dem Frühjahr in seinen Besitz bekommen. Allein über Demjansk führen die festen Rollbahnen nach Westen, mittels deren es möglich ist, den lebenswichtigen Nachschub an

seine weit hinter uns durchgebrochenen Verbände heranzubringen. Gelingt ihm das nicht, dann hat nicht er die Deutschen, sondern die Deutschen ihn eingekesselt, weil er dann mitten im Sumpf sitzt und bewegungsunfähig geworden ist. Irgendwann wird uns irgendwo ein diesbezüglicher Tagesbefehl verlesen.
Mitte März springen 6.000 sowjetische Luftlandesoldaten in den Kessel, um auf Demjansk anzutreten. Mein Bataillonsadjutant aus dem Westfeldzug, Stürzbecher, tritt mit schnell zusammengerafften Troßsoldaten dem neuen Feind entgegen und wird nahezu vollkommen von der Übermacht des bestausgerüsteten Gegners aufgerieben. Aber es wird so viel Zeit gewonnen, den Widerstand zu organisieren und die Soldaten der 1. und 4. sowjetischen Luftlandebrigade im Absprungraum zu halten.

Überraschend werde ich mit meinem Geländewagen zu einem Sonderunternehmen abgestellt. Eine kleine Gruppe „alter“ Rottenführer unter dem Kommando von Sturmbannführer Hartjenstein wird mit dem Auftrag gebildet, eine neue Versorgungsstraße „nach draußen“ anzulegen. Mit anderen Worten: Nachdem die bei Ramuschewo über den Lowat führende Straße von den Russen gesperrt ist, soll der verzweifelte Versuch unternommen werden, unbemerkt einen Verbindungsweg nach Westen aus dem Schnee zu wühlen.
Ein Dreiachspflug der 30. Infanterie-Division mit Schneeräumausrüstung wird uns mit zwei verwegen aussehenden Obergefreiten zugeteilt. Für diese Aufgabe stehen genügend Sprit und Sonderverpflegung zur Verfügung.
Unser Haus in Godilowo wird zum Hauptquartier dieses Unternehmens. Während Stubaf. Hartjenstein auf der Karte die günstigste Streckenführung festlegt und ausmißt, rüsten wir die Fahrzeuge aus. Auf der Ladefläche des Schneeräumers werden zwei Maschinengewehrstände montiert, auf alle sechs Räder kommen Schneeketten. Unbefohlen laden wir noch trockene Brennholzscheite in Massen auf.
„Verfrorenes Kind scheut das Feuer nicht!“ würde Ziegenbeinchen vielleicht kommentieren. Es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß wir

irgendwo tagelang festhängen.
Der Offizier erklärt die Lage: Luftaufklärung zufolge, konzentriert der Feind seine Truppen derzeit auf den Ost- und Nordostteil unseres Kessels. Der Südosten soll hingegen fast unbesetzt sein. Das wäre *die* Gelegenheit, in diesem Raum Verbindung nach außen, zur Hauptfront, zu suchen.
An einem der Märztage treten wir in völliger Dunkelheit und im heftigen Schneetreiben unsere Feindfahrt an. Es ist ein abenteuerliches, kaum erfolgversprechendes Unternehmen, ein „Himmelfahrtskommando“ weit in den Rücken des Feindes. Beim gemeinsamen Abendessen mit Stubaf. Hartjenstein hat er mir eröffnet, daß ich ab sofort wieder zur Kampfgruppe Knöchlein gehöre, aber vom Stab derselben für diese Aufgabe abgestellt wurde. „Nehmen Sie Brunnegger, diesen Überschlauen, der kommt von überall zurück!“ soll Hstf. Knöchlein gesagt haben.
Bis zum Kesselrand sind es etwa fünf Kilometer. Den Ausgangspunkt der Fahrt haben wir schon bei Tag erkundet. Ohne Licht stürzt sich der Allrad-Dreiachser mit seinem spitzen Räumschild von der Straße in das leicht abfallende Schneefeld. Insgesamt besteht unser Kommando aus einem Offizier, fünf Rottenführern und den beiden Obergefreiten im Führerhaus des Schneeräumers. Die beiden MG-Schützen und die beiden Funker in meinem Wagen sind Volksdeutsche und sprechen russisch.
Die Kälte hat merklich nachgelassen und dürfte „nur noch“ um die 20 Grad unter Null betragen. In einigem Abstand folgen wir dem mahlenden, eine schmale Schneise in den hohen Schnee drängenden Vorderfahrzeug. Ich spüre sofort, daß die Gefahr, sich in dem lockeren Restschnee festzufahren, enorm ist.
Nach einer halben Stunde wird es notwendig, daß der führende Offizier mit seinem Marschkompaß auf den Schneeräumer umsteigt, weil der Fahrer in der fast vollkommenen Dunkelheit ständig die Allgemeinrichtung verliert. Der Obergefreite kommt dafür fluchend, wie könnte es anders sein, aus seinem warmen Führerhaus in meine – wie er sich ausdrückt – „eisgekühlte Hämorrhoidenschaukel“.
Schon vor Mitternacht schneiden wir die erste quer zur Fahrtrichtung liegende, schneeverwehte Straße der Russen an. Das geschieht in der Dunkelheit ganz überraschend und ist eigentlich erst an der plötzlichen

Entlastung des schwer arbeitenden Motors zu merken. Auf der anderen Seite der Russenstraße bohren wir uns sofort wieder in die nächtliche Schneelandschaft, um von dem möglicherweise doch befahrenen Verbindungsweg des Feindes schnell wegzukommen. Dann müssen wir aber noch einmal zurück, um unseren geräumten Fahrweg mit umgehauenen Erlen beiderseitig zu blockieren, damit es den Iwans nicht einfällt, diesen versehentlich zu benützen.

Bald wechselt die Geländeform. Das Land wird welliger und allmählich zu einem weitgestreckten Staudenwald. Immer häufiger muß der Dreiachser zurücksetzen, um für den erhöhten Widerstand mehr Schwung zu haben. Ich fürchte um das „Eingeweide" meines Wagens, wenn das Gehölz gegen die Unterseite meines Fahrzeuges rasselt. Mir fällt die Rollbahnkreuzung vom Sommer wieder ein, wo es mir die Benzinleitung abgerissen hat. Nur jetzt nicht zum Reparieren unter den Wagen müssen!

Gegen 3 Uhr morgens schneiden wir die zweite Russenstraße an. Sie ist gut geräumt und mit Sicherheit viel befahren. Der Sturmbannführer beschließt, für heute das Unternehmen abzubrechen, auf der Feindstraße die Fahrzeuge zu wenden und wieder in den Kessel zurückzufahren, was mich eigentlich wundert. Wozu dann die Marschverpflegung für sieben Tage und die Funker im Auto? – Auch hier versperren wir unsere Straßenmündung mit rasch umgehauenen Stangen, damit sich der Iwan erst gar nicht angewöhnt, darauf spazieren zu fahren und uns bei solcher Gelegenheit unausweichlich zu begegnen. Die Fahrt zurück in den Kessel verläuft ohne Zwischenfälle. Von erhöhten Punkten aus erkennen wir den Feuerschein brennender Hütten und das Werken der schweren Waffen von Angreifern und Verteidigern am Aufflammen des Nachthimmels. Das wird wohl wieder Kalitkino und Biakowo gelten, wo der Russe seit der Räumung Korowitschinos mit aller Kraft den Kessel zu spalten versucht. Am Ausgangspunkt unserer Fahrt steht ein Sturmgeschütz und sichert feindwärts. Eine nervöse Besatzung könnte uns ins Jenseits befördern. Als ihre Leuchtkugel hochzischt, erkennen sie uns als „Eigene" und räumen die Zufahrt mit erheblichen Schwierigkeiten. Das Sturmgeschütz ist nur mehr bedingt einsatzfähig.

Wieder in Godilowo, werfen wir uns beglückt auf unser Strohlager, nicht ohne noch vorher ein paar mächtige Scheite in das offene Maul des riesigen

gemauerten Ofens geworfen zu haben. „Bis der Milchmann kommt, sind die da oben schon schön braun und knusprig“, meint einer mit einem Wink auf die Russenfamilie, die auf dem Ofen ihr Nachtlager hat.
Die Nacht ist für Godilowo „ruhig“. Keine Feindartillerie oder Werfergranaten. Das Rauschen der Feuerstöße aus dem MG 42 gilt – vereinzelt – nur feindlichen Spähtrupps; also nichts Gefährliches, und die U 2, die einsam über dem Dorf auf Licht lauert, vermag uns nicht am Einschlafen zu hindern.

Heute begeben wir uns noch bei Tageslicht zum Ausgangspunkt unseres Unternehmens. Erschrocken stelle ich fest, daß die aufgeworfenen Schneewälle des geräumten Weges im Licht der flach einfallenden Sonnenstrahlen auf viele Kilometer zu sehen sind. Bei Tageslicht sind sie für eine U 2 sofort als „neu“ erkennbar, und dann läßt es sich leicht errechnen, wo wir aufgelauert werden oder wann wir auf Minen fahren. Mit scharfen Gläsern suchen wir das Schneegelände bis zum Horizont ab: nichts, nicht die geringste Spur von Iwans ist zu entdecken. Eine selten ruhige Ecke, dieser Süden! Das immer noch die Ausfahrt blockierende Sturmgeschütz scheint vollkommen überflüssig zu sein.
Vor der Abfahrt aus Godilowo kam ich auf die Idee, unsere Fahrzeuge mit Wasser zu bespritzen und mit Schnee zu bewerfen. Jetzt ist kein bißchen Feldgrau, keine Nummerntafel und kein taktisches Zeichen – der Totenkopf – zu erkennen. Über unseren Mänteln tragen wir gräulich-weiße Schneehemden, die genauso dreckig sind wie die der Russen. Die schwarzen Erkennungsstreifen sind schon vorher der Schere zum Opfer gefallen.
Gegen Mittag hat es überraschend getaut, aber während wir noch verharren, zieht es kräftig an und läßt auf eine frostkalte Nacht schließen. Auf schützende Dunkelheit brauchen wir heute nicht zu hoffen. Ein fast voller Mond strahlt vom grauen Himmel. Mit Vollgas jagen wir in der Dämmerung aus dem Kessel. Heute fahre ich Spitze, und der Dreiachser fegt hinter mir her. Alles geht reibungslos. Die Absperrstangen an der ersten

Straßenüberquerung sind noch da und werden nach dem Passieren der Kreuzung wieder säuberlich aufgelegt. Kurz vor dem gestrigen Endpunkt angekommen, stellen wir eine die Kreuzung passierende Schlittenkolonne fest. Wir halten sofort an und hantieren an unseren Fahrzeugen herum. Geistesgegenwärtig werfen die MG-Schützen Decken über die MG 42. Verdammt, daran hatte ich nicht gedacht! Wir haben doch genug Beute-MG mit den praktischen Tellermagazinen zur Luftabwehr im Einsatz. Kein Problem, sie mit dem Fliegerabwehr-Dreibein auf dem Schneeräumer zu montieren. Die Schlittenkutscher sind auch hier alte Bauern, die kaum aus ihren Schafpelzen lugen. Über den ausgehungerten Pferdchen wölbt sich der hölzerne Bogen und läßt sie noch kleiner erscheinen. Am letzten Schlitten hocken wieder ein paar Rotarmisten mit Maschinenpistolen im Arm. Einer winkt uns zu, wir winken lässig zurück – denn wir sind von der motorisierten Truppe, keine von den gewöhnlichen „Fußlatschern“.
Außer Sichtweite der Iwans brechen wir auf der anderen Seite in das unberührte Schneefeld ein und sperren auch hier unsere Straße mit Erlenstangen.
Nach einer Stunde kommen wir wieder in ein dichtes, nicht zu umfahrendes Staudengelände. Es streckt sich, mit jungen Birken und Erlen durchsetzt, bis zum Horizont dahin und liegt wie ein Riegel vor uns. Ständig nach dem besten Weg suchend, der später auch von unseren Fahrzeugen befahren werden kann, wühlt sich der Dreiachser durch das Gestrüpp.
Urplötzlich stehen wir vor einem tiefen, weiten und langgestreckten Tal. Das Gelände fällt steil ab. Unten in der Senke steht kein Baum, kein Strauch. „Der Lowat!“ stellt der Sturmbannführer fest. „Genau fünfzig Kilometer vom Kesselrand bis hierher laut Tacho, Herr Oberst!“ meldet der Obergefreite, der den Schneeräumer fährt. „Danke, für Sie bin ich ausnahmsweise nur Major“, meint der Sturmbannführer trocken. Unschlüssig stapft er im Schnee umher. Es geht verdammt steil da hinunter. Mit meinem Wagen komme ich hier allein nicht mehr herauf.
„Na, woll’n wir mal?“ – mehr Frage an den Fahrer als Befehl. „Hinunter gern, aber wie zurück herauf? Herr Oberst?“ beharrt der Fahrer. Wieder langes Überlegen: „Wenn’s gar nicht anders geht – über Cholm! Mein

Auftrag lautet, einen Weg über den Lowat zu finden. Also los, und hinüber!“

Der Obergefreite ist ein äußerst geschickter Fahrer. Bald stehen wir vor dem eigentlichen Flußbett, das ganze Tal ist einige hundert Meter breit. Es zeigt sich sehr schnell, daß der jenseitige Hang noch viel steiler und wegen des Tiefschnees einfach nicht zu überwinden ist.

Wir folgen dem vereisten Flußlauf. Der angewehte Schnee ist hier viel höher als oben auf dem Plateau. Der Dreiachser kommt nur stockend und schrittweise vorwärts. Für mich ist die Sache klar: Wir können den Lowat tagelang hinab- oder hinaufwühlen, aber ohne fest gebaute Straße werden wir das jenseitige Ufer nicht hinaufkommen. Zu tief hat sich der Fluß in sein Bett gegraben. Zurück kommen wir auch nur, weil wir uns schon einen Weg vorgewühlt haben, sonst säßen wir jetzt in der Falle.

Nach stundenlangen vergeblichen Versuchen hat sich die Situation nicht geändert. Zwar sind die Uferränder manchmal niedriger, aber gerade dort noch steiler. Verärgert befiehlt Sturmbannführer Hartjenstein den Rückmarsch. „Wenn es noch geht!“ erwidert der Obergefreite nüchtern.

Wo wir in das Lowat-Tal eingedrungen sind, müssen wir auch wieder hinaus. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Bevor wir schließlich unser Ufer wieder erklimmen, hänge ich meinen Wagen mit dem Schleppseil an das Allradfahrzeug. Bis auf uns Fahrer steigt alles auf die Plattform des Dreiachsers, um damit die Griffigkeit der sechs Räder erhöhen zu können. Und dann geht es mit niedrigem Gang und Vollgas den Steilhang hinauf, mit einer Energie, daß ich Angst bekomme, das Hintergestell meines Wagens zu verlieren. Mit einigem Würgen schaffen wir auch noch die letzten steilsten Meter.

Erst einmal oben angelangt, wird uns allen klar, daß wir die fünfzig Kilometer zurück nicht mehr in der Dunkelheit schaffen können. Zuviel Zeit mußte für die Versuche einer Flußüberquerung aufgewendet werden.

Die Entscheidung des Sturmbannführers, trotz des bewußten Risikos sofort die Rückfahrt anzutreten, wird von allen begrüßt. Das Risiko, bei Tageslicht entdeckt zu werden, ob wir nun verharren oder auf der Retourfahrt auf Russen treffen, ist ziemlich gleich hoch einzuschätzen.

Der anbrechende Tag löst das bisher so hilfreiche Mondlicht ab; ohne dieses wären wir heute nicht so gut vorangekommen.
An der Russenstraße angelangt, treffen wir wieder Schlittenkolonnen in Richtung Norden, ohne Begleitmannschaften. Während wir noch vor der Straßeneinmündung verharren, springt einer unserer Dolmetscher ab, hält das letzte Gefährt an und räumt es mit wenigen erklärenden Worten vollkommen ab, bevor er es wenden läßt und zurückschickt. Im Überqueren der Straße werfen wir die Säcke auf den Räumer und sind verschwunden, ehe nachkommende Schlittenbesatzungen den Vorgang stören können.
Auch die nächste Russenstraße erreichen wir ohne jede Störung. Sie ist noch immer nicht geräumt und scheint vollkommen außer Verwendung zu sein. Wie gestern erreichen wir den Kesselrand ohne weitere Zwischenfälle.
Unser Auftrag, eine neue Straße zur Hauptfront aus dem Schnee zu räumen, wurde nicht erfüllt. Einziger Erfolg: drei Säcke Hartwurst, zwei Säcke klebrigschwarzes Brot, als es erst einmal aufgetaut war, ein Sack geräucherter gedörrter Fisch und ein Karton Schmalzkonserven deutscher Herkunft.
Am folgenden Tag wird Sturmbannführer Hartjenstein zum Divisionskommandeur zur Berichterstattung befohlen. Nach langer Zeit komme ich somit wieder einmal in das Kesselinnere, dorthin wo Obergruppenführer Eicke seinen Befehlsstand hat.
Das Zusammentreffen der beiden Offiziere und die Berichterstattung Sturmbannführer Hartjensteins über das mißglückte Unternehmen erfolgen im Freien vor dem Gefechtsstand. Obergruppenführer Eicke läßt ein Gewitter auf den vor ihm Stehenden niedergehen. Mehrmals dringt ein abwertendes „Unfähig!" an meine Ohren.
Über die Fähigkeiten „meines" Sturmbannführers zu urteilen, steht mir nicht zu, aber egal, wie – die zu überwindenden Lowat-Ufer wären deshalb um nichts weniger steil geworden und weiter unüberwindlich geblieben. Sie waren eigentlich nichts anderes als ein verlängerter Kesselrand; daher auch die festgestellte geringe Truppenkonzentration der Sowjets in diesem Raum.
Sturmbannführer Hartjenstein wird, wohl auch unter Berücksichtigung seines fortgeschrittenen Alters, aus dem Frontdienst entlassen und aus dem

Kessel geflogen. Ich habe mich – zu meiner Einheit zurückversetzt – bei Hauptsturmführer Knöchlein zu melden und meinerseits über das Unternehmen Auskunft zu geben. Er meint: „Sie haben großes Glück gehabt, bei Nacht im Lowat-Tal auf und nieder gewühlt zu haben. Die Ufer sind besiedelt und wahrscheinlich auch besetzt. Bei Tag wäre das mit einiger Sicherheit ins Auge gegangen."

Im Vorraum sehe ich einen Teil unserer „Beute" stehen. Nach dem Auftauen wird sie an die Kampfgruppe verteilt werden. Bei dem Hunger, den wir leiden, ist das allein schon den Aufwand und das Risiko des Unternehmens wert gewesen.

Die zweite Monatshälfte des März sticht nicht aus dem bisherigen Kriegsalltag heraus.
In unserer Hütte erschlägt die grobknochige Bäuerin die fast bewegungsunfähige Uraltgroßmutter auf dem Ofen, die Platz und Suppe wegnimmt, ohne dafür noch etwas leisten zu können.
Zum Monatsende hin sinkt die Temperatur nachts nochmals fast bis auf 50 Grad minus. Tage und Nächte fegt schon der Sturm über die verschneiten öden Hügel. Die Eiskristalle, scharf wie die Zähne einer Säge, zerreißen die freiliegende Gesichtshaut und zwingen zum Schließen der Augen, wenn diese nicht zerstört werden sollen. Grauen Rauchfahnen gleich zischen die Schneegewölke aus dem Norden heran. Viele Kameraden erfrieren in den Schneelöchern, ermattet durch die ständige Kälte, Krankheit und Hunger. Der Sturm verweht sie erbarmungslos.
In einer dieser Nächte dringen die sowjetischen Luftlander im Kesselinneren in ein Dorf ein. Ein Kampf um jedes Haus entbrennt, mit einer Verbissenheit ohnegleichen. Sind diese Elitesoldaten erst einmal in einem Haus, sind sie nur schwer wieder hinauszuwerfen. Bis zum Morgengrauen haben sie fast das ganze Straßendorf besetzt. Mit Verstärkung für unsere Mannschaft ist nicht zu rechnen. Pferdeschlitten, die Munition und Verpflegung heranschaffen sollen, und mein Dr. Butzal mit seinem Sanitäter Wanner fallen den Russen in die Hände. Man findet unsere Kameraden Tage später erschossen auf. Eine Schi-Patrouille meldet die Verbindungsstraßen zu den Nachbardörfern feindbesetzt. In der darauffolgenden Nacht nimmt ein junger Oberscharführer – ein alter Hase im West- und Ostfeldzug – nach Ausfall aller Offiziere die Truppe entschlossen unter seinen Befehl und erobert das Dorf wieder zurück.
Am Funkgerät wie immer: „Südlich des Ilmensees keine besonderen Kampfhandlungen.“ „Logisch!“ meint Kleemann mit tropfender Nase, „für dreißig, vierzig Tote pro Kaff braucht es keine besonderen Kampfhandlungen.“
Am Gefechtsstand der Kampfgruppe Knöchlein hocken Kleemann – wieder Fahrer vom Hauptsturmführer – und ich als Fahrer des Adjutanten öfters im

Funkbunker. Kleemann ist in fahrtenloser Zeit Leibdiener seines Kommandeurs, während ich als Melder meine Aufgaben zu erfüllen habe.
Kleemann ist es egal, welche Aufgaben man ihm überträgt. Er röstet die Brote über dem Feuer, streicht die Brotschnitten, wärmt das Wasser zum Waschen und Kochen, wäscht die Wäsche und stopft die Socken Knöchleins.
Kurz – er kümmert sich von morgens bis morgens um alles. „Ist dir das nicht zu blöd?“ frage ich einmal den Berliner. – „Du bist vielleicht ein Arsch! Ich kenne den Inhalt der Proviantkiste des Chefs, er nicht und du auch nicht!“ grinst er. „Der Pilz (Koch der Stabskompanie) wird es nie riskieren, dem Kommandeur die derzeitigen 300 Gramm Brot vorzulegen, sonst ist er weg vom Fenster als Koch, von seinem warmen Kessel, und hat innerhalb von ein paar Wochen einen kalten Arsch! Du hast da noch einiges zu lernen, Jungchen!“ meint er abschließend.
„Mein“ Dr. Grütte ist da anders, er hat schon früh gemerkt, wie ich es hasse, Leibeigenen-Dienste zu verrichten. Ihn möchte ich als Kompaniechef. Er käme bei seiner Mannschaft gut an. In Michalzowo hatte er geschwiegen, als der Kommandeur von Dr. Butzal einen halben gehäuteten Schneehasen gegen eine Flasche echten Cognac eintauschte. Kleemann hatte den Schwindel sofort erkannt, als er die eingezogenen Krallen des „Schneehasen“ erfühlte.

Ich werde als Melder einem starken Stoßtrupp zugeteilt, der die Aufgabe hat, die Straße nach Kalitkino vom Feind zu säubern und zur Kampfgruppe des Untersturmführers Karthaus, der als letzter Offizier die 1. Kompanie unseres Bataillons geführt hatte, durchzubrechen. Unter erheblichen Verlusten erreichen wir Kalitkino, wo wir mit Freudengeheul empfangen werden.
Der Russe drückt mit Wucht auf diesen an der Kesselfront vorspringenden Ort. Auch hier in Kalitkino schießt alles, was ein Gewehr halten kann. Manche schießen zu früh, zu oft, zu lang: die Bausoldaten. Sicher ist sicher,

nur keinen herankommen lassen! Das kostet uns in der letzten Phase des Durchbrechens neuerlich Ausfälle.
Seit Wochen rauschen die Feuerstöße der 1. Kompanie hinüber zum angreifenden Feind; ein überaus harter und zäher Gegner, der, immer wieder abgewiesen, doch stets aufs neue zu schweren Opfern bereit ist.
In dieser Nacht endet der Großkampftag, der infolge der schweren Verluste den Feind doch auf Tage schwächen dürfte. Bis an die wenigen noch heil gebliebenen Feldscheunen am Dorfrand kommt der Feind heran. Ihr „Urrääāh" gellt aus dem Kampflärm. Aber es ist nicht mehr der Schrei der Stürmenden. Sie sind am Ende ihrer Kraft – wie auch wir.
Ich erhalte den Befehl, den Rest eines Baubataillons des Heeres, der als Reserve zur Ablösung besonders geschwächter Züge bereitgehalten wird, zum Kompaniegefechtsstand zu bringen. Es gelingt mir nur mit großer Mühe, erst einmal den Kommandeur dieser Einheit aufzufinden und festzuhalten, nachdem er sich in der herrschenden Finsternis und in dem Kampflärm immer wieder von mir absetzen kann. Endlich habe ich ihn vor mir und überbringe ihm den mündlichen Befehl zum Vorrücken seiner Mannschaft in den zugewiesenen Stellungsabschnitt. Erst weigert er sich glatt, diesen Befehl mangels eines entsprechenden Schriftstückes und noch dazu von einem untergeordneten Offiziersdienstgrad entgegenzunehmen. Außerdem wäre der Befehl wegen des auf dem Ort liegenden Artilleriefeuers gar nicht durchzuführen. Als ich ihn endlich davon überzeugt habe, daß doch alles nur halb so schlimm sei, robbt er mit mir im Straßengraben Richtung Gefechtsstand. Ich möchte „Sprung auf, marsch, marsch" weiterkommen, weil mir die Robberei nicht immer notwendig scheint, aber da hilft nichts, wir robben – und nicht zu schnell. Hinter uns ein Hauptmann, ein Feldwebel und der Rest der Mannschaft, der sich gar nicht ängstlich zeigt. Nach jedem Einschlag braucht es neuerliche Überredungskunst, den Kommandeur weiterzubringen. Als wir bei großen Kanalrohren – die ersten bisher in russischen Dörfern gesehenen – anlangen, versucht mich der Major davon zu überzeugen, daß es das Vernünftigste wäre, sich in ihnen zu verbergen und sich dem Feind zu ergeben, da ohnedies alles verloren sei. Nun reicht es aber wirklich! Ich drohe ihm an, über sein Verhalten beim Kompanieführer Meldung zu

machen. Bei der Gelegenheit hole ich gleich noch einige seiner Männer aus den Kanalrohren, die sich schon darin verkrochen haben. Von da an gibt es keine Schwierigkeiten mit ihm. Er verbleibt wegen seines fortgeschrittenen Alters auf dem Gefechtsstand ohne irgendwelche Kommandogewalt, nachdem ich dem Kompanieführer von der Einstellung des Majors berichtet habe. Es erfolgt keine Weitermeldung, was seine sofortige Erschießung bedeutet hätte. Seine Bausoldaten halten sich – zwischen unsere Männer eingefädelt – tapfer. Es braucht eben das unbedingte Vertrauen zum Kameraden daneben.

Der nächste Tag ist voller Frieden. Die Russen haben sich weit zurückgezogen. Am Himmel, der blau ist wie auf einer kitschigen Ansichtskarte, steht die Sonne, die uns mit sanfter Gewalt zwingt, wieder an einen Frühling zu glauben. Und es taut! Es taut! Von den wenigen Strohdächern tropft es lebhaft. Kein einziger Schuß stört den Frieden. Wir sitzen vor den noch verbliebenen Hütten in der Sonne, streifen unsere Vermummungen ab und suchen in den Nähten unserer Wäsche nach Läusen.

Als ich etwas später mit den Kochgeschirren meiner Kameraden losziehen will, um an der eingegrabenen Feldküche etwas von dem Muligulasch zu ergattern, das uns ein Granatsplitter heute nacht beschert hat, sehe ich gerade einige Rotarmisten mit Maschinenpistolen im Anschlag auf dem ausgetretenen Weg, der zu einem der MG-Stände hinausführt, heranspringen und hinter einem Holzhaufen in Stellung gehen. „Der Iwan!“ brülle ich aus Leibeskräften. „Alarm! Alarm!“

In meinen Warnschrei hinein fällt der erste Feuerstoß des feindlichen Stoßtrupps und zwingt die am nächsten sitzenden Sonnenanbeter in den Schnee. Ich kann gerade noch ein an der Hauswand lehnendes MG erlangen und jage aus der eingelegten Trommel einen langen Feuerstoß gegen den Holzhaufen, daß das Geäst durcheinanderwirbelt. Keiner der Russen wagt es mehr, seinen Kopf noch einmal herauszustrecken. Hastig lege ich einen neuen Trommelgurt ein und lauere darauf, eines Russen ansichtig zu werden.

Die Schüsse haben das friedlich daliegende Dorf alarmiert. Eierhandgranaten fliegen hinter den Holzstoß und zwingen die kühnen

Angreifer, sich abzusetzen. Dabei geraten sie wieder in meine MG-Garben und werden völlig bewegungsunfähig in den Schnee gedrückt.
In einem flankierend angesetzten Gegenstoß wird das ganze Vorgelände lebendig. Verzweifelt suchen die Russen, dem MG-Feuer der aus überhöhten Stellungen wirkenden Waffen zu entkommen. Zum erstenmal machen wir nach längerer Zeit eine größere Anzahl Gefangener.
Von dem feindlichen Stoßtrupp hat einer unverwundet den Angriff überstanden. Sein Gesicht trägt keine Spuren von Haß oder Brutalität. Es ist ein gutes altrussisches Gesicht. Wir behalten Wassil – so heißt unsere „Beute“ – bei uns und haben damit gut getan.
Wie sich zeigt, haben die Rotarmisten einen der übermüdet in der warmen Sonne eingedösten Sicherungsposten überrumpelt und niedergemacht, ohne daß ein Schuß dabei gefallen war. Nur unserer „Fleischeslust“ ist es zu verdanken, daß der Feind jetzt nicht im Dorf sitzt. In der Nacht greifen die Sowjets noch mehrmals, aber ohne Schwung, an. Wir hören die anfeuernden Rufe ihrer Offiziere und Kommissare, doch es bleiben Angriffe ohne Energie, die wir im Schein brennender Heustadel mühelos abschmieren.

Später, aber heftiger Frühlingsbeginn. Die Parolen, die durch den Kessel gegeistert sind, bewahrheiten sich anscheinend: Man wird unseren Kessel aufsprengen. Noch bevor im Tauwetter die Schlammperiode richtig einsetzt, sollen wir wieder ein Teil der deutschen Hauptfront werden.
Im Nordwesten tut sich etwas! Zu erkennen ist freilich nichts, doch trägt der hartgefrorene Boden das Dröhnen schwerer Detonationen aus dem fünfzig Kilometer entfernten Kampfraum bis zu uns. Ob sie es wohl schaffen werden, den verbissenen Widerstand der Russen zu brechen? Vier bestens bewährte Heeresdivisionen, neu aufgefrischt, sind mit jenen Teilen unserer Division, die außerhalb des Kessels geblieben sind, auf dem Weg, uns aus der Umklammerung des Feindes zu lösen.
In den ersten Tagen unseres angespannten Hinüberhorchens zu unseren angreifenden Kameraden scheint tagsüber noch die Sonne, während es

nachts wieder bis zu 30 Grad gefriert. Dann wieder ändert sich das Wetter schlagartig. Neuerlich fegen Schneestürme über das Land und begraben alles, was Menschen geschaffen haben, unter sich. Menschen, Waffen und Gerät, Pferde und Geschütze und die immer wieder freizuschaufelnden Straßen versinken im dämmrigen Wirbel der über die Schneewüste stürmenden Kristallwolken.
Im nun nachlassenden Druck der Umklammerung gelingt es, die Kesselfront zu festigen und die Verteidigung zu ordnen. In der Luft hängende Stützpunkte werden geräumt und in eine geschlossene Verteidigungskette eingebunden. Durch das Kartenmaterial auf dem Bataillonsgefechtsstand und die Erklärungen Adjutant Grüttes habe ich nunmehr einen guten Überblick über die Zusammenhänge im Kessel.
Ich werde abgestellt, heute nacht Verwundete aus einem Nachbarstützpunkt herauszuholen. Als ich im ersten Morgengrauen die Rückfahrt antrete und eben den Schutz des Dorfes verlassen will, kommt eine „Kaffee-Mühle“ alias „U.v.D.“ alias „Rübenbomber“, amtlich U 2, angeflattert. Ich verziehe mich schnell mit meiner blutigen Fracht in einen offenen Schuppen und beobachte den Doppeldecker, der über dem Dorf einen Kreis zieht. Ich traue meinen Augen nicht, als einer der beiden Insassen sich aus seinem Sitz neigt und – während der Pilot das Gas wegnimmt – aus seinem Schoß eine Bombe über Bord wirft, die einen Riesenkrater in den Frostboden reißt. Mir kommt das Lachen wegen dieses ungewöhnlichen Vorganges. Wir hatten uns schon immer darüber den Kopf zerbrochen, warum die U 2 bei ihren Nachtangriffen unmittelbar vor einem Bombenabwurf immer den Motor fast bis zum Stillstand drosselten, was für uns „volle Deckung!“ bedeutete. Nun war die Sache klar. In voller Fahrt hätte sich der Bombenschütze in den ihn schüttelnden Propellerböen nicht mit der Last auf seinem Schoß aufrichten können, und er hätte mit der eiskalten Bombe vor dem Bauch wieder heimfliegen müssen.
Sekunden nach dem Abwurf schießt unsere 2-cm-Flak die U 2 an und zwingt sie zur Notlandung. Die beiden Flieger werden mit viel Hallo und Freundlichkeit von der Flak-Bedienung eingeholt. Auch sie haben ehrliche Achtung vor den langsamen Himmelfahrts-Piloten.

---

1. April 1942: Die Sonne heizt vom Himmel, so als wolle sie den ganzen Schnee auf einmal auffressen. Ich bin allein mit Schiern am Robja-Ufer unterwegs, um es nach neuen Schispuren abzusuchen.
Das Gelände ist kilometerweit einzusehen und feindfrei. Als ich wieder auf dem Rückmarsch bin, ohne irgendwo etwas vom Feind festgestellt zu haben, leiste ich mir den Luxus, in das bereits lauwarme Wasser des nur träge dahinfließenden Flusses zu springen. Draußen liegt der Schnee noch fast einen halben Meter hoch, doch die Uferböschungen sind schon vollkommen schneefrei und mit hingebügeltem, warmem Gras bedeckt, einen dichten Teppich bildend.
Endlich wieder einmal Wasser um den Leib! Welch ein Genuß nach all den Monaten Schweiß und Dreck! Hochbefriedigt schreibe ich am Abend „Baden gewesen!“ in meinen Kalender, während unter dem sternenklaren Himmel die stellenweise aufgetaute Erde wieder zu Stein friert.

Vielleicht bewirkt der Mondwechsel die Launenhaftigkeit dieser ersten Apriltage. Bei Tag fällt Regen auf den weichenden Schnee, während er sich in hellen Nächten mit ihm zur splitternden Eismasse vermischt.
Meine gestohlenen Bade-Minuten liegen schon weit zurück. Heute schreiben wir den 3. April, Karfreitag. Ich muß heute nacht wieder nach Kalitkino, Verwundete fahren.

---

5. April 1942, Ostersonntag: In Kalitkino ist wieder die Hölle los! Gerade ist es erst Tag geworden, als uns der Iwan mit einem Orkan von Ari-Feuer eindeckt, der dem der Herbstschlacht um Lushno nicht viel nachsteht. Was noch brennen kann, geht in Flammen auf. Dieses geschundene Dorf mit seinen ärmlichen Hütten und seine Verteidiger schmelzen zu immer neuen Resten, um morgen wieder weniger zu werden. Der Kessel von Demjansk

frißt gierig unsere Jugend in sich hinein, um dann die wenigen, die vom Schicksal auserlesen sind weiterzuleben, mit auf Lebenszeit verhärteten Seelen aus dieser fürchterlichen Umklammerung zu entlassen.
Werden es unsere Kameraden schaffen, uns herauszuhauen? Schon sind Wochen vergangen, ohne daß ein Erfolg zu verzeichnen ist. Und der Russe greift an! Er greift immer wieder mit bis zu zehnfacher Übermacht an, bei Tag im Schutze der uns zerschmetternden schweren Waffen, ob im strömenden Eisregen bei Nacht oder im Rasen eines Schneesturmes, ebenso wie in den zum Schlaf ladenden warmen Strahlen der Sonne.
Wohin sich auch der Blick aus entzündeten Augen wendet: müde, dreckige, stoppelbärtige Jungengesichter, mit einem Ausdruck, der sie um zehn Jahre älter erscheinen läßt, hilflos stöhnende, schlecht versorgte Verwundete und Tote, Gefallene und Erfrorene. Die Toten haben wir aus dem Schuppen wieder entfernt, worin sie gestapelt waren. Den brauchen jetzt wir Lebenden.
Nach dem Feuerschlag der feindlichen Artillerie und Granatwerfer greift der Feind überraschend mit 16 T 34-Panzern unseren Stützpunkt an. Im zusammengefaßten Feuer der 16 Panzerkanonen fallen die beiden am Nordrand von Kalitkino stehenden Geschütze der Panzerjäger sofort aus. Der Weg in das Dorf ist für den Feind endlich frei. Erst gelingt es noch, fünf T 34 mit Benzinflaschen, Tellerminen und geballten Ladungen auszuschalten, doch dann sind auch die restlichen elf Tanks und die Begleitinfanterie heran. Ihnen gelingt es, in den Nordteil des Ortes einzudringen.
Aus dem hinhaltenden Zurückweichen in den südlichen Ortsteil wird ein immer schnelleres Absetzen, das in Panik auszuarten droht. Der hohe Ausfall an Führern und altbewährten Unterführern macht sich bemerkbar.
Doch da ist noch Obersturmführer Richter, Offizier bei den Sturmgeschützen, die es nicht mehr gibt. Der bewährte Panzermann sammelt in aller Ruhe die heranhastenden Gruppen. Seine sichere Art strömt Vertrauen auf die verunsicherte Mannschaft aus. Plötzlich sind Zigaretten da, deren Rauch wir gierig in unsere Lungen ziehen und dankbar die Entspannung spüren. Für jeden gibt es einen kräftigen Schluck aus Ostuf. Richters „letzter Reserve“. Er teilt alle Ankommenden in kleine

Trupps ein, die sich mit Panzernahkampfmitteln ausrüsten. Unter seiner Führung umgehen wir die Masse des eingedrungenen Feindes und greifen ihn – der sich schon sicher fühlt – unvermittelt an. Die schon zu weiterem Vorstoß wieder aufgesessene Infanterie wird buchstäblich von den Panzern gefegt, und was noch lebt, wird von den Panzern getrennt. Die geschlossenen Panzer zeigen sich merkwürdig „blind“. Tellerminen explodieren auf ihnen, brennendes Benzin aus berstenden Flaschen dringt in Fugen und Schlitze und läßt die Stahlungetüme rasch in Flammen aufgehen. Die ausbootenden Besatzungen werden das Opfer unserer Garben. Wir können uns bei dieser Übermacht ein Pardon nicht erlauben. Ein Verwegener stößt eine Handgranate in das kreisende Rohr eines Panzers und fällt, noch ehe die Rohrmündung tulpenförmig auseinandergerissen wird.

Nur vier Feindpanzern gelingt es, aus Kalitkino zu entkommen. Bis zum Dunkelwerden sind wir wieder die Herren des Dorfes. Noch tief in der Nacht glühen die brennenden Stahlsärge des geworfenen Feindes.

Aber auch unsere Kraft ist zu Ende. Wo wir liegen und stehen, fallen die meisten erschöpft in den Schlaf.

In der Nacht werde ich wachgerüttelt. Ich liege auf dem dreckigen Holzfußboden eines Hauses. Verwundete, die man erst jetzt gefunden hat, werden hereingetragen und beanspruchen meinen Platz. Taumelnd mache ich mich daran, mitzuhelfen. Wir legen sie in die Nähe des warmen Ofens.

Eine alte Bäuerin ist da in ihren weiten, abgetragenen Kitteln. Keiner weiß zu sagen, woher sie gekommen ist. In einem gußeisernen großen Topf schmoren Kartoffeln in der Schale und viele kleine fette Fleischstückchen mit Schweineborsten daran. Sie fühlt unsere gierigen Blicke und stellt einladend die rußige Pfanne auf den Tisch. Jeder bekommt einen glatten dunklen Holzlöffel zugeschoben. Gemeinsam mit der alten Frau futtern wir die Pfanne leer.

Die Söhne der Alten kämpfen in den Reihen der Roten Armee gegen uns. „Woina, nix gutt!“

Bevor ich wieder nach Welikoje Sselo entlassen werde, habe ich noch die Kampfstärke des Stützpunktes festzustellen. Ich zähle nur noch etwas über 40 Mann.

Die Verbindungswege zu den Nachbarstützpunkten und in den Kessel sind wieder frei. Sankas sind zum Abholen der Verwundeten zugesichert. Am Abend des Ostermontags bin ich wieder bei meiner Einheit.

Am Abend des 9. April – ich habe mich gerade auf einem Haufen Laubstreu in meine Decken eingehüllt – poltert ein Melder in unsere Hütte: „Rottenführer Brunnegger, sofort zum Kommandeur!“ Fluchend fahre ich auf und begebe mich zum Bunker des Bataillonsgefechtsstandes; Meldung bei Obersturmführer Dr. Grütte.
„Befehl vom Kommandeur …“ – er breitet eine Karte im Maßstab 1:100.000 vor mir aus und weist auf einen Punkt an der Robja. „Diese Brücke ist noch heute nacht zu sprengen. Sie ist Ihnen aus den Sommerkämpfen noch bekannt. Eine Doppelanlage für Leicht- und Schwerfahrzeuge. Ist sie vernichtet, ist die Verbindung und somit die Bewegung des Feindes von Süden nach Norden bis zur Wiederherstellung unterbunden. Also: Wenn der Iwan im Norden bei Ramuschewo Verstärkung braucht, kann er sie aus unserem Raum nicht erhalten. Ist das klar?“
„Jawohl, Obersturmführer!“ Ich erwarte noch weiteres.
„Ist da noch etwas?“
„Die Brücke ist drüben beim Iwan, Obersturmführer!“
„Doch kein Gegner für Sie!“ so mein Doktor mit leichtem Grinsen. „Wann und wie Sie das machen, bleibt Ihnen überlassen. Sie haben ja zu meiner großen Freude lange genug die Schachtel mit den Beutesprengmitteln im Wagen herumgefahren. Die gibt es noch und steht Ihnen zur Verfügung, und ein etwas havariertes leichtes Schlauchboot, das abgeschrieben werden kann, ebenfalls. Nehmen Sie sich zwei Mann, möglichst Freiwillige, und fahren Sie los!“
Inzwischen hat man schon das kleine, aber massive Schlauchboot und die Sprengmittel auf meinen Wagen verladen.
In meiner Hütte kann ich keinen für dieses Unternehmen gewinnen. Einer grunzt unter seiner Decke hervor: „Mein Papi hat gesagt, melde dich

niemals für etwas freiwillig, in den Himmel kommst du noch früh genug!“ Dabei weiß ich genau, daß es nicht Feigheit ist, was sie nicht mitmachen läßt, sie wollen einfach nicht unter ihren wärmenden Decken hervor.
Während ich noch überlege, ob ich einfach zwei dieser Pennbrüder bestimmen soll, wird die Tür aufgerissen, und zwei junge Schützen – gleich mir etwa 19 Jahre alt, aber als Frontsoldaten „noch ziemlich neu im Amt“ – melden sich und bitten, am Unternehmen teilnehmen zu dürfen.
„Schaut euch nur diese Kriegsmutwilligen an! Ganz frisch in unserem Verein und schon auf das Ritterkreuz aus, wie?“ höhnt es aus einer Ecke. „Fertigmachen zum Munition- und Puddingfassen, und nehmt eure Wärmeflaschen mit, in Sibirien ist es kalt!“
Mit frommen Wünschen versehen, machen wir uns auf den Weg. Bis zu den Sicherungen an der Robja sind es etwa sieben Kilometer, dort stelle ich den Wagen in einer offenen Feldscheune ab.
Im milchigen Licht des halben Mondes tragen wir das Boot zum Fluß. Leichter Nebel schluckt das Geräusch der Tritte im hartgefrorenen Schnee. Erst einmal im Wasser, ist das Eintauchen der Ruderblätter kaum mehr zu hören.
Es wäre gelogen, zu behaupten, daß mir bei dieser Sache gar so wohl wäre. Hier entscheiden weder Kühnheit noch Tapferkeit, sondern lediglich das Glück. Glück ist es, wenn es gelingt, unbemerkt aus dem Kessel zu kommen sowie Flußlauf und Brücke nicht bewacht zu finden. An eine unbehinderte Rückkehr nach der lärmenden Sprengung wage ich erst gar nicht zu denken.
Die Robja, deren Wasserzulauf bei Nacht wegen des Frostes immer wieder erstarrt, fließt nur träge. Trotzdem ist ihre geringe Bewegung auf langer Strecke spürbar. Wird die Nacht reichen, uns zu verbergen, oder wird uns das Licht des Tages bis zur Brücke einholen und ungeschützt dem Feind preisgeben? Zwei Mann rudern, einer sichert mit der Maschinenpistole im Arm. Wir wechseln darin ab, sodaß sich immer wieder einer ausruhen kann.
Der Nebel scheint immer heller zu werden, und die verdammte Brücke will und will nicht kommen. Habe ich mich wegen der zahlreichen Windungen des Flusses verschätzt? Ohne Überblick auf das Außengelände zu haben, sind wir im tief eingeschnittenen Flußbett gefangen.

Endlich! Endlich schieben sich schemenhaft die Umrisse des Flußüberganges aus dem schon grau werdenden Nachthimmel. Ich führe die vorbereitete Zündschnur in die Sprengkapsel ein und stecke sie zwischen die in rotes Fettpapier gepackten Sprengpatronen. 10 x 10-4, das wird wohl reichen, um mit einem Schlag beide Brücken hochzujagen. Wir öffnen die Ventile des Schlauchbootes so weit, daß wir es mitsamt der Sprengladung unter die nur wenig über den Wasserspiegel ragende Brücke und nahe der Hochbrücke hindurchziehen können. Meine beiden „Kriegsmutwilligen" schicke ich hinauf auf die Dammkrone zur Sicherung. Soweit erkennbar, ist das Gelände feindfrei. Im Schutze meines Schneemantels entzünde ich eine Zigarette und bringe mit ihr die Zündschnur zum Brennen. Und dann nichts wie weg!
Der Schnee am Uferrand ist wider Erwarten tief. Seine Oberfläche splittert bei jedem Schritt und läßt uns nicht schnell genug vorankommen. Immer wieder brechen wir bis zu den Knien ein. Indessen frißt sich die heiße Flamme immer weiter an die Sprengkapsel heran. Ich habe die Länge derart gewählt, daß gerade soviel Zeit bleibt, um uns in Sicherheit zu bringen, und ein Entschärfen der Sprengladung nicht mehr möglich ist.
Wir müssen ins Wasser, dort ist der Widerstand am geringsten. In unser Vorwärtshasten fährt mit einem mächtigen Donnerschlag und Feuerpilz die Detonation. Beide Brücken sind in ihrer gesamten Länge durch die Kraft der Explosion in die Höhe gerissen worden und zur Gänze im dichten Nebel verschwunden. Es dauert viele Sekunden, bis die mächtigen Langhölzer und der Brückenbelag mit einem sich ankündigenden „fft, fft, fft" überschlagend auf unseren Standort herniederprasseln. Mit dem Blick nach oben, auf das drohende Fauchen aus dem Nebel lauschend, tanzen wir um unser Leben zwischen den herunterstürzenden Trümmern der Brücke.
Nahe der Wasserlinie entfernen wir uns im Laufschritt von der Sprengstelle, gewärtig, daß sich die Russen mit schnellen Schlitten auf dem windgepreßten Schnee des Plateaus an unsere Fersen heften werden. Im Hellerwerden des Tages und immer weiter vom Ort unserer Untat entfernt, vertrauen wir uns dem schützenden Nebel an und verlassen die Sicherheit des Flußbettes. Wir folgen nicht mehr den vielen Schlingen des Flusses und kommen schnell voran.

Gegen Mittag melde ich Obersturmführer Grütte: „Auftrag ausgeführt, die bezeichneten Robja-Brücken gesprengt. Keine Feindeinwirkung!“ Meine Meldung wird sofort an das Regiment durchgegeben. Insbesondere das letztere überrascht und läßt beim Stab Schlußfolgerungen zu.

Drei Tage später: Am Nachmittag des 13. April verlegen Teile unserer Kampfgruppe in einen Bereitstellungsraum irgendwo nordostwärts von Kalitkino. Die Landschaft ist leicht hügelig und schneebedeckt.
Weit aufgelockert stehen in der folgenden Nacht die Gefechtsfahrzeuge in den Mulden und warten dem Morgen entgegen. Wieder flirrt der Frost über die einsame Weite. In gespensterhaftem Schweigen stehen die Fahrzeuge, wie Tiere auf den befreienden Sprung lauernd. Fast manövermäßig vollzieht sich die Bereitstellung wie seinerzeit auf dem Truppenübungsplatz im winterlichen „schwäbischen Sibirien“.
Unweit von mir steht der Funkwagen; blaues Licht im Inneren. Eines der Geräte ist auf einen deutschen Sender eingestellt. Zwischen den nüchternen Lauten des verschlüsselten Funkbetriebes ertönen gedämpft Musik und Lieder. Über den Hügeln steht die haarscharfe Sichel des Mondes. In einer Stunde werden wir anfahren, mit dem Auftrag, uns bis auf Ramuschewo am Lowat durchzukämpfen. Nach einem halben Jahr Verteidigung und Kampf um das Überleben werden wir dem Feind überraschend in den Nacken springen und die Vereinigung mit den von außen angreifenden Truppen erzwingen.
Weit von Nordwesten her grollt der Geschützdonner und leuchten die Abschüsse und Einschläge fahl am nächtlichen Horizont.
„Heimat, deine Sterne …“, tönt es leise aus dem Funkgerät. „Heimat, deine Sterne …“ – wie ein inniges Gebet vor der Schlacht.
Aufdröhnen angeworfener Motoren aus dem hochsteigenden Bodennebel, rundum das Grummeln warmlaufender Gefechtsfahrzeuge; in unserem Rücken zeigt sich schon erster fahler Schimmer des aufkommenden Tages. Erst jetzt ist zu erkennen, daß wir unweit der verschneiten Rollbahn stehen,

der Straße nach Biakowo, das im Zuge der Frontstraffung aufgegeben wurde.
„Panzer marsch!“ Die Ketten der Panzerjäger neben uns rücken klirrend an. Auf Selbstfahrlafetten fegen sie leicht über den hartgefrorenen Schnee und sichern aus gut gewählten Positionen. Schon nach kurzem erhalten wir schweres Feindfeuer. Es ist die Ouvertüre zu einem erbitterten Ringen um die Freiheit.
Mit dem Hellwerden erkenne ich allmählich die Stärke unseres Verbandes. Außer den Gefechtsfahrzeugen der Mot-Infanterie bilden wuchtige Sturmgeschütze den massiven Kern, und auch Kradschützen, unsere beweglichste Infanterie, sind an diesem entscheidenden Kampf beteiligt. Während das Gros des Verbandes auf die Rollbahn Wassiljewschtschina–Biakowo zuhält, nehmen sie schon am nächsten Tag Sakorytno. Beiderseits der Rollbahn vorgehend, nehmen wir am Abend das heißumkämpfte Biakowo mit Unterstützung der beiden Sturmgeschütze in Besitz. Während am Tag darauf die beiden SS-Kampfgruppen Bochmann und Kleffner beiderseits der Rollbahn Richtung Omytschkino in dichtem Wald- und Staudengelände vorgehen, werde ich mit meinem Fahrzeug mit anderen Fahrern zur Sicherung von Biakowo eingesetzt. Der tagsüber immer wieder aufbrechende Sumpfwald läßt den Einsatz von Fahrzeugen nicht mehr zu.
Der Feind wehrt sich verbittert und kämpft mit ungeheurer Zähigkeit, um den Übergang über den Lowat bei Ramuschewo zu verhindern. Die auf der Rollbahn vorgehende Pioniereinheit des Heeres erleidet schwere Verluste. Unsere Kampfgruppen können das hart verteidigte Omytschkino erst mit Stuka-Unterstützung, die gleichzeitig auch auf das stark ausgebaute „Dreieckswäldchen“ direkt an der Rollbahn Omytschkino–Ramuschewo angesetzt wird, nehmen. Am 20. April, dem Geburtstag Adolf Hitlers, stehen unsere Männer in Ramuschewo am hochwasserführenden Lowat und haben drei Kilometer des rechten Lowat-Ufers unter Kontrolle. – Hstf. Knöchlein wird Sturmbannführer.
Wir werden der Kampfgruppe Bochmann nachgeführt, mahlen uns durch den Schlamm der Rollbahn, fahren auf die verdammten Holzkasten-Minen, die die Pioniere vor uns nicht orten konnten, und kämpfen die sich noch immer wehrenden Verteidiger des „Dreieckswäldchens“ endgültig nieder.

Eine Woche dauert es noch, bis „der Schlauch“, wie fortan die Nabelschnur der Hauptfront zum Kessel von Demjansk genannt wird, so geweitet ist, daß er gesichert und uneingesehen befahren werden kann. Für mehr reicht unsere Kraft bei den erlittenen Ausfällen nicht aus. Beiderseits des „Schlauches“ hockt der Russe im sich wieder öffnenden Sumpf und reicht mit Artillerie und des öfteren auch mit Infanteriewaffen an den Nachschubweg heran. Er wird zum Alptraum der Fahrer und der den Kessel verlassenden Verwundeten. Erst wenn sie die „Himmel, Arsch und Wolkenbruch-Brücke“ hinter sich haben, können sie hoffen, das Heimatlazarett zu erreichen.
„Der Schlauch“, jene enge Versorgungsgasse, die unsere Verbindung nach Westen sichert, wird von den Männern des „SS-Freikorps Danmark“ gegen vielfache Übermacht gehalten. In selbstlosem Einsatz erbringen sie Wunder an Tapferkeit. Auf sie ist Verlaß!
Die Luftbrücke bleibt dennoch bestehen. Nach wie vor fliegen täglich die Ju 52 mit Lastenseglern im Schlepp über uns zu den Behelfsflugplätzen bei Demjansk. Auf der Rollbahn strömen Kolonnen mit schwerbeladenen Fahrzeugen, Panzern und Artillerie in den Kessel. Noch vor wenigen Tagen habe ich einen Hund, einige Krähen und Elstern geschossen. Gierig haben wir sie gemeinsam verzehrt, um endlich einmal einen vollen Magen zu haben. Aber jetzt gibt es schlagartig in Hülle und Fülle alles an Lebensmitteln, Schokolade und Spirituosen. Die Umstellung macht unseren Verdauungsorganen einige Schwierigkeiten. In einer geschützten Mulde stehen die Landser „in Lauerstellung vor dem Donnerbalken“ und warten auf freiwerdende Plätze.
Jetzt liegen wir in einigen, von Kampfhandlungen verschont gebliebenen Lehmkaten. Die Kompanien unseres Bataillons, einst mit Kampfstärken von 120 Mann, sind auf Reste von 20 zusammengeschmolzen, trotz Nachersatz und Einbindung der Troßleute. Gefallen, erfroren und vermißt liegt der Großteil unserer stolzen Division in den Sumpfwäldern und vor den Waldaihöhen.
Aus der Kesselfront herausgezogen, erwarten wir den angekündigten Nachersatz. Schon blüht wieder der alte Kasernenhof-Betrieb. Ein Appell jagt den anderen. Die einstmals schmutzigen Holzfußböden unserer Hütten

sind mit Sand weißgeschrubbt, und der kleine Weiler stinkt nach allen Windrichtungen von „Cuprex“, dem Entlausungspulver. Am Teich knien Landser und waschen den seit Monaten angesammelten Dreck aus ihren fast frei stehenden Klamotten, in Erwartung der Anpfiffe, die es beim nächsten Wäscheappell geben könnte.
Die Einwohner des kleinen Dorfes sind froh, wieder aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich herauszusein. Unser Verhältnis zur Bevölkerung ist wie immer sehr gut. So manche ehemals dreckige Unterhose hat ihr „strahlendes Weiß“ der Einwirkung einer freundlichen Matka zu verdanken. Gerne geben wir etwas von unseren Vorräten dafür ab.
Während des Mai und des Juni werden die Einheiten hauptsächlich mit Volksdeutschen und Reservisten aus dem Reich aufgefüllt. Viele in den Lazaretten wieder Genesene kommen zu ihren Kameraden in den Kessel zurück. Das Ausbilden und Zusammenschweißen der Kompanien erfolgt unter Kriegsbedingungen und der Einflußnahme der überlebenden Demjansk-Kämpfer, entspricht also der Realität. Bis Ende Juni haben wir noch leichte Sicherungsaufgaben durchzuführen und werden im folgenden Monat wieder in die schweren Kämpfe geworfen.

Für die Durchführung meiner Aufgaben wird mir einer der jungen Schützen beigegeben. Hugo Schrock ist 18 Jahre alt und im Banat beheimatet. Was er mir bei unserem ersten Zusammentreffen erzählt, klingt höchst sonderbar:
„Wir waren mit anderen jungen Burschen in die nahe Stadt zu einer Sportveranstaltung geladen worden. Nach deren Beendigung wurde ein Vortrag über die schwer ringende Deutsche Wehrmacht gehalten und abschließend angeführt, daß es wohl niemanden ungerührt lassen dürfe und es das Gewissen jedes einzelnen gebiete, die deutsche Heimat vor den Untermenschen aus dem Osten zu schützen. Oder sei etwa einer anderer Ansicht?! Natürlich hat in der herrschenden Situation keiner ‚der eine‘ sein wollen. Worauf wir kurzerhand allesamt für Kriegsfreiwillige erklärt und bald danach in verschiedene Teile des Bereiches zu verschiedenen Truppengattungen abtransportiert wurden.“

Ich glaube, nicht richtig gehört zu haben, und frage nach Einzelheiten, ohne zu einem Ergebnis kommen zu können. Das also sind unsere „Freiwilligen" aus dem Banat. Trotzdem sind es prächtige Burschen, mit allem guten Willen, ihren Platz auszufüllen; Glück für jene, die zur Wehrmacht anstatt zur Waffen-SS eingezogen wurden.

Im Norden der Kesselfront rumort es schwer. Der Feind muß aus dem Sumpf heraus und braucht dazu „unsere" Straßen.
Am 13. Juli verlassen wir den Raum Welikoje Sselo und verlegen nach Ssorokopenno, einem Dorf, das uns im Herbst wegen der Sauberkeit seiner Holzhäuser aufgefallen war. Hier wäre es gut, zu bleiben, aber schon am 16. Juli sind wir Frontfeuerwehr und kommen in Biakowo zum Einsatz, wo der Iwan mit aller Macht versucht, in den Kessel einzudringen und sich in Besitz der festen Straßen zu setzen. Schon tags darauf geraten wir in das Vernichtungsfeuer seiner schweren Waffen. Im Feuerorkan seiner Raketengeschütze und Artillerie werden unsere eiligst im Sumpfwald errichteten Kampfstände zermalmt. Die Feuertaufe unserer Jungen ist fürchterlich. Sie ersticken mit gebrochenen Gliedern unter zerschmetterten Bunkerdecken. Aus den vorher noch jungbelaubten Birken und Erlen werden kahle, schwarz verrußte Strünke, die uns der Sicht der Schlachtflugzeuge preisgeben. Erstickt von dem Getöse der Granaten, tönen Schreie nach Hilfe und Sanitätern. Wohin man auch sieht, Tote und Verstümmelte, irr Herumlaufende und Befehle Brüllende. Der Feind stampft uns, wie angedroht, förmlich in den faulig-stinkenden Sumpf. Dieser „Einstand" ist für die jungen, noch ungehärteten Soldaten zu stark. Es ist der Auftakt zum zweiten Drama unserer Divisionsgeschichte – zum Kessel von Demjansk, der eigentlich kein Kessel mehr ist, weil er an einer dünnen Nabelschnur hängt, die immer wieder abgequetscht wird und jeden Tag wieder reißen kann, und darum doch ein Kessel geblieben ist.
Tage- und nächtelang hallt das schaurige „Urrääääh!" der Russen durch die verstümmelten Wälder. Und immer wieder finden sich kleine Trupps und

Einzelkämpfer, die unsere „Neuen“ mitreißen und den eingebrochenen Feind aus den zerstörten Stellungen werfen.
Nach dem beiderseitigen Verschleiß der Kräfte folgt ein Abschnitt der Erschöpfung. Dennoch gehen wir sofort daran, neue Feldbefestigungen zu errichten. Pioniere fällen mit Motorsägen Bäume und entasten die Stämme. Wieder wühlen wir uns an möglichst trockenen Stellen in den Boden, zerren die Bloche über unsere Löcher und schaufeln dick Erde darüber.
Der Bunker Sturmbannführer Knöchleins wird von den Pionieren gebaut. Tiefer im Boden, bekommt er eine Abdeckung von vier Lagen Baumstämmen und mannshoch Erde darauf. Der große Innenraum ist abgeteilt und mit Birkenstämmchen ausgekleidet, der Fußboden besteht aus dicken Brettern; Schlafnische, Tagesraum mit großem Tisch und Bänken, Bunkerofen, aus einem Benzinfaß geschnitten, zum Trocknen nasser Wäsche und Uniform sowie Beleuchtung aus Autobatterie und Scheinwerfer vervollständigen den Luxus. Der lange Kleemann, sein Fahrer mit der Tropfnase, fungiert als Leibdiener und hat sich um das Wohlergehen des Kommandeurs zu kümmern: Klamotten putzen, Wäsche waschen, Sumpfwasser filtern, Essen richten, aufräumen…
„Und abends singst du ihm noch ein Schlafliedchen!“ höhne ich einmal ihm gegenüber.
„Na aber sicher! Mach ick – und demnächst krieg’ ich das Eisen ins Kreuz! Erster Klasse!“
„Jlob ick nich!“ darf ich ihn frotzeln, denn wir verstehen uns gut.
„Hundert Prozent! Und du kiekst durch die Wäsche! Grütte hat dich zum EK vorgeschlagen, wegen deines mehrfachen Herumtreibens im Feindesland, Wege- und Feinderkundung und so. Der Alte hat das abgeschmettert: ‚Wieso? Da war doch nichts?!‘ “
Später habe ich Zeit, über dieses Gespräch nachzudenken. Jenes „nehmen Sie Brunnegger, diesen Überschlauen, der kommt von überall zurück!“, das mir der Adjutant einmal übermittelt hat … Worauf sollte sich dieses „überschlau“ beziehen? Ich hatte noch nie ein richtiges Gespräch mit dem Kommandeur geführt, lediglich Befehle empfangen und Meldungen erstattet.

Wegen der eingetretenen Verluste habe ich die Aufgaben eines Melders zu übernehmen und mich fast ständig im Kommandeurbunker bereitzuhalten. Bis auf Tieffliegerangriffe ist die Front fast ruhig. Zwischen den Meldegängen hat mich Kleemann am Wickel und bittet um Unterstützung. Dienstleistungen dieser Art waren mir schon immer verhaßt, nur für den „Atju" – meinen geschmähten Botaniker – täte ich es ohne Unwillen. Aber der verlangt es nicht.

Einmal hocke ich stundenlang an einem mit brauner Brühe gefüllten Granattrichter und filtere mit dem Feldfiltergerät diese Lacke in einen Eimer – für den Kommandeur, auf Befehl eines Unterscharführers von der Nachrichtenstaffel. Die Filterplatten sind schon dicht und müßten nach Gebrauchsanweisung durch neue, chemisch vollwertige ersetzt werden. Nachdem es keinen Ersatz gibt, gelingt mein Werk nur tröpfchenweise – bis Kleemann erscheint. Der wirft die verbrauchten Filterplatten bis auf eine in den nächsten Trichter, und dann rinnt es prächtig. Er schnappt sich den vollen Eimer und eilt, das Wasser für ein Fußbad seines Chefs bereitzustellen.

Später sind wir beauftragt, für die Offiziere des Bataillonsstabes und die eingeladenen Herren der zugeteilten Heeresartillerie, die zu unserer Unterstützung hinter uns in Stellung gegangen ist, 50 Röstbrote zuzubereiten und delikat zu belegen. Schnellstmöglich! Kleemann schmettert dem Ordonnanzoffizier nur sein „Jawoll, in zehn Minuten fertig!" vor die Füße. Wir schneiden 50 Brotscheiben, Kleemann legt sie fein säuberlich nebeneinander, holt seine Mückenspritze, die er für das Feueranfachen ständig mit Benzin gefüllt hat, und besprüht damit alle Brote. Unter der Flamme, die er entzündet, färben sich die Brote leicht braun. Leberwurst, Streichkäse und Kunsthonig dämpfen den leicht verdächtigen Benzingeschmack des Brotes, „das wohl auf dem Transport auf einem Benzinfaß zu liegen kam".

In der Zeit meines Aufenthaltes im Kommandeurbunker habe ich Gelegenheit, Sturmbannführer Knöchlein zu studieren. Sein Typ entspricht keineswegs dem des SS-Führers unserer Vorstellung. Eher könnte man in

ihm einen Gelehrten vermuten, hätten nicht seine schneidend scharfe Kommandostimme und sein erwiesen kaltblütiges Handeln in schwierigen Situationen den Kommandeur ausgewiesen. Der Einsatz seiner Person und der seiner Kompanie ist voller Härte und verlangt oft Übermenschliches. Skrupel oder Rücksichtnahme ist ihm für die Erreichung eines Zieles mit Sicherheit fremd. Von seiten des Regiments als fähiger Offizier anerkannt, trifft er bei seinen Untergebenen – auch den Offizieren – nicht auf jene Wertschätzung, wie sie sonst in unserem Verhältnis vom Mann zum Offizier so stark in den Vordergrund rückt. Da ist keiner, der für ihn durchs Feuer ginge und sein Leben einsetzen würde, wie es zum Beispiel für den schwerverwundeten Kompaniechef Hauptsturmführer Schrödel getan wurde, um ihn aus den russischen Linien herauszuhauen.

Seit Sturmbannführer Knöchlein Kommandeur des I. Bataillons/IR. 3 ist, bin ich in seinem Stab eingesetzt. Nur kurz war ich in der 12. Kompanie des IR. 3, also beim III. Bataillon, mit den anderen Kameraden aus der Frankreichzeit beisammen, um alsbald wieder bei Knöchlein zu landen. So etwas konnte nur auf dem Wege einer Kommandierung über Anforderung geschehen.

Ist es das Wissen um das Paradis-Massaker und das Feuern auf die wehrlosen französischen Frauen, was ihn veranlaßt, mich in seiner Verfügungsgewalt zu haben? Bis jetzt durfte ich stets annehmen, unerkannt in seiner Erinnerung untergetaucht zu sein. Aber die ständigen Einteilungen zu Aufträgen und Einsätzen, die ihrer Natur nach nur geringe Chancen zum Überleben lassen! Dabei werde ich immer noch als Zugehöriger der 1. Kompanie seines Bataillons geführt, gehöre also nicht einmal dem Stab offiziell an. Meine Urlaubsanträge wurden bisher abgelehnt – ich bin der einzige, wie mir der Bataillonsschreiber anvertraute, obwohl aus den Unterlagen hervorging, daß ich vor drei Jahren meinen letzten Urlaub hatte. Meine Brust „glänzt“ immer noch ohne jede Auszeichnung, wofür ich mich ehrlich geniere, denn selbst Mannschaften des Trosses tragen vollkommen verdient ihr Eisernes Kreuz als Anerkennung für mutigen Einsatz.

Was ist über die folgende Zeit zu berichten? Ich bin es müde geworden, in meinen Taschenkalender Eintragungen zu machen. Nur was mich sehr bewegt, schreibe ich mit meinem Bleistift aus der Meldetasche unbeholfen und wenig schön, auch nicht des Datums sicher, in die winzigen Tagesspalten: ewiges Kämpfen und Fallen, Verlieren von guten Freunden, Vorwärtsstürmen und Weichen – alles wiederholt sich, ist nicht mehr der Schilderung wert, gehört zu den Tagesabläufen der Demjansk-Kämpfer.

Anfang August werden wir im engen Rahmen offensiv. Es gilt, unseren Versorgungsschlauch noch weiter auszudehnen und im Winter verlorene Positionen zurückzugewinnen.

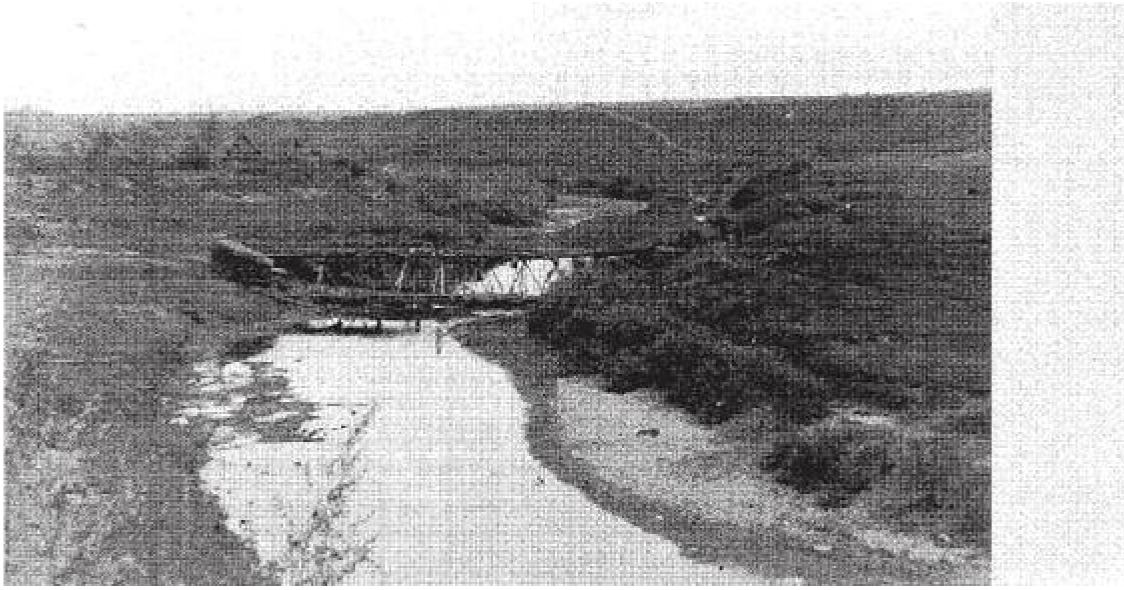
In geeignetem Gelände erobern wir in einem überraschend geführten Mot-Angriff in diesem Abschnitt alles zurück, was bis zum vergangenen Jahresende in unserem Besitz war. Statt im Urwaldsumpf wachsen nun wieder in langer Reihe die Gräber an den Straßenrändern. Aus meinem engeren Kreis fallen am 9. August Unterscharführer Kragert und einen Tag später sein bester Kamerad Unterscharführer Freitag bei einem Stoßtruppunternehmen. Mit diesen beiden, etwa 20jährigen Gruppenführern sind Menschen von uns gegangen, deren Verlust für jene, die überleben, für immer spürbar bleibt. Es waren keine Typen der lauten Art. Ich kann mich nicht erinnern, sie einmal kasernenhofmäßig brüllend gehört zu haben. Sie haben ganz einfach durch ihr Handeln überzeugt. Sie mußten sich nicht, wie so oft, „durchsetzen“, um als Führungsnatur anerkannt zu werden. Ihren früh zuerkannten Dienstgrad – beide waren erst nach dem Westfeldzug zur Truppe gestoßen – hatten sie verdient für ihre Leistungen und ihre Eignung als Gruppenführer bekommen.



Der Versorgungsflughafen im Kessel von Demjansk in der Kälte des Februar 1942.



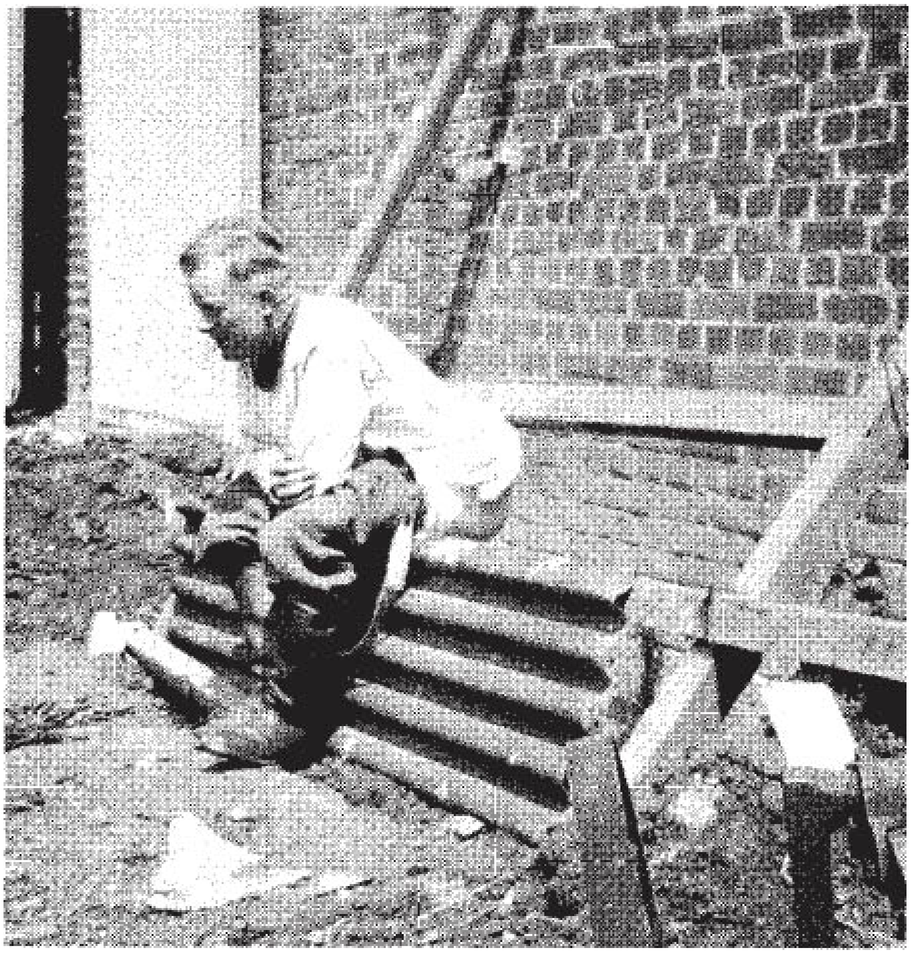
Ein russisches Jagdflugzeug, von unserer 2-cm-Flak abgeschossen.



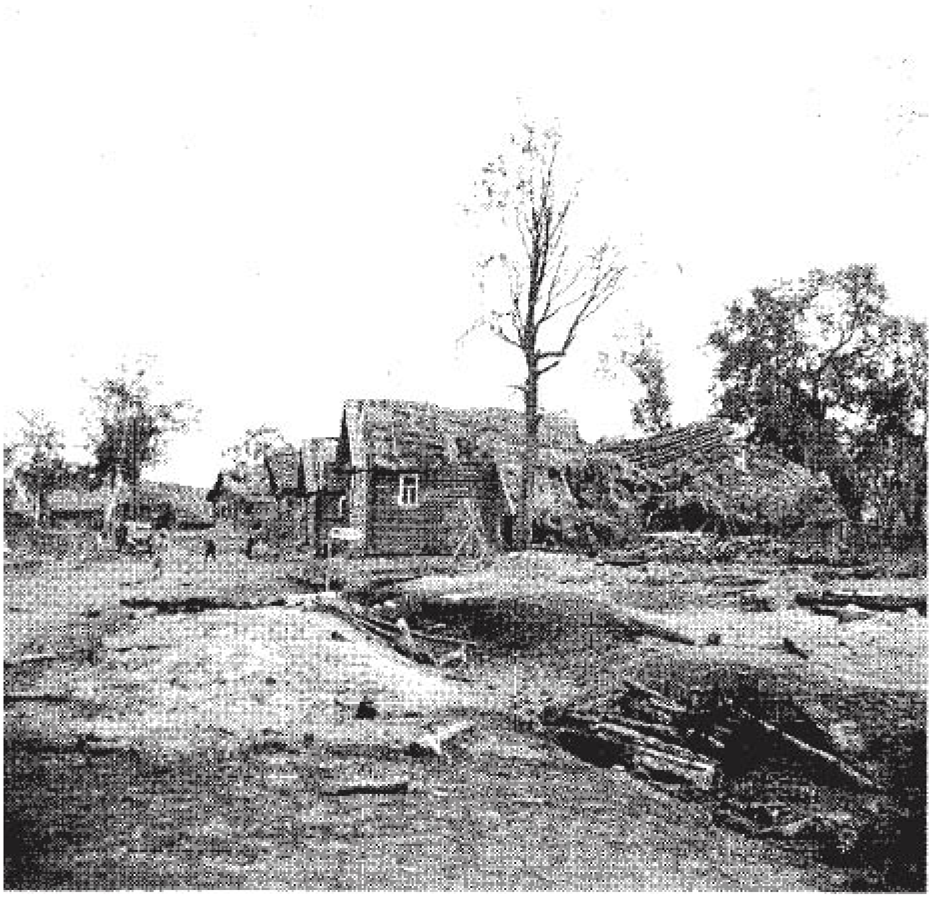
Die Brückenanlage über die Robja, in der Nacht des 9./10. April 1942 vom Verfasser gesprengt.



Beginn …



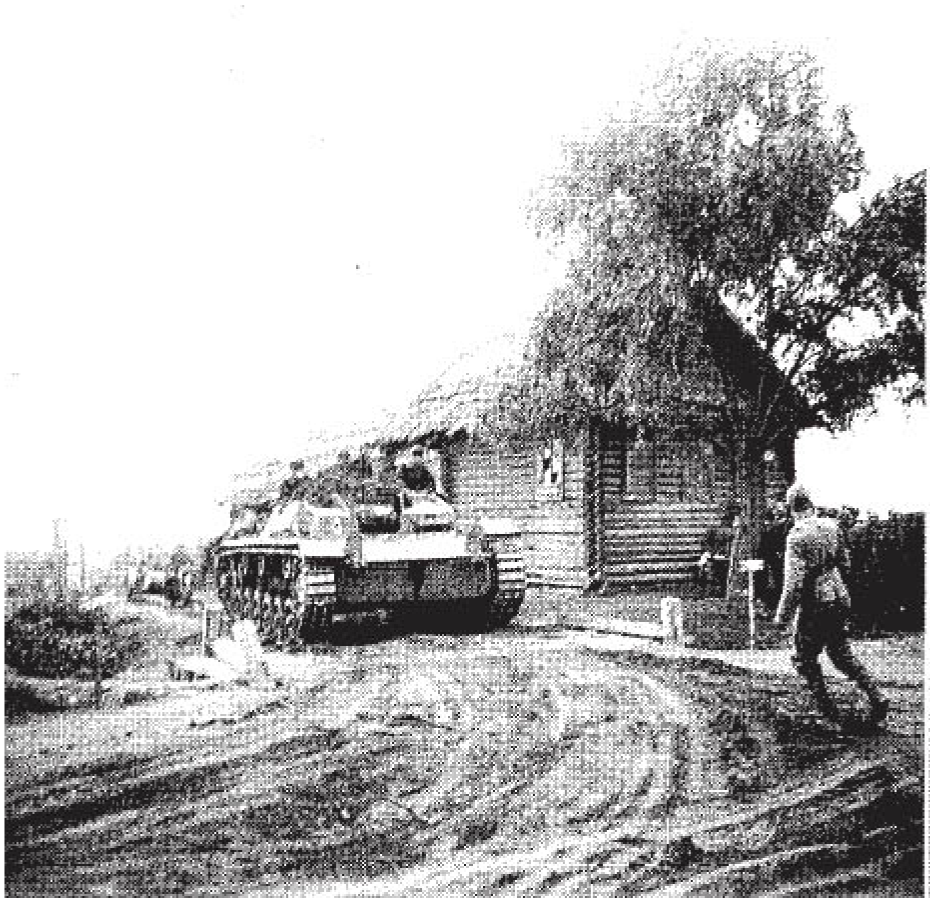
… und Ende eines Kreislaufes.



Eine Ansiedlung direkt hinter der alten russischen Reichsgrenze.



Behelfs-„Brücke“ über die Düna.



Ein Sturmgeschütz kommt angerasselt, dahinter Kradschützen. Rechts, an der Straßengabelung, sammeln die Soldaten der Trosse zum Gegenstoß. Die letzte Reserve des Bataillons.



Außerhalb der Gefahrenzone werden die russischen Gefangenen gesammelt und abtransportiert. Wie wir, sind auch sie erschöpft und abgekämpft.

Wenige Tage später gerate ich bei einem Erkundungsvorstoß mit Obersturmführer Grütte um ein Haar in russische Gefangenschaft. Mit viel Glück gelingt es mir, wieder einmal in einem feindbesetzten Dorf den Wagen zu wenden und mitten durch die überraschten und feuernden Iwans zu entkommen.

Wir bleiben in Feindberührung. Durch eine Attacke bespannter Feldkanonen haben wir Tote und Verwundete zu verzeichnen. Unser Nachtbiwak im hügeligen Niemandsland, wahrscheinlich von einem berittenen Spähtrupp aufgespürt, wird vollkommen überraschend unter Feuer genommen. Alles geht ungeheuer schnell. Als die ersten 7,62-cm-Granaten der Feldkanonen auf unserem Lagerplatz explodieren, wissen wir – aus dem Schlaf fahrend – zunächst überhaupt nicht, was los ist. An einen Direktbeschuß durch Artillerie denkt zuerst keiner. Erst das Aufblitzen der

Abschüsse mit ihrem harten Knall weist uns die Realität. Wer nicht gleich eine Mulde oder gar ein Loch findet, ist der Wirkung der Granaten ausgesetzt. Ich hatte mir schon in einer leichten Senke mein Lager eingerichtet. Adi Wunder aus Bayern wirft sich neben mich in Deckung und schreit auf. Im Hinwerfen hat er noch einen Granatsplitter in den Unterschenkel abbekommen. So plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, verschwinden „die Bespannten" auch wieder. Vor ihrer Schneid lernen wir Respekt zu haben.
Durch Funk Meldung an das Regiment. Befehl an unsere kleinere Kampfgruppe: Verfolgen und vernichten!
Nach dem Hellwerden findet ein Krad-Spähtrupp die Feuerstelle der Feldkanonen-Batterie, angelockt durch die hellen Kartuschen-Hülsen. Der weiche Boden hat die Spuren der harten Räder deutlich aufgenommen. Mit einem Solokrad weit voraus, folgen wir den verräterischen Abdrücken. Es ist nicht anzunehmen, daß der Feind mit Verfolgung rechnet.
Das vorerst unbedeckte Gelände wird zunehmend von einem Staudengestrüpp belebt, bis es schließlich vor einer geschlossenen Front Niederholz endet. Auf einer leichten Anhöhe hockt unser Vorausfahrer hinter einem dichten Busch und winkt uns heran.
Was sich unseren Augen darbietet, ist höchst überraschend: „unsere" leichte Kanonenbatterie am Rand eines Erlenwaldes, unter dessen hängendem Astwerk gegen Fliegersicht nur schlecht gedeckt, untergezogen. Es muß sich dem Umfang nach um das Hauptlager dieser Artillerieeinheit handeln. Von hier aus ist sie vermutlich zu ihren Einsätzen beordert worden.
Der Kradmelder muß zurück, um den leichten Panzerspähwagen, die Granatwerfer- und sMG-Gruppe und die beiden Beute-Paks, die sich die Stabskompanie zugelegt hat, heranzuholen.
Während der Entfernungsmesser der Werfer die Schußweite feststellt, gehen alle Bedienungen mit ihren schweren Waffen in Stellung.
„Feuereröffnung geschlossen auf mein Kommando!" höre ich Obersturmführer Grütte rufen. Die schweren Maschinengewehre ragen auf ihren Lafetten nur wenig über das hohe Gras. Alles ist bestens gegen Sicht gedeckt.
„Entfernung 400!"

Alles wartet voll Spannung, während sich einige hundert Meter weiter ein fast friedensmäßiger Betrieb vollzieht.
Grütte zögert noch: „Die Gruppenführer zu mir!“ Ihr Weg zu ihm ist nur kurz. „Herrschaften, das wird eine ‚Konzert-Aktion‘. Nach der Feuereröffnung muß soviel hinüber wie nur möglich! Kurz, aber heftig! Nach Feuereinstellung blubbert ihr Granatwerfer noch weiter! Verstanden? – Bis ich und der Panzerspäh drüben beim Iwan sind. Vielleicht kann ich Kommando-Sachen erhaschen. Solange wir drüben sind, streut ihr das Hintergelände ab, und sMG und Pak übernehmen Feuerschutz. Aber haltet eure Umgebung im Auge! Wir wollen keine Überraschungen. Sollten wir nicht zurückkommen, dann haut ihr schleunigst ab, Richtung Heimat! Das Kommando übernimmt dann Oberscharführer …“ (Name nicht mehr in Erinnerung)
„Alles feuerbereit?“
„Feuer!“
Schlagartig bricht das Chaos über die vollkommen unvorbereiteten Kanoniere herein. Plötzlich wird das Gehölz unter dem Geschoßhagel der sMG lebendig. Ein Hasten, Springen und Stürzen. Die Sprenggranaten der Beute-Pak explodieren bei dieser Idealentfernung und ruhendem Ziel auf Kanonen und Lafetten. Die 2-cm-Maschinenkanone des Panzerspähwagens schickt einen Hagel explodierender Granaten in das Niedergehölz, in dem sich das Gros dieser Einheit befinden muß. Gleich nach den ersten Einschlägen der 8-cm-Granaten der Werfer geht in Wellen Munition hoch und verstärkt das Drama. Pferde, teilweise noch eingespannt, versuchen, aus dieser Hölle auszubrechen, stürzen im Eisenhagel oder werden von den Explosionen zerrissen. Einigen Reitern gelingt es, zu entkommen. Durch das Gesträuch immer wieder gedeckt, können sie von den sMG nicht erfaßt werden.
„Feuer einstellen!“ Dr. Grütte springt in meinen Wagen und winkt dem Oberscharführer im Spähwagen, zu folgen, während zwei vorbestimmte Schützen meinen Wagen entern – und ab geht es.
Während wir die 400-m-Strecke überwinden, krachen drüben immer noch Werfergranaten ins Gehölz, bis das Feuer zurückverlegt wird. Dann sind wir aber auch schon am Waldrand und erkennen die grauenhafte Wirkung

unserer Waffen. Der Anblick der herumliegenden, zerfetzten Menschen- und Pferdeleiber, aus denen es noch dampft, würgt mich zum Erbrechen. Manche Sowjetsoldaten leben noch, für manche wäre ein gnädiger Schuß die Erlösung. Einer unserer jungen Soldaten legt an, doch Obersturmführer Grütte winkt energisch ab.

Etwa 50 Meter im Inneren des Staudenwaldes hängen die Fetzen großer Zelte herum. Gefallene Offiziere zeigen die Wichtigkeit dieser Stelle. Alles, was nach Schriftzeug aussieht, raffen wir zusammen. Dabei stolpere ich über einen von einer Plane verdeckten Verwundeten mit blutverschmiertem Gesicht, das mich angstvoll ansieht. Als ich ihm bedeute aufzustehen, springt er lebhaft auf. Dem kann nicht viel fehlen, ist mein Gedanke, den nehmen wir mit!

In einem offenen Feldkessel findet sich noch warmes Essen, aber durch Steine und Erde stark verschmutzt. Als einer der Schützen mit der hohlen Hand etwas herausschöpft, fährt ihn mein Doktor ungewöhnlich scharf an: „Sie sind nicht zum Fressen, sondern zum Sichern mitgenommen worden! Also sichern Sie!“ Wir treten mit dem Gefangenen eiligst den Rückzug an, denn wir müssen damit rechnen, daß alsbald Verstärkung für die Überfallenen anrücken wird. Vom Wagen aus kann ich ein paar Aufnahmen machen, die aber nur zu einem Teil verwendbar sein werden. Einem Pferd, das sich vergeblich müht, auf die Beine zu kommen, nachdem ihm Granatsplitter beide Hufe der Vorderbeine abgeschlagen haben, kann ich noch den Gnadenschuß aus meinem Karabiner geben.

Noch in der gleichen Nacht treffen wir mit unseren Gefallenen wieder auf unsere Einheit nahe Biakowo.

Am Tag nach der Rückkehr von unserem Aufklärungsunternehmen wird unser motorisierter Verband aufgelöst, und die Mannschaften werden zu ihren Einheiten entlassen. Auf uns wartet wieder der Stellungskrieg irgendwo am Kesselrand. Vorläufig sind wir auf festem Boden und schütterem Buschgelände „auf Abruf“ seicht eingegraben. Unter einer dünnen Staubschicht ist der Boden hart und steinig – eine Seltenheit in

dieser Landschaft. Über die Deckungsmulden haben wir die Zelte gebaut. Wir leben luxuriös. Es gibt Einzelzelte – wie das meine – sowie Zwei- und Drei-Mann-Zelte als Maximum. Wir haben in verlassenen Stellungen Beute gemacht, auch die beiden Russen-Paks haben wir uns zugelegt und sie mit einer ausgebildeten Bedienung besetzt. Wir nennen sie „Infanterie-Kanonen“, aus Besorgnis, sie sonst wieder abgeben zu müssen.
Die feindlichen Tiefflieger halten uns auf Trab, dagegen gibt es nur beste Tarnung, was wir ja mittlerweile gelernt haben. Nachdem sie oft genug an uns vorbeigeflogen sind, entdecken sie uns doch und verpulvern das, was ihnen vom Feindflug noch übriggeblieben ist, auf uns. Dieser Verband IL 2 macht es sich von nun an zur Gewohnheit, uns auf dem Rückflug zu „beehren“. Mit unseren Flugabwehr-MGs sind wir gegen die gepanzerten „Schlachter“ natürlich machtlos. Wir haben aber jeweils nur einen Verwundeten zu verzeichnen. Am 29. August erwischt es den „Freiwilligen“ Hugo Schrock aus dem Banat, er stirbt tags darauf im Feldlazarett an seinem Bauchschuß. Die Sportveranstaltung in seiner Heimat war ihm zum Schicksal geworden.
Seit geraumer Zeit haben die Sowjets einen Viermot-Nachtbomber über unserem Kessel im Einsatz. Er ist auf höchst merkwürdige Art aktiv. Seine Mini-Bomben prasseln so unregelmäßig und ungezielt herunter, daß man meinen könnte, die Besatzung schaufle die Sprengkörper wie Kohlen herunter. Er hat daher auch gleich seinen Spitznamen: „Kohlenschipper“.

Irgendwo im Sumpfwald: Pioniere haben schon Bunker vorbereitet, und die Stellungen graben wir mit Schaufel und Pickel in die nasse Erde. Das altvertraute Spiel kann von neuem beginnen.
Schon nach wenigen Tagen haben uns die „Schlachter“ ausgemacht und wenden uns ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Unsere Jäger sind nur selten zu sehen – und dann nur zu zweit, während die IL 2-Schwärme immer zahlreicher werden und nahezu ungestört ihre unheilvolle Arbeit verrichten.

Jetzt langen auch noch die feindlichen Raketengeschütze in unseren Abschnitt. Innerhalb weniger Tage ist kaum mehr ein Blatt an dem verbliebenen Geäst. Kahle Strünke strecken zerfetztes Astwerk gegen den düster gewordenen Himmel. Bald wird das letzte Grün unter dem Feuerhauch von Bomben und Raketen verschwunden und nur mehr Dreck und wassergefüllte Tümpel um uns sein.
Auch der Himmel kennt kein Erbarmen: Aus ihm rauschen die Wolkenbrüche in Serien und gehen schließlich in einen Dauerregen über. Die „Schlachter“ bleiben bei diesem Wetter aus, dafür langt die Russen-Artillerie jetzt umso heftiger herein. Schon schmelzen die Kompanien stark zusammen. Jeder Verwundete muß mühsam zurückgetragen werden, ein Einsatz von Fahrzeugen ist undenkbar in diesem unwegsamen Schlamm.
Unser Abschnitt scheint irgendwie eine Schlüsselposition zu sein. Rechts und links haben wir keinen Anschluß, sind also der HKL vorgeschoben.
Die zusammenschmelzenden Kompanien können ihre viel zu großen Abschnitte nicht immer halten, und so gellt das „Urrrääh!“ des eingebrochenen Feindes wieder zwischen den Bunkern des Bataillonsgefechtsstandes. Von den „Uralt-Rottenführern“ zerren wir Salau, Paul Grünberg und Davidovski durch den kniehohen Dreck nach hinten zum Knüppeldamm, wo sie dann ein Fahrzeug abtransportieren kann. Im Wahnsinnsfeuer der Raketensalven fallen Heinz Meesen aus Hamburg, Hugo Dirschauer und der Berliner Jakob Sauer aus meinem engeren Kreis.
Eines Tages fällt kopfüber mein alter Kamerad Mick in meinen Bunker, während hinter ihm die Stalinorgel in den Gefechtsstand niederwuchtet. Als auch noch die schwere Artillerie mitzumischen beginnt, starren wir nur mehr zur Decke, gewärtig, daß schon der nächste Einschlag die Bunkerdecke niederkrachen läßt.
Ich stelle die Frage: „Wer von uns beiden ist wohl der nächste …?“ – Die Antwort sollte uns später gegeben werden. Mick ist immer noch Kradmelder im III. Bataillon. Er hatte eine Meldung an Sturmbannführer Knöchlein zu überbringen. „Dich hat der Knöchlein scheint’s gepachtet“, ist sein trockener Kommentar. In einer Feuerpause springe ich zum Bunker Kleemanns hinüber und hole mir eine halbvolle Flasche „Dreistern“-Fusel, den wir uns gemeinsam „hinter die Binde gießen“; wir lassen die goldene

Frankreichzeit mit Bfiff und Buwi auferstehen, bis man draußen brüllt: „Der Melder zum dritten Bataillon …!“

Täglich scharren wir flache Gräber in den nassen Waldboden außerhalb des Sumpfbereiches, je mehr Tote, umso seichter die Gräber. Das Zurückschleppen zum Knüppeldamm beansprucht zu viele Soldaten, die in der zusammenschrumpfenden Mannschaft fehlen, denn auch die Verwundeten müssen den weiten Weg durch den Sumpf getragen werden, was Zeit und Mannschaft erfordert. So ist für die Toten aller Kompanien am Bataillonsgefechtsstand Endstation. Jeder Gefallene bekommt vorläufig noch sein eigenes Grab, aber bald werden wir sie in einen der Bombentrichter rollen müssen.
Es regnet seit Wochen in Strömen. Das Wasser erreicht uns überall. Es rinnt selbst noch von den Bunkerdecken, um sich unter dem Schuhwerk in tiefen Pfützen zu sammeln. Es steht in den Schützen- und Verbindungsgräben als knietiefe Schlammbrühe und reicht in den unbrauchbar gewordenen Ein-Mann-Löchern bis in Brusthöhe. Seit Wochen gibt es kein Feuer, um unsere ewig nassen Klamotten trocknen zu können.
Es ist wie im Jahr zuvor: Fieber greift um sich, viele können Kot und Harn nicht mehr halten und beschmutzen sich voll Widerwillen. Bei Nacht streicht ein verheerender Aasgestank aus den verwesenden Leibern der gefallenen Sowjetsoldaten im Vorfeld über unsere Stellung. Die schweren 17,2-cm-Brocken der Russen graben zum x-ten Mal unsere in Zersetzung befindlichen Toten aus der Erde. Unter trockenen Witzen buddeln wir sie immer wieder und immer seichter ein, der Verzeihung unserer toten Kumpels gewiß. Im Regiment heißt unser Abschnitt längst „die Totenstellung“.
Nach einem schweren Tieffliegerangriff stürmt der Feind mit Energie und bricht durch die schütter gewordene Linie, kommt aber wieder nur bis zum Bataillonsgefechtsstand. Gemeinsam mit der in Reserve gehaltenen „Kompanie“ werfen wir ihn bis an seinen eigenen Knüppeldamm zurück

und vernichten dabei noch mit den neu eingelangten Gewehrgranaten zwei festgefahrene T 34.
Zwischen unseren Kampfstätten bleibt ein verwundeter Iwan liegen. Sein gut geschnittenes Gesicht zeigt keine Regung, obwohl er sich bei der Schwere seiner Verwundung bewußt sein muß, daß es keine Hoffnung mehr für ihn gibt. Wir betten ihn in einen der neuen Bombentrichter, damit er vor den Feuerüberfällen der Ari sicher ist. Ein Verbinden hat gar keinen Zweck mehr.
Als ich später von meiner Deckung aus in Richtung des Bombentrichters blicke, sehe ich einen, der mir schon des öfteren wegen seiner Roheit aufgefallen ist, mit angelegtem Karabiner an dessen Rand stehen. Ein Schuß peitscht hinunter zur Trichtersohle. „Enorm, die Wirkung der B-Munition! Der Schädel in tausend Fetzen!" Dem Schwerverwundeten ist es Erlösung. Trotzdem schämen wir uns solcher Typen in unseren Reihen. Welche Kluft gähnt zwischen ihnen und Männern wie Kragert und Freitag, unserem Bfiff und Buwi!
Aber wenn sie auch nur in geringer Zahl in unserer Truppe anzutreffen sind – der Schatten, den sie auf uns und unsere Gräber werfen, wird bleiben.

Aus der Heimat kommen Fronturlauber zurück. Sie können die licht gewordenen Reihen nicht füllen. Einer von ihnen, Vater von vier Kindern, wird mir zugeteilt. Sein Platz ist im Bunker der Pioniergruppe bzw. was davon noch erhalten ist. Ich bin scharf auf Nachrichten aus der Heimat und bitte ihn, mit seinen Schilderungen zuzuwarten, bis ich wieder im Bunker bin, weil ich noch einmal hinaus müsse. Als ich mich im strömenden Regen in den Schutz der Bunkerkuppe begebe, weil es brühig in die Hosen zu rinnen beginnt, …
Ich finde mich wieder benommen zwischen kronenlosen Stämmen und Gestrüpp liegend. Kameraden reißen an den Rundhölzern der auseinandergeflogenen Bunkerdecke. Um mich kümmert sich zunächst niemand. Warum auch? Der Bunker ist offenbar explodiert – ohne mich, der ich fast unverletzt bin.

Einer jener seltenen Zufallstreffer hat das Schicksal der Männer im Pionierbunker besiegelt. Obwohl er nicht in der Feuerlinie stand, hat die Granate einer 7,62-cm-Feldkanone in ihrer Flugbahn durch die Schießscharte im geschlossenen Bunkerraum die vorbereiteten Handgranaten- und Minenvorräte zur Explosion mit vernichtender Wirkung gebracht, der ich nur durch einen glücklichen Umstand entgangen bin. Gehör und Sprechfähigkeit setzen allmählich wieder ein. Als dauernde Beeinträchtigungen bleiben nur die Unfähigkeit, eine „3“ in einem Zuge zu schreiben, und eine unwahrscheinliche Merkunfähigkeit, die mich noch in peinliche Situationen bringen sollte.

Ein Neuzugang, aus Finnland von der SS-Division „Nord“ kommend, berichtet mir vom Tod meines Kameraden Krampulik, der als Unterscharführer in der Schlacht um Salla in Finnland gefallen sei. Nur der Zufall wollte es, daß mir ein Foto des Gruppenführers von einem der „Neuen“ in den Blick kam. Die schon früher erhaltene Nachricht, daß Unterscharführer Pandrik – mein sadistischer Schinder aus der Rekrutenzeit – hingerichtet worden sei, wird bestätigt. Mein ehemaliger Gruppenkamerad Rudi Gschwandtner aus Landeck in Tirol sei auf einem torpedierten Truppentransporter zugrunde gegangen. Unaufhaltsam lichten sich die Reihen aus der Rekrutenzeit. Der Tod Krampuliks, in Lilienfeld im Niederösterreichischen, jetzt Niederdonau, beheimatet, geht mir besonders nahe. Als einer der Ältesten in unserer Gruppe hatte er mir oft beigestanden, wenn so manches allzusehr zu meinem Nachteil ausgefallen war. Einmal werde ich seine Eltern aufsuchen und mit ihnen sprechen.
Inzwischen wiederholt sich täglich das Sterben im Dreck, und jeden Tag gibt es neue Verstümmelte. In meinen Kalendernotizen steht nichts davon, daß in einer flachen Mulde, auf Schwarzbeerstauden gebettet, ein junger Kamerad liegt, der, mit einem Bauchschuß nur notversorgt, seit zwei Tagen nach Wasser brüllt und weint und nicht durch die Umklammerung der Russen gebracht werden kann, um im Feldlazarett versorgt und in die Heimat geflogen zu werden; kein Vermerk über den jungen Sturmmann, der

schon fast eine Woche lang, an eine rückwärtige Bunkerwand gelehnt, mit einem Kopfschuß ununterbrochen nickt, Tag und Nacht nickt, niemanden mehr erkennt und nickend sterben wird.
Unser Senior, der alte, magere Barnim, erhält Nachricht von seiner Heimat-Meldestelle: Gattin, zwei Töchter und Sohn im Bombenkeller ertrunken. „Papa Barnim“ geht aus der Stellung, Richtung Iwan, bis ihm der Feuerstoß eines Maschinengewehrs entgegenrauscht und ihn zu den Seinen führt.
Eine IL 2-Rakete reißt dem Volksdeutschen Schuhmacher beide Beine oberhalb der Knie ab. Noch auf der Tragbahre aus Birkenstangen brüllt er uns an, auf seine Füße besser zu achten; die aber liegen irgendwo im Dreck. Er stirbt noch während des Transportes zum Bataillonsgefechtsstand. Sein beinloser Körper wird in den Bombentrichter, der jetzt als Massengrab dient, gerollt. Ein paar Spaten Sumpferde darüber; der Gefechtsschreiber im Bunker: „Für Führer, Volk und Vaterland …!“

Wir sollen nun doch abgelöst werden. Das Laub der Bäume weit hinter uns ist längst abgefallen, einen frühen Winter anzeigend.
Nur einen Angriff noch! Nur noch einmal soll das, was einmal ein Bataillon war, antreten, um für die ablösenden Kameraden der Wehrmacht eine günstigere Stellung zu erkämpfen.
Männer vom Heer besetzen unsere Stellung, um im Falle eines Fehlschlages eine Auffanglinie zu bilden. Ein Oberst der ablösenden Truppe sieht die Männer unseres Verbandes zwischen dem Gestrünk bereitliegen und fragt nach dem Führer dieses Zuges.
„Dieser Zug, Herr Oberst, ist unser Bataillon!“
Das I. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 der SS-„Totenkopf“-Division hat zum zweitenmal nur noch knapp 40 Mann Kampfstärke.

Sonne im November

Über die „Himmel, Arsch und Wolkenbruch-Brücke“ strömen die Reste unserer Division aus dem Kessel und werden in Staraja Russa verladen; letztes Herumbalgen mit den feindlichen „Schlachtern“, das glimpflich verläuft.
Im Nebel einer frühen Morgenstunde treffen wir in Riga ein und werden schon eine Stunde später entlaust – endlich eine warme Dusche, den alten, verdreckten Bart abschaben. Am anderen Ende der Duschanlage gibt es frische Wäsche. Inzwischen geht unser ganzes Gepäck durch die Gaskammer zur Entlausung, die Uniformen durch eine chemische Wäsche (dem Gestank nach). Was verschlissen ist, wird durch neue Uniformteile ersetzt.
Ungeduldiges Warten im Waggon des zusammengestellten Transportzuges: nur weg aus dem Bereich der Frontnähe! Irgendein Durchbruch könnte, wie schon so oft, die Verlegung in den Auffrischungsraum nichtig werden lassen.
Endlich spüren wir ein leichtes Ruckeln des Zuges, das Ankoppeln der Lok. Und immer noch warten, warten. Endlich, als sich schon der neue Tag ankündigt und das schimmernde Meer im Morgendunst sichtbar wird, rollen wir weiter: Lettland, Litauen, Ost- und Westpreußen. Nur weiter! Niemand hat uns auf dem Bahnhof von Riga Auskunft geben können, wo die Endstation unserer Reise sein wird. Alle Parolen widersprechen einander. Marschverpflegung haben wir für vier Tage gefaßt, da wäre schon eine beachtliche Strecke zurückzulegen.
Als der Zug über die Rheinbrücke donnert, wissen wir natürlich, daß das Endziel nicht mehr allzu fern sein kann. Von Frankreich kamen wir – nach

Frankreich kehren wir zurück. „Wir“ – das sind die wenigen, die diesen Waffengang überstanden haben.
In Angouleme in Südwestfrankreich rollen wir von den Waggons und stellen unsere Fahrzeuge ab. Ohne es zu ahnen, sehe ich meinen Wagen zum letzten Mal; kein letztes Streichen der Hand über die von Splittern übersäte Windschutzscheibe und über die vielen Einschußwunden an seinen Flanken. Er hat mir gedient wie ein treues Tier: tausende Kilometer durch Staub und Schlamm der Rollbahnen, über Geholper der Knüppeldämme und grundlose Sumpfwege und mit mahlenden Rädern in größter Kälte durch die Schneehölle. Bfiff habe ich mit ihm zu seiner letzten Ruhestätte gefahren, nachdem ihm nicht mehr zu helfen war. Ängste habe ich darin ausgestanden im Konvoi der russischen Schlittenkolonne. Ich hätte gerne noch ein letztes Mal: „Du Scheißkarre!“ zu ihm gesagt.
Schon nach zwei Tagen Frankreich geht es ab auf Fronturlaub. Kalendernotiz:

Abfahrt: Mont Moreau 12.14 Uhr
Mülhausen 07.00 Uhr
Linz 14.00 Uhr
Ankunft: Waidhofen/Y. 18.00 Uhr

Auf dem Weg vom Bahnhof zum Haus meiner Kindheit lerne ich es, Enttäuschungen hinzunehmen und mit der Realität fertig zu werden. Bedingt durch meine höchst unsichere Lebenserwartung, haben die Eltern meiner Angebeteten ihre Tochter entsprechend beraten, sich dem Drängen eines aussichtsreichen Studenten nicht länger zu widersetzen. Was soll’s! War das eben noch die „belanglose Jugendliebe“? Romantische Schwärmerei? Oder was? In Frankreich und Rußland haben mir Erikas Briefe viel bedeutet, und in düsteren Stunden habe ich sie immer und immer wieder gelesen und mich auf ein Zusammentreffen gefreut. Die tiefere Ursache der in Gang gekommenen Entwicklung erkenne ich nicht.

Ich setze die Fahrt nach Steyr, wohin mein Vater ursprünglich dienstverpflichtet worden war, fort und treffe bei vollkommener Dunkelheit und nach langem Suchen auf ein Reihenhaus in der Arbeitersiedlung Münichholz. Ein Fenster im Parterre ist weit geöffnet. Eine Tischlampe erleuchtet hell eine gemütliche Stube. Eine grauhaarige alte Frau räumt die Wohnung auf, ehe sie zur Arbeit in das Rüstungswerk zu eilen hat. Diese mir fremd Gewordene erkenne ich als meine Mutter. Wortlos nimmt sie mich in ihre Arme.

Der November, grau und trostlos wie meistens, findet mich in der Steiermark auf dem Hof meiner Großeltern, aus dem mein Vater als „weichender Sohn“ – wie man das im Landleben nennt – „hinausgezahlt“ wurde, um seinen Weg zum selbständigen Bauunternehmer zu machen.
Das Anwesen ist ein behördlich anerkannter Muster- und Lehrhof unter der straffen Führung meiner Tante und ihres Mannes. Neben einer hervorragend geführten Feld- und Viehwirtschaft blitzt das Bauernhaus außen und innen unter den eifrigen Händen der Praktikantinnen.
Nach meinem abendlichen Eintreffen wird der wuchtig breite Bauerntisch unter der gemütlichen Lampe anläßlich der Namenstagsfeier einer der Praktikantinnen festlich gedeckt. Alle sind voll Eifer dabei, den Tisch so schön wie möglich zu gestalten. Auf handgewebter grober Leinendecke steht buntes Geschirr aus der „oberen Lade“. Die letzten Blumen des Jahres verbreiten zusammen mit dem Krachen astiger Fichtenscheite in dem mächtigen grünen Kachelofen warme Behaglichkeit im honiggelben Licht der Hängelampe. Auf der Ofenbank sitzend, genieße ich mit ganzem Herzen diese Stimmung: die jungen Mädchen in ihren schmucken Dirndln, ihr leises Lachen, ihre verstohlenen Blicke, das Ticken der alten Standuhr, das Wissen, daß in diesem Haus schon die Urgroßeltern gewohnt haben – und daß kein Feuerüberfall der russischen Artillerie, kein Heranheulen von IL 2-Raketen, kein „Urrääh!“ und kein Knöchlein mich aus dieser Stimmung reißen können. Das Leben ist wieder wunderbar! Alle meine Kameraden, die gleich mir dem Tod noch einmal „von der Schaufel

gerutscht“ sind, sind ebenfalls auf Urlaub. Ich brauche also kein schlechtes Gewissen zu haben, Ruhe und Behaglichkeit zu genießen.

Das Krachen und Knistern der Scheite hinter meinem Rücken und das milde Licht der Tischlampe haben mir die Augen zufallen lassen. Als ich durch ein Geräusch erwache, ist die Stube leer. Die Mädchen höre ich in der angrenzenden Küche hantieren. Ich will gerade wieder die Augen schließen, als ein junges Mädchen die Stube betritt. An die warme Ofenbank gelehnt, beobachte ich es hinter gesenkten Lidern. Ich weiß, ein gut erzogener Mann stünde jetzt auf und stellte sich vor. Ich spüre, daß da etwas in den Raum gekommen ist, das eine großartige Ergänzung dieser Stunde, eine Erfüllung bestimmter Idealvorstellungen für mich bedeutet. So etwas läßt sich nicht beschreiben, nur erfühlen. Es ist die Stunde, die dem Menschen in seinem Leben nur einmal geschenkt wird. Nicht jeder kann die Helligkeit eines solchen Augenblickes erfassen.

Ist ein Funken meiner Empfindung auf das Mädchen übergesprungen? In der Mitte des Raumes stehend, blickt es erst jetzt in meine dunkle Ofenecke. Unbefangen ordnet es noch einiges am festlichen Tisch. Weshalb auch sollte es befangen sein? Was sieht es schon an mir? Einen jungen Menschen im Feldgrau, mit derben Knobelbechern an den lang vorgestreckten Beinen. Aber Feldgrau gibt es überall: an den Bahnhöfen, in den Kinos, in den Lokalen wie auch in den Kirchen. Was sollte das Mädchen an mir beunruhigen?

Polternde Schritte im Flur, krachend fliegt die Tür auf. Der Bauer ist von der Jagd zurück: am Hut den blutigen Bruch, Gesicht und Nacken schweißglänzend vom Bergen des geschossenen Wildes. Auf mein „Weidmannsheil!“ folgt, recht überrascht und erstaunt, das „Weidmannsdank!“ des Bauern. Kein Wunder, ich bin ja auch zum allererstenmal im Haus meiner Urahnen. Als mich meine in die Stube getretene Tante vorstellt, liegt meine Hand in der schwieligen des Hofherrn, die mich nicht loslassen will, obwohl ich schon mit Elisabeth, dem Mädchen aus den bayrischen Alpen, bekanntgemacht werde.

Alles geht nun zu Tisch. Alle sind festlich gekleidet, nur der Bauer und ich – die einzigen Männer unter den „viel zu vielen Weiberleuten“ – fallen aus dem Rahmen, in der Schlichtheit der Kleidung. Ich fühle mich wohl, als

wäre ich schon immer hier gewesen. Der Bauer neben mir an der Stirnseite der Tafel, noch die Tannennadeln im Haar und den Wildgeruch in seinem Gewand, ist bester Stimmung. Ich bin es auch – meine Tante hat Elisabeth an meine Seite gesetzt. Im Dirndlkleid ihrer Heimat, dem Schimmer im leicht gewellten, blonden Haar und ihrem ausdrucksvollen hübschen Gesicht ist sie ein Bild anmutsvoller Weiblichkeit. In der Ruhe und Sicherheit ihrer Gesten und Sprache erkenne ich die Außergewöhnlichkeit dieses Mädchens, das schon liebevolles Frauentum und Mütterlichkeit erahnen läßt.
Ich bin verliebt, zum erstenmal ganz, ganz schwer verliebt! Wie viele unserer großen Dichter und Denker haben schon versucht, so etwas in Worte zu fassen, dieses wahrhafte Gottesgeschenk zu beschreiben. Nicht wiederholbar, bleibt es für immer in der Erinnerung des Menschen.

Auf den Schienen dahinrauschend, braust der Fronturlauberzug durch die Nacht. Im fahlen Licht des Mondes erkenne ich ersten Schnee auf den Feldern. Die Landschaft am Chiemsee zieht vorbei, im Süden eine Gebirgskette. Der Wuchtige dort, das ist wohl der Fels, an dessen Fuß Elisabeth ihren Heimatort hat. Wir haben vereinbart, daß ich ihn bei meinem nächsten Fronturlaub näher kennenlernen würde. Von ihrem Elternhaus sieht man den Berg wohl in seiner ganzen grau-steinernen Pracht.
Schnell waren die wenigen Tage vergangen, die ich im Schutze des großväterlichen Bauernhauses und anschließend noch bei meiner Mutter in Steyr hatte verbringen dürfen. Im derzeitigen Zuhause unserer Familie war es licht geworden: Der älteste Bruder als Gebirgsjäger im Süden Rußlands, der jüngere mit 16 auf der fliegertechnischen Vorschule in München und der Vater – im Ersten Weltkrieg als Sappeur am Adamello der Ortler-Front – ebenfalls in Rußland. Zurück blieb nur meine Mutter mit unserer kleinen Schwester. Zurück blieb das bange Warten einer Frau, die uns jeden Abend in ihr Gebet einschloß und weiterhin einschließen wird.

Die Feuerkraft der Kompanien wurde wesentlich erhöht: Jede Schützengruppe verfügt über zwei lMG 42 sowie Schießbecher zum Abfeuern von Gewehrgranaten zur Infanterie- und Panzerabwehr. Schon das Bataillon hat 5-cm-Panzerabwehrkanonen, 12-cm-Granatwerfer und 7,5-cm-Infanteriegeschütze, zusammengefaßt in der „Schweren Kompanie". Seit dem 9. November führt unsere Division die Bezeichnung „3. SS-Panzergrenadierdivision Totenkopf".
Mein neuer Geländewagen kommt von den Skoda-Werken: weich gefedert, nicht so rüpelhaft hart, wie mein guter „Adler" es war, leise schnurrender Motor, kein Auspuffgegröle und eine fast elegant anmutende Ausstattung; jungfräulich unberührt, ohne Kratzer und Einschußlöcher. Wäre es möglich, ich würde ihn sofort mit meinem zerschossenen, zerschrammten „Adler", mit allen an ihm haftenden Erinnerungen, eintauschen!
Kleemann, meinen hilfreichen Kameraden, der es so herrlich verstand, Befehle nicht ausführend auszuführen, gibt es nicht mehr. Wegen einer Panne kam er in Staraja Russa erst später zur Verladung. Endlich aus dem Kessel befreit und des Urlaubes in Frankreich gewiß, haben ihn die „Schlachter" doch noch erwischt, er verstarb in einem Frontlazarett.
Zu meiner geringen Freude werde ich Kommandeur-Fahrer und habe von nun an jenen Mann neben mir sitzen, den ich von allen am wenigsten achte.

Unseren an der Besetzung des bisher noch freien Teils von Frankreich beteiligten Einheiten per Bahntransport folgend, rollen wir Mitte November 1942 in Perpignan von den Waggons. In einer Nachtfahrt geht es hinein in die fremde Gebirgswelt der Pyrenäen. Als der Morgen graut, steht unsere Kolonne bereits vor Amelia. Zur Rechten ein quirliger Gebirgsfluß, während sich linker Hand der Ort terrassenförmig vor einem wuchtigen Felsmassiv aufbaut.
Noch ist das Städtchen nicht aus seinem Schlaf erwacht, während wir rauchend und schwatzend um die Fahrzeuge stehen. Als erste der Bewohner

zeigen sich Frauen. Mit schweren Eimern und Töpfen kommen sie die steilen Gassen und Stiegen herunter auf uns zu. Ungeniert bahnen sie sich ihren Weg durch uns hinunter zum Fluß und kippen den Inhalt ihrer Gefäße hinein. Ein kurzer Schwenk im Wasser – fertig.
Wir müssen uns erst von unserer Überraschung erholen, bis wir richtig begriffen haben, daß hier die nächtlichen Familien-Produkte mit elegantem Schwung der Natur zurückerstattet wurden. Wenn wir hier in Privatquartiere müßten …?!
Verdammt, wir müssen! In den folgenden Tagen schleichen sich Krieger mit und ohne Tapferkeitsauszeichnungen nachts verschämt zum Fluß. Nur die ganz Unverfrorenen – vorwiegend Familienväter – bedienen sich schamlos der freundlicherweise zur Verfügung gestellten Mitternachtsvasen und vertrauen deren Inhalt zu früher Morgenstunde zarten Frauenhänden an.
In den nächsten Tagen habe ich Sturmbannführer Knöchlein nach Narbonne zu fahren. Wie ein Spiegel liegt auf weiten Strecken das Mittelmeer neben uns. Der Kontrast zwischen dem Sumpfwald des Nordens mit allen Gefahren und dem tiefen Frieden am Golf von Lion ist überwältigend.
Kurz vor Weihnachten verlassen wir unser klosettloses Städtchen wieder. Neben der geschilderten Eigenheit soll uns ein herrlicher Rosé in Erinnerung bleiben.
Unsere Fahrt führt uns bis unmittelbar an die spanische Grenze am Ufer des Meeres. Während ein längerer Halt angesagt ist, springe ich – sozusagen – vom Fuß der Pyrenäen in das Mittelmeer. Nicht weil es etwa so heiß ist oder sonst eine Notwendigkeit dazu bestünde, sondern weil ich – wie am 1. April an den schneebedeckten Ufern der Robja – ein Andenken an etwas Ungewöhnliches mitnehmen möchte: Frühlingsbad im schneebedeckten Rußland – Winterbad im tiefsten Süden Frankreichs.

Wieder in Mont Moreau: Für den Abend des Julfestes melde ich mich freiwillig auf Wache und ermögliche einem älteren Kameraden, am Fest teilzunehmen. Zu diesen Stunden bin ich lieber mit meinen Gedanken allein. Mir ist nicht nach Feiern zumute. Allzu deutlich ist das Fehlen all

jener zu spüren, mit denen ich noch vor zwei Jahren, gar nicht so weit von hier, Weihnachten gefeiert habe. So viele neue Gesichter um mich – junge, vom Krieg noch nicht gebrannte, und junge, schon in Todesängsten gereifte. Das Schicksal teilt von neuem die Karten aus …
Im Wachlokal bringt man mir einen Brief von Elisabeth. Es ist der versprochene „Weihnachtsbrief". Eine Ansichtskarte vom Heimatort Elisabeths liegt bei: ein wunderschöner Ort mit schmucken Häusern im alpenländischen Stil, weit verstreute schöne Bauernhöfe, eine Kirche, um die sich die verstorbenen Einwohner betten ließen, nicht zu trennen von diesem herrlichen Fleckchen Erde. Ein schöneres Weihnachtsgeschenk hätte ich mir gar nicht wünschen können! Alles wird leichter zu ertragen werden. Ich bin nicht allein!

Gleich nach den Weihnachtstagen steigt die erste Gefechtsübung, und ich bin mit Sturmbannführer Knöchlein im Wagen zur übenden Truppe auf dem Weg, als mich ein Kradmelder überholt. Kurzes gegenseitiges Erkennen: es ist Mick auf einem Solokrad. Von ihm ein Wink zurück – er hat rechtzeitig den Kommandeurstander am linken vorderen Kotflügel gesehen und ist nicht, wie sonst mit Obersturmführer Grütte an meiner Seite, eine Zeitlang neben mir einhergefahren. Mein Botanik-Professor sitzt heute hinter mir, ihn ziert das Eiserne Kreuz 1. Klasse seit dem Einsatz gegen die russische Feldkanonen-Batterie im Niemandsland des Kessels. Neben ihm sitzt ein neuer Ordonnanzoffizier fortgeschrittenen Alters, so zwischen 35 und 40 Jahre, ebenfalls Akademiker, dessen Namen ich noch gar nicht kenne. Also hat es Mick auch geschafft, aus dem Kessel zu entkommen. Sein Kamerad von der Kradmeldestaffel, Ziegenfuß – von uns nur Ziegenbeinchen genannt –, hatte ein elendes Sterben. Er fiel anläßlich einer Verbindungsfahrt den Russen in die Hände. Wie ich erst vor kurzem erfahren habe, hatte man ihn, fürchterlich zugerichtet, tot aufgefunden – wieder einer weniger aus unserem engeren „verbummelten Kraftfahrerkreis". Mick und ich sind die letzten der ehemaligen Sorgenkinder unseres Spießes der 4. Kompanie unter Hauptsturmführer

Schrödel. Auch dieser vorbildliche Kompaniechef ist tot. Knöchlein blieb uns erhalten.

Anfang Jänner werde ich als Hilfsfahrlehrer eingeteilt und verlege mit anderen Ausbildern und Fahrschülern nach Jonsac. Mit den mir zugeteilten Fahrschülern übe ich auf dem Opel Blitz-Mannschaftswagen Tages- und Nachtfahrten in Nächten mit strömendem Regen und an herrlichen Sonnentagen. Wir rasten – weit über die erlaubte Entfernung hinausfahrend – in den Fischerdörfern der Gironde, studieren das alte Städtchen mit dem sympathischen Namen Cognac, schleichen verbotenerweise durch Barbecieux, und ich lehre Fahren im schwierigen Gelände und halte Unterricht an den Rändern lichter Laubwälder. Schönes Frankreich, mit einem wunderbaren Frühling schon in den letzten Tagen des Jänners! Pünktlich, als gäbe es keinen Krieg, erreicht mich Elisabeths Brief mit den guten Wünschen zu meinem 20. Geburtstag. Was gäbe ich dafür, könnte ich jetzt bei ihr sein – jetzt, bevor wir wieder in den Einsatz an irgendeinen brennenden Frontteil rollen.
Anfang Februar werden die Prüfungen abgenommen. Meine Ausbildungsgruppe schneidet von allen am besten ab. Ich bin der einzige Fahrlehrer, der ausgedehnte Nachtfahrten mit den Schülern unternommen hat und intensiv Erfahrungswerte in den Unterricht eingeflochten hat, was Anerkennung findet.

Musterungen zur Afrika-Tauglichkeit finden statt. Ich empfange die Uniform des Afrika-Korps. Warum nicht? Alles, nur nicht Rußland, sind unsere frommen Wünsche!
In diesen Tagen geht das Drama von Stalingrad zu Ende. Alle Opfer an zigtausenden Gefallenen, zu Krüppeln Geschossenen und mit dem schweren Schicksal der Gefangenschaft Belasteten sind umsonst. Täglich mit dem Wehrmachtsbericht vertraut, erahnen wir, daß nicht der Soldat es

war, der hier versagt hat, sondern daß Fehleinschätzung und Fehlbeurteilung in höchsten Führungskreisen für dieses gewaltige Blutopfer verantwortlich sind.
Die Katastrophe von Stalingrad wirkt sich auf den gesamten Südabschnitt der Ostfront aus. Unsere Khaki-Uniformen müssen wir wieder abgeben und empfangen neue Winterausrüstung. An ihr ist nichts mehr auszusetzen. Weite, gut wattierte Überhosen, fellgefütterte Anoraks werden durch lederbesetzte Filzstiefel, wärmende Pelzfäustlinge und wollene Kopfschützer ergänzt. Unsere Fahrzeuge erhalten wieder die weiße Tarnfarbe. Wir erwarten täglich den Verlegungsbefehl.
Wo werden wir bei diesem Waffengang unsere Grabkreuze in den Boden rammen?

Zum Ende der ersten Februarhälfte 1943 stehe ich an der Spitze unseres marschbereiten Bataillons am Nordausgang von Mont Moreau. An der Kolonne entlangblickend, kann ich einige meiner Fahrschüler an den ihnen anvertrauten Fahrzeugen erkennen: Bischoff, Frers, Köck, Vochtmann, Heinz, Götz, Buggart … In dieser Stunde ahne ich nicht, daß keiner dieser Jungen überleben wird.
Bei Angouleme rollen wir auf die Waggons, verkeilen und verspannen die meist neuen Fahrzeuge. Stunden später ruckt der Zug an. Wieder rollen wir der Ungewißheit entgegen.

Die Winterschlacht um Charkow

Längst haben wir die freundlichen deutschen Dörfer in Bayern und Thüringen und die im Rüstungsfieber pulsierenden Städte Ostdeutschlands hinter uns gelassen; nun Kattowitz, Przemysl, Lemberg. Das bedeutet, wenn es nicht ein Täuschungsmanöver ist: russische Südfront. Wir bleiben mißtrauisch, haben es uns seit der „Durchmarschbewilligung zu den persischen Ölquellen“ im Frühjahr 1941 abgewöhnt, in einfachen Vorgängen zu denken.

Hinter Kiew passieren wir langsam den Dnjepr auf einer filigran scheinenden und mehrfach geflickten Brücke. Partisanenwarnung wird durchgegeben. Der Transportzug, mit Kriegsmaterial uns vorausfahrend, wurde durch Sprengung angehalten und soll zum Teil geplündert auf der Strecke liegen. – Seit wir den Süden Frankreichs verlassen haben, ist es wieder weiß um uns. Es ist bitterkalt, und mein winziges Katalytöfchen mit seiner rotglühenden Haube ist nicht dazu geschaffen, behagliche Wärme in meinem Skoda zu verbreiten.

Am 17. Februar rummst es. Unser überlanger Transportzug, der nur mehr müde die Steigung hinaufgekrochen war, schafft ein Weiterfahren nicht. Urplötzlich liegen wir im Feuer von Granatwerfern und Maschinengewehren. Aus einem Waldstück brechen Schlittengespanne mit Partisanen hervor, um sich der ungeschützt scheinenden Beute zu bedienen. In einem wahrhaft mörderischen Hagel unserer Maschinenwaffen erreichen sie weder den Zug, noch gelingt es ihnen, in den schützenden Wald zurückzukommen.

Zwei Kompanien sitzen ab und dringen in das gefährliche Waldstück ein, während der Rest den Transport sichert. Pioniere machen aus den Partisanenschlitten und Unterkunftshütten der Angreifer Kleinholz und

schaffen auch die Brennholzvorräte der Partisanen auf den Tender der Lok. Schließlich kann sich der Zug wieder schwerfällig in Bewegung setzen und die nächste Versorgungsstation erreichen.

Seit dem Überfall der Partisanen ist unsere Spannung von Stunde zu Stunde gewachsen. Dem mit geringer Geschwindigkeit Richtung Osten rollenden Transportzug kommen erst kleinere und dann immer größere Trupps unbewaffneter deutscher Soldaten entgegen. Unsere Zurufe sind nicht gerade von Freundlichkeit und Anerkennung:
„Vorwärts Kameraden, ihr müßt zurück! Ihr müßt sammeln – weiter hinten! Auftrag von oben!“ So und ähnlich schütten wir unseren galligen Hohn, sehr von oben herab, über die Knüppelbewehrten.
„Spätestens in 24 Stunden seid ihr im Laufschritt Richtung West!“ kommt ihre verbitterte Antwort. Sicher, auch wir mußten schon der Übermacht weichen und uns absetzen – aber nie haben wir unsere Waffen weggeworfen und sind getürmt! Was hier neben unserem Bahndamm nach Westen hastet, ist eine der Auswirkungen von Stalingrad. Mit verlorenem Vertrauen zu ihrer Waffe und ihrer Führung werden sie nie mehr das sein können – und wollen –, was einmal die Deutsche Wehrmacht gewesen ist.

Der Russe hat in schweren Kämpfen Charkow genommen. Neben Heeresverbänden war es von der 1. und 2. SS-Panzergrenadierdivision, die noch vor uns aus den Auffrischungsräumen in Frankreich eilends herangeholt worden waren, unter dem Befehl des Generals der Waffen-SS Paul Hausser verteidigt worden. SS-Obergruppenführer Hausser hatte sich dem mehrfachen Führerbefehl, Charkow „bis zum letzten Mann“ zu halten, widersetzt und es in eigener Verantwortung vor dem übermächtigen Gegner kurz vor der Einkesselung geräumt. Allein dem Verantwortungsbewußtsein dieses Offiziers ist es zu verdanken, daß ein weiteres „Stalingrad“

verhindert werden konnte. In das Führerhauptquartier befohlen, hat seine Befehlsverweigerung nachträglich Billigung erfahren.

Unsere 3. SS-Panzergrenadierdivision „Totenkopf“ wird den hinhaltend kämpfenden SS-Divisionen „Leibstandarte Adolf Hitler“ und „Das Reich“ zugeführt. Am frühen Nachmittag des 19. Februar nähert sich unser Zug langsam Poltawa. Auf dem nahen Flugplatz verlassen die letzten Maschinen die Startbahn. In Sichtweite der Stadt rollen wir über behelfsmäßige Rampen vom Zug. Fahrzeug um Fahrzeug, Schützen- und Kampfpanzer verschwinden in langer Kolonne in höchster Ordnung in der Stadt Poltawa, dem wichtigen Knotenpunkt. Unsere Männer zeigen sich von den Auflösungserscheinungen der fliehenden Truppen vollkommen unbeeindruckt. Die „Alten“ sagen es den Jungen: „Haben wir alles schon gehabt! – Schaffen wir leicht!“
Weit außerhalb von Poltawa, in einem kleinen Ort mit sauberen, gepflegten Holzhäuschen, machen wir Quartier. Die Bewohner sind nicht unfreundlich und helfen uns, wie schon so oft.
Der Wind trägt den Geschützdonner in unser kleines Nest, als wir nach wenigen Tagen des Sammelns unsere Quartiere in Gefechtsformation verlassen und zur Rückeroberung von Charkow antreten.
Der Gegenstoß des aus drei Elite-Divisionen bestehenden SS-Panzerkorps mit seiner geballten Feuerkraft kommt für den Iwan ganz offensichtlich unerwartet und wird für ihn statt zum bereits sicher scheinenden Sieg zum Inferno mehrerer Kesselschlachten, die nacheinander zur Vernichtung der zur Offensive angetretenen Sowjettruppen führen.
Im ständigen Vorwärtsdrängen komme ich nicht dazu, Orte und Daten einzutragen. Schon am zweiten oder dritten Tag bleibe ich kurz vor Einbruch der Nacht bei dichtem Nebel im Tiefschnee mit Motorschaden hängen. Sturmbannführer Knöchlein und meine übrigen Insassen steigen kurz entschlossen in die nachfolgenden Fahrzeuge um, denn bei dieser schlechten Sicht darf der Anschluß nicht verloren werden. Fluchend quälen die Fahrer im hohen, spurlosen Schnee ihre Wagen an mir vorbei, und ich

bleibe mir selbst überlassen. In kürzester Zeit verweht der Schneesturm alle Fahrzeugspuren, und ich sitze verlassen ohne Richtungsbegriff in der Landschaft.
Mit meinem winzigen Katalytöfchen unter dem Anorak zwischen den Knien versuche ich, mich im Fahrersitz warm zu halten, und schlafe übermüdet prompt ein.
Als ich im milchiggrauen Nebel des anbrechenden Tages frierend erwache, sehe ich in geringer Entfernung drei Reiter auf mich zukommen. Auf der den Russen abgewandten Seite lasse ich mich eiligst aus dem Wagen fallen und beschieße sie in hastigem Feuer mit meinem Karabiner, eine volle Besatzung meines Wagens vortäuschend, worauf sie versuchen, ungeschoren von der Bühne wegzukommen. Ehe sie im leichten Nebel entkommen, trifft ein Leuchtspurgeschoß den letzten der drei an der rechten Schulter.
Im Licht des immer heller werdenden Tages erkenne ich, daß ich in der Nacht Nachbarn bekommen habe und nicht mehr so verlassen auf weiter Flur stehe. Etwa hundert Meter hinter mir ist eine Pioniergruppe mit ihrem Mannschaftswagen im hohen Schnee liegengeblieben. Sie haben ein schweres Infanteriegeschütz, welches sie von einem defekten Zugfahrzeug übernommen haben, im Schlepp.
Die Lage ist unklar. Sicher ist, daß wir auf einem leichten Höhenrücken stehen und links unter uns Gefechtslärm vernehmbar ist, der sich immer heftiger steigert. Wir müssen damit rechnen, daß nicht nur Deutsche auf uns treffen werden. Beritten und bespannt sind die Sowjets im Tiefschnee viel beweglicher als wir.
Während die Mannschaft Fahrzeuge und ein Stück Anfahrtsweg freischaufelt, versuchen wir Fahrer, unsere Wagen flottzubekommen. Aus meinem Kofferraum angle ich mir die Lötlampe, die ich zum Feueranmachen vorbereitet habe, erwärme den Motorblock und die gelösten Zündkerzen und „spüle“ auch kurz den Verteilerkopf damit aus. Einen Benzinlappen um den Luftfilter – und starten! Schon nach dem ersten Hub blubbert der Motor los und fällt in einen ruhigen Lauf; kein großes Kunststück, das er vollbringt, es hat kaum weniger als 20 Grad unter dem Strich.

Der Fahrer am Dreiachser der Pioniere arbeitet noch an seinem Motor. Inzwischen hat sich der Gefechtslärm zum Toben einer Schlacht ausgewachsen.

Verdammt, wo stehen wir eigentlich? An den Knallgeräuschen der Abschüsse versuchen wir, eigene und feindliche Waffen zu erkennen. Bald stellen wir fest, daß der Gefechtslärm im Nebel wandert, der Kampf von in Bewegung befindlichen Truppen geführt wird.

„Achtung! Feindlicher Panzer!“ ruft einer der jungen Grenadiere und springt in Deckung.

„Nur sachte, Junge, nur sachte!“ wird er von einem „alten Hasen“ beruhigt. Die Bedienung bringt das Infanteriegeschütz in Richtung des Panzergeräusches in Stellung, die 15-cm-Granate ruht im Rohr, zum Abfeuern bereit. Im Nebel kommt ein Stahlungetüm genau auf uns zu. Feindpanzer oder eigener? Die Hand des Geschützführers hebt sich. Der kanonenbewehrte Turm des Panzers schwenkt auf uns ein und steht mit einem Ruck.

„Eigener Panzer!“ tönt der erlösende Ruf, und wir erheben uns aus der Deckung. Nach einem mißtrauischen Verharren wird der Lukendeckel geöffnet, und der Stahlkoloß fährt zu uns heran. Befreit lachende Gesichter hier wie dort. Ein Versagen der Nerven, eine undisziplinierte Geschützbedienung oder Panzerbesatzung hätte Opfer gefordert.

Vom Panzerkommandanten erhalten wir Aufklärung über die Vorgänge hinter der undurchdringlichen Nebelwand. Unsere Division hat die feindliche Angriffsfront in der Nacht florettartig durchstoßen und den Gegner eingekesselt. Im hochziehenden Nebel und unter unschuldsblauem Himmel erkennen wir später das ganze Ausmaß der sich in der Senke abspielenden Tragödie. Riesige Kolonnen streben, einander behindernd, nach Westen und zurück nach Osten. Panzer, LKW und Schlitten fahren ineinander, sich gegenseitig behindernd, während auf den Anhöhen ringsum unsere Verbände die bewegungsunfähigen Kolonnen des Feindes mit einem wahrhaft mörderischen Feuer belegen. Granatwerfer und Artillerie, die Leuchtspurgarben der sMG und Maschinen-Flak lassen keinen Widerstand aufkommen. Vergeblich versuchen T 34, den Feuerkampf aufzunehmen. Aus überhöhter Stellung und guter Deckung sind sie bald niedergekämpft,

oder besser: niedergeschlachtet. Es ist das Vernichten eines führungslosen, von wilder Panik erfaßten Gegners.
Wir schießen laufend weiße Erkennungssignale, um nicht in den Vernichtungsstrudel gezogen zu werden, da wir den Russen fast näher als der eigenen Truppe stehen.
Während sich unweit von uns ein Inferno sondergleichen abspielt, taucht unerwartet ein etwa 12jähriger Junge auf. Möglicherweise hat er uns zunächst für Rotarmisten gehalten und ist versehentlich an unseren Haufen geraten. Die Meinungen, was mit dem unbefangenen Buben zu geschehen habe, gehen auseinander. Mit den meisten bin ich der Auffassung, daß man ihn unbehelligt ziehen lassen solle. Einige wollen ihn vorläufig festhalten. Schließlich setzt sich die Mehrheit – vorwiegend Ältere – durch, und wir bedeuten ihm zu verschwinden. Aus meinem energischen „Dawai! Dawai!“ muß er wohl erkannt haben, daß er sich rasch trollen müsse. Als er sich, schon etwa 100 Schritte entfernt, nochmals umblickt, wirft ihn ein Schuß zu Boden. Ich glaube fast körperlich seine Verwunderung über das Geschehen zu spüren. Etwas abseits stehend, glaube ich seinen Blick direkt auf mich gerichtet zu sehen. Ein zweiter Schuß streckt den schon im Schnee Sitzenden endgültig nieder.
Einer der Reservisten, sicherlich selbst Familienvater, brüllt den Schützen an: „War das wirklich notwendig, Unterscharführer?“
Seine Antwort: „Der kleine Iwan war bestimmt ein Späher der Rotarmisten. Wäre er zu ihnen zurückgelangt, hätten sie uns schnell den Garaus machen können.“
War es das gnadenlose Gesetz des Krieges oder kalter Mord? Für mich war es die unnötige, rücksichtslose Ermordung eines Jungen. Man hätte ihn schließlich auch zurückpfeifen können. Ihn abzuschießen, war einfacher. Wie immer auch ein Urteil ausfallen würde, dem Jungen hilft es nicht mehr, er liegt, in seine ärmlichen Fetzen gehüllt, mit zum Himmel gewandtem Gesicht im Schnee. Warum habe ich ihn geheißen zu gehen? Hätte ich nicht mit einem solchen Ausgang rechnen müssen? Und: Warum bin ich als Dienstältester in diesem Haufen nicht längst schon Unterscharführer – sondern habe statt dessen zur Kenntnis zu nehmen, was ein anderer anrichtet?

Auch der Dreiachser-Allrad ist wieder flott. Ihm nachfahrend, halte ich mich in seiner Spur. Die Fahrbahn ist tief unter dem Schnee, für den Fahrer des Vorderfahrzeuges nur zu erahnen. Nur jetzt keine Motorpanne und nicht hängenbleiben! Zwischen den Rädern ist der Schnee hart gepreßt und poltert ständig an die Wanne meines Wagens. Stellenweise sind die treibenden Hinterräder ohne Antrieb in der Luft, wenn das Fahrzeug nur wegen seiner Geschwindigkeit bis zur nächsten Bodenhaftung weiterrutscht.
Rundum der Feuerzauber: Auf wen werden wir treffen? Feind oder Freund? Am Nachmittag haben wir unseren im Kampf stehenden Verband eingeholt. Die Schlacht – oder besser: das Schlachten – ist entschieden. Bei geringen eigenen Verlusten hat der Feind viele Tausende an Toten zu verzeichnen.

Unser Stoß geht zunächst nach Südosten. Das Wetter bessert sich und läßt manchmal schon den Rußland-Frühling erahnen. Wir bewegen uns über zugefrorenem, sumpfigem Gebiet, welches es noch im Frost zu überwinden gilt.
Der neue „O.O." (Ordonnanzoffizier) ist, wie seinerzeit auch Dr. Grütte, Akademiker und Reserveoffizier, älterer Jahrgang, sicher über 35. Wie meist, bekommt der O.O. die risikoreiche Wege-Erkundung und Aufklärung aufgebrummt. Wie ich schnell erkenne, ist das keine Sache für Untersturmführer Herr und seinen jungen Fahrer, der den ersten Einsatz mitmacht. In diesem Gespann wäre einer des anderen Last.
Während sich unsere Division in zwei getrennten Stoßkeilen bewegt, ziehen starke feindliche Verbände neben, hinter und wahrscheinlich auch vor uns zurück nach Osten.
Untersturmführer Herr bekommt den Auftrag, mit der Panzerspitze der südlich von uns nach Nordosten stoßenden SS-Panzerdivision „Das Reich" Verbindung aufzunehmen, Entfernung vermutlich etwa 30 km. Der Raum zwischen unseren Divisionen ist nicht aufgeklärt. Ich beneide weder den O.O. noch den Fahrer um das Bevorstehende.

„Brunnegger wird Sie fahren!“ höre ich Sturmbannführer Knöchlein zum Ordonnanzoffizier sagen. Na also, das hat er sich wieder fein ausgeheckt! Aber irgendwie logisch ist es auch, beruhige ich mich wieder, während ich den Stander und das Gepäck Sturmbannführer Knöchleins in den anderen Wagen umpacke. Vom Adjutanten Dr. Grütte kann ich erreichen, daß wir einen russischsprechenden volksdeutschen Melder mitbekommen.
Es ist etwa Mittag, als wir losfahren. Dieser Tag ist trüb und nebelig, die Straße ideal geräumt und mit hartgepreßter, glatter Schneedecke versehen – eine Fahrbahn wie im tiefsten Frieden in der Heimat. Vom Verlassen unserer Einheit an sind wir bis zum Auffinden der Panzerspitze der Nachbardivision auf uns allein gestellt und müssen verdammt wachsam sein. Das Verdeck habe ich zurückgeschlagen, damit der O.O. hin und wieder aufstehen kann, um weiter voraussehen zu können.
Dreißig Kilometer haben wir schon lange abgespult, und noch immer ist weder vom Feind noch vom Freund etwas zu beobachten. Auch keine Spuren von Kampf sind zu erkennen.
„Untersturmführer, wir stoßen durch bis Charkow!“ Mein Beifahrer zeigt sich von meinem Scherz nicht sehr angetan. Angestrengt starrt er in den trüben Nachmittag. Plötzlich fährt er erschrocken zusammen. Eine U 2 hat uns in ganz geringer Höhe, von hinten kommend, überflogen. Der Uralt-Doppeldecker mit seinen bekannt schneidigen Piloten ist für Ustuf. Herr noch ein Novum. Vor Antritt der Fahrt habe ich das Hakenkreuz-Erkennungssignal von der Motorhaube genommen, es kann also nicht viel passieren. Beiden Mitfahrern trage ich auf, wenn diese „Nebelkrähe“ wieder auftauchen sollte, fleißig zu winken! Aber sie kommt nicht mehr.
Nach zwei Stunden Fahrt treffen wir endlich auf die Spitze der 2. SS-Panzerdivision „Das Reich“, nahe einem größeren Dorf. Mein O.O. tritt in Funktion und wickelt seinen Auftrag ab. Die Panzerspitze hatte sich seit unserer Abfahrt weiterbewegt, wie ich aus einem Gespräch mit einem Kameraden der „Reich“ erfrage; darum die lange Fahrt.
In diesem Haufen ist man bester Zuversicht. Auch die „Reich“ hat schwere Schläge ausgeteilt. Die unbekümmerte Sicherheit, mit der die feindliche Führung einen vermeintlich in Panik fliehenden Gegner verfolgen ließ, hatte einen schweren Blutzoll erbracht.

Nachdem die Standorteintragungen in die Marschkarten und Absprachen über die nächsten Ziele getroffen sind, treten wir bei nachlassendem Tageslicht und Nebel von Webkiy – oder so ähnlich heißt der Ort – die Rückfahrt zu unserer Truppe an. Wieder taucht die U 2 überraschend von hinten auf, ohne uns zu beschießen. Vermutlich ist es der gleiche Aufklärer, der auf seinem Horst zum Tanken war.
Die Schneeglätte hat in Nebel und Kälte sehr stark zugenommen, und ich muß die Geschwindigkeit stark drosseln, sonst gleiten wir von der Fahrbahn in den Straßengraben, und da kämen wir ohne Hilfe nicht mehr heraus.
Schon nach einer Stunde bricht die Nacht herein. Unser neuer O.O. ist im Kartenlesen denkbar unsicher, weil er der Korrektheit der Karteneintragungen zu sehr vertraut. Ich verlasse mich lieber auf den Kompaß und, wenn es möglich ist, auf die Sonne, den „Großen Wagen" sowie Auskünfte der Einheimischen und Besonderheiten an den Straßen für die Rückfahrt. Um in diesem Land Fahrtaufträge durchführen zu können, bedarf es überdies auch der Phantasie – und eben eines ausgeprägten Orientierungssinnes.
Die schmalen Schlitze der Scheinwerferblenden lassen nur einen unzureichenden Lichtstrahl durch die Nebelsuppe auf die weiße Fahrbahn fallen. Als ich neuerlich die Auspuffflammen einer U 2 über uns hinwegziehen sehe, fahre ich nur mehr mit dem nach oben abgedeckten Tarnscheinwerfer weiter. Die wiederholte Kontrolle der Straße durch den Nahaufklärer kann doch bedeuten, daß sich auch feindliche Verbände auf ihr bewegen oder in der Nähe stehen.
Meine ganze Aufmerksamkeit muß ich auf die Straße richten und auf Besonderheiten derselben, die ich mir bei der Anfahrt gemerkt habe. Wiederholt gerate ich dabei an Straßengabelungen mit dem O.O. in Meinungsverschiedenheiten, kann ihn aber stets überzeugen.
Mit zwei donnernden Schlägen wird urplötzlich die Finsternis aufgerissen. Die „Nachteule"! Jetzt hat sie uns! Ich nehme auch das letzte Licht weg. Doch plötzlich zischen links und rechts der Straße Leuchtkugeln hoch, die meinem Wagen die schützende Dunkelheit nehmen und ihn dem Hämmern feindlicher Maschinenwaffen preisgeben. Leuchtspurgarben kreuzen sich über uns. Beiderseits der Straße erkenne ich Paks in Stellung. Von ihnen

dürften die ersten Schüsse gekommen sein. Unmittelbar am Fahrbahnrand liegt ein Schütze hinter seiner Panzerbüchse. In seinem Schuß schreit hinter mir der Melder getroffen auf. Bis jetzt gleicht diese Szene – ausgenommen die Verwundung des Melders – haargenau jener einer Gefechtsübung in Mont Moreau.

Auf gleicher Höhe mit meinem im Licht der Leuchtkugeln wieder an Geschwindigkeit gewinnenden Wagen fegen Schlittengespanne mit aus Maschinenpistolen feuernden Sowjets beiderseits der Straße neben uns her. Links bricht eines der Gespanne aus und versucht, uns zu überholen und sperrend auf die Straße zu gelangen. Ein deutscher Sani-Wagen mit großem Rotem Kreuz darauf steht entgegen unserer Fahrtrichtung auf der Fahrbahn. Ich sehe alle Türen weit geöffnet und die Insassen mit aufgerissenen Uniformen reglos auf der Straße liegen. Bei diesem Anblick versuche ich, trotz des Schleuderns meines Fahrzeuges noch an Geschwindigkeit zuzulegen. Der neben mir stehende Offizier bringt seine MP nicht schußfertig. Mit der Rechten lange ich hinüber und ziehe die Sicherung am Spannschieber heraus. Herrgott, habe ich heute eine Besatzung in der Karre! Hinter mir brüllt der Melder ununterbrochen, neben mir ein unfertiger Vorgesetzter, beide für eine Abwehr unfähig. Im letzten Augenblick entscheidet das Schicksal doch zu unseren Gunsten. Es gelingt mir, an dem Panjeschlitten, der schon den linken Straßengraben überquert hat, vorbeizukommen. Fast schlagartig erlischt das Licht der Leuchtkugeln. Ungezieltes Feuer wird uns nachgestreut. Wir sind durch! Jetzt ist endlich mein Nebenmann feuerbereit. Nicht ganz nach militärischem Reglement schreie ich zu ihm hoch, das Schießen jetzt sein zu lassen, um nicht am Mündungsfeuer erkannt zu werden.

Etwas später schalte ich den Tarnscheinwerfer wieder ein und fahre an einen Heustadel neben der Straße heran, um den Schwerverwundeten zu versorgen. Mit Untersturmführer Herr hebe ich den Gehunfähigen aus seinem Sitz und bette ihn auf die Streu. Der rechte Oberschenkel hängt wie gelähmt am Körper. Vorsichtig schäle ich ihn aus seinen Decken, in die er sich während der Fahrt eingedreht hatte. Im Licht der Taschenlampe fällt blitzend das Geschoß der Panzerbüchse aus den Falten. Mit dem Taschenmesser trenne ich behutsam das Hosenbein auf, um an die Wunde

zu gelangen. Aber außer einem dunklen Fleck am Oberschenkel ist nichts festzustellen. Mit dem Ansichtigwerden dieser neuen Art der Verwundung erlischt auch das Geschrei des Betroffenen. Er hat unglaubliches Glück gehabt. Die vielen Falten der Decken haben ihn davor bewahrt, zum Krüppel geschossen zu werden. Als er wieder zu winseln beginnt, verliere ich die Beherrschung und verabreiche ihm eine kräftige Ohrfeige. Daraufhin verzichtet er auf jegliche Hilfe und besteigt ohne Stützung den Wagen. Aber: Wo stehen wir jetzt? Hatte vielleicht doch der O.O. mit seiner Beurteilung recht – und nicht ich? Sind wir in die russischen Verbände geraten?
Wir müssen weiter! Ohne neuerliche Zwischenfälle treffen wir gegen Ende der Nacht auf unsere Einheit. Während der O.O. beim Kommandeur seinen Bericht erstattet, nehme ich meinen Platz im Marschband ein. Es geht wieder Richtung Charkow.

Sturzkampfbomber und Messerschmitt-Zerstörer unterstützen unser Vordringen. Am 26. Februar stehen wir im Raum Orelka. Während die Division an der Vormarschstraße verharrt, klärt der Divisionskommandeur mit seinem Adjutanten im Fieseler Storch das Vormarschgelände auf. Leichte Flak der Sowjets schießt die Maschine vor unseren Augen ab. Ein Stoßtrupp bricht in den Feindabschnitt ein und bringt die drei Toten zurück. SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Theodor Eicke, schon zuvor im Nordabschnitt der Ostfront während einer Aufklärungsfahrt schwer verwundet, folgte seinem als Leutnant gefallenen Sohn sowie der unter den Bomben zugrunde gegangenen Gattin und der Tochter nach.

In einer gewaltigen Zangenbewegung stößt unsere Division – rechts von der 2. SS-Panzerdivision flankiert – steil nach Norden vor und erkämpft sich in mehreren Kesselschlachten, westlich an Charkow vorbeistoßend, am 8. März Olschany und zwei Tage später Dergaci.

Soweit ich es selbst beurteilen kann, haben die Kämpfe seit Orelka und Lozowaja an Heftigkeit stark zugenommen, und auch unsere Ausfälle im Kampf gegen den übermächtigen Feind sind erheblich. Die gewaltige Panzer-Armada aus russischen, englischen und amerikanischen Panzern, immer wieder vernichtet und immer aufs neue erstehend, verlangt ihre Opfer. Daß es überhaupt zu den gewaltigen Erfolgen unserer Truppe kommen kann, verdanken wir der Führungsgenialität unseres Kommandeurs des SS-Panzerkorps, „Papa" Hausser. Wie ein richtiger Vater hatte er sich – voll bewußt, daß er dabei sein eigenes Leben einsetzt – gegen Adolf Hitlers Führerbefehl gestellt und „seinen Jungs" das Schicksal der Stalingrad-Kämpfer erspart und trotzdem strategisch einen gewaltigen Erfolg errungen.
In den folgenden Tagen spannen wir unseren Abschirmungsbogen von Olschany über Dergaci und weiter südostwärts um Charkow herum, die heftigen Entsatzversuche der Sowjets in schweren Kämpfen abwehrend und der 1. SS-Panzerdivision „Leibstandarte" sowie der 2. SS-Panzerdivision „Das Reich" das Eindringen in Charkow und die Wiedereroberung ermöglichend.
Bei uns kommt es zwischen Olchow und Tschugujew zu schweren Kämpfen mit massierten feindlichen Panzerverbänden.
Das Bild des modernen Panzerkampfes prägt sich in seiner grausamen Wucht unauslöschlich in die Erinnerung ein. Auf Kilometer stehen sich, weit aufgelockert, die Giganten des technisierten Krieges, Kolosse aus -zig Tonnen Stahl, gegenüber und liefern sich im Annähern ein mörderisches Duell.
Wir schreiben wohl Mitte März. Der Zeitbegriff verschiebt sich immer wieder in der Hast und Schwere der Ereignisse. Nach einem anstrengenden Nachtmarsch – dem wievielten schlaflos verbrachten seit Peresepino? – verharren unsere Panzer- und Kfz-Kolonnen in leicht welligem, auf große Entfernung gut einzusehendem Gelände. Links vor uns ist eine sehr flache und langgestreckte Mulde, ein ehemaliges Flußbett aus grauer Vorzeit andeutend. Gespannt beobachten wir mit den Gläsern den gegenüberliegenden Rand der Senke, wo in breiter Front feindliche Panzerverbände mit aufgesessener Infanterie aufgefahren sind, ganz

offensichtlich mit dem Ziel, unsere Abwehrfront zu durchstoßen und Charkow zu entsetzen. Unsere ungesicherte linke Flanke sind wir selbst!
Unsere Panzer scheren links aus und stellen sich in geeigneter Position zur Abwehr bereit. Schützenpanzer und Gefechtsfahrzeuge fahren tief gestaffelt hinter den Panzern auf, um sie bei einem Gegenstoß vor der feindlichen Infanterie zu sichern.
Auf etwa 1.500 Meter eröffnen zunächst unsere „Tiger"-Panzer den Feuerkampf. Trotz der Abwehrbewegungen des Gegners stehen in Kürze die ersten T 34 in Flammen. Was aber sind bei der Masse der angreifenden Stahlkolosse einige Ausfälle? Auf etwa 1.000 Meter herangekommen, steht der Feind und erwidert das Feuer. Jetzt haben auch unsere Panzer IV in den Kampf eingegriffen. Im Tosen der Panzerschlacht sind Abschüsse und Einschläge nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Gleich zu Beginn des Kampfes bersten zwei unserer Panzer IV in gewaltigen Feuerblitzen. Auf beiden Seiten wachsen die schwarz qualmenden Rauchwolken in den sonnigen Frühlingstag. Einer unserer brennenden Särge steht so günstig, daß der Wind den schwarzen Qualm vor unsere Feuerfront treibt und das Anvisieren unserer ständig die Stellung wechselnden Panzer erschwert.
Die feindliche Infanterie, zu einem schnellen Vorstoß aufgesessen, ist längst von den Panzern getrennt und in Deckung gegangen. Ich selbst habe mich in eine Mulde geworfen und beobachte mit dem Glas gespannt die Panzerschlacht. Rechts vor mir kommt ein „Tiger" zu stehen, der in schneller Schußfolge auf bereits gefährlich nahe gekommene T 34 feuert. Da reißt eine Explosion den 16 Tonnen schweren Geschützturm aus der Verankerung, der wieder auf die Wanne niederstürzt. Qualm kommt aus allen Fugen und aus dem gesprengten Drehkranz. Wir können an den „Tiger" nicht heran, da er nach wie vor im Feuer der Feindpanzer steht.
Als russische Offiziere und Kommissare die Begleitinfanterie auftreiben und den Panzern zu folgen zwingen, fährt das Feuer unserer Gefechtsfahrzeuge und Schützenpanzer in ihre Reihen. Die Leuchtspurgarben aus den Maschinengewehren, der 2-cm- und 3,7-cm-Schnellfeuer-Flak verursachen verheerende Ausfälle beim Feind.
Etwa nach einer Stunde sind die Ausfälle beim Feind mindestens dreimal so hoch wie bei uns, und er bricht den Kampf, verfolgt von den

weitreichenden 8,8-cm-Geschützen unserer „Tiger“, ab.
Jetzt können wir an den explodierten 60-Tonnen-Koloß vor uns heran. Wir zerren die Besatzung ins Freie und legen sie ins Gras. Keiner ist tot, so unglaublich es klingen mag, aber keiner lebt mehr lange. Die unheimliche Wucht der Explosion hat den Insassen die Organe zerstört. Die Ursache: Beim Abfeuern eines Schusses gab es einen Versager. Nach Vorschrift wäre eine bestimmte Zeitspanne vor dem Öffnen des Verschlusses einzuhalten gewesen. Im Drang des Abwehrkampfes riß der Ladeschütze den Verschluß offensichtlich zu früh auf, während im selben Augenblick der Schuß brach und der Druck der Ladung in der Enge des Kampfstandes verheerende Folgen hatte.

Nach dem endgültigen Zusammenbruch der russischen Offensive im Raum Charkow, der viertgrößten Stadt der Sowjetunion, wird unsere Marschrichtung um 180 Grad gewendet: nach Norden.
Die Wochen der Kesselschlachten, als die im Blitztempo eingeschlossenen russischen Großverbände förmlich zwischen den drei SS-Panzerdivisionen zermalmt wurden, liegen hinter uns – mit dem Höhepunkt an jenem 5. März 1943, der Schlacht von Jeremejewka, wo Teile von zwei sowjetischen Panzerkorps, einem Kavalleriekorps und drei Infanteriedivisionen in der Umklammerung durch die „T“-Division verbluteten und riesige Mengen an Waffen und Gerät von der Roten Armee erbeutet werden konnten.
Mittlerweile haben wir die Frühjahrs-Schlammperiode überwunden. Charkow wurde von den beiden SS-Divisionen, die es geräumt hatten, wieder erobert – ein riesiger strategischer Erfolg. Darüber hinaus eroberte die 1. SS-Panzerdivision „LAH“ (Leibstandarte Adolf Hitler) in einem blitzartigen Zugreifen die Stadt Bjelgorod nördlich von Charkow, auf die wir nun im Anmarsch begriffen sind, um sie gemeinsam mit der „LAH“ zu besetzen.
Zu Beginn der letzten März-Dekade steht unsere Marschkolonne an der Einfallsstraße Bjelgorods. Einfache, niedrige, aus festem Material gebaute Häuser säumen schmucklos die Straße.

Ich benötige Kühlwasser für meinen Skoda und betrete das nächste Haus linker Hand. Im schlichten, aber sauber scheinenden Wohnraum treffe ich auf eine alte und eine junge, sehr hübsche Frau, die mich sofort auf deutsch anspricht. Während sie mir meinen Leineneimer mit Wasser vollpumpt, unterhalte ich mich kurz mit ihr. Sie war in Moskau wohnhaft und ist in den Kriegswirren beim Besuch ihrer Mutter hier zurückgeblieben. Mich wundert, daß eine derart gut deutschsprechende Frau, und überdies noch so hübsch, von den Sowjets einfach hier zurückgelassen wurde. Das ist doch ganz gegen ihre Art.
Unser Bataillon besetzt den Westteil Bjelgorods und sichert mit seinen Kompanien am Donez. Der Gefechtsstand wird in einem soliden Haus fast komfortabel untergebracht. Durch das überraschende Zupacken der Panzerverbände der „LAH“ hatten die Russen nicht einmal Zeit, die Häuser zu verminen, wie sie es sonst häufig taten.
Beim Einrichten der Funk- und Fernsprechstelle will Sturmbannführer Knöchlein einen perfekten Dolmetscher verfügbar haben, was wegen der erlittenen Ausfälle nicht durchführbar ist. Ich berichte von meinem Treffen mit der jungen Russin – was mir sofort leid tut – und werde beauftragt, sie „sofort heranzuschaffen“.
Es ist nicht schwer, ihr Haus wieder zu finden. Obwohl ich ihr den Vorschlag mache, ihr Quartier zu wechseln und für mich nicht mehr auffindbar zu sein, erklärt sie sich zu meiner Überraschung sofort bereit, einzusteigen und als Dolmetscherin ständig verfügbar zu sein. Sie erhält ein eigenes Zimmer neben dem des Kommandeurs. Sie übersetzt künftig Gefangenenaussagen, hört die angezapften russischen Telefonleitungen und Funksprüche ab – solange es Tag ist. Der Kommandeur erläßt den strengen Befehl an alle Angehörigen der Stabskompanie und an seine Kompaniechefs, daß weder er noch die Dolmetscherin bei Nacht geweckt werden dürfen, gleichgültig, wie wichtig der Grund dazu wäre. Natürlich hatten auch die übrigen Offiziere voll Neid den Charme der jungen Russin erkannt und nachts mehrmals störend den Kommandeur am Fernsprecher verlangt; darum der strikte Befehl an alle Funker und Fernsprecher, jeden Vermittlungswunsch zurückzuweisen.

Dennoch gelingt es einem der Kompaniechefs, den am Gerät diensthabenden Rottenführer Kurt Hofreiner von der außerordentlichen Dringlichkeit der Vermittlung zu überzeugen. Folge: zwei Stunden Strafexerzieren für den Mann am Klappenschrank unter Leitung von Adjutant Obersturmführer Grütte, damit beide bestrafend, denn der Professor Dr. Grütte verabscheut die Schleiferei. So geschehen im Fronteinsatz am Donez.

Der Krieg hat sich in unserem Abschnitt an der Donez-Front zwischen Charkow und Bjelgorod in einem Maße beruhigt, daß man schon von einem Erholungsraum sprechen kann: kleinere Späh- und Stoßtruppunternehmungen, geringe Artillerietätigkeit in und über Bjelgorod hinweg, ab und zu ein paar Zweimot-Bomber und Aufklärer über uns – damit wir nicht ganz vergessen, daß es noch Krieg gibt. Feind und Freund befinden sich in einem Erschöpfungszustand.
Aus der Heimat kommt junger Nachersatz, schlecht ausgebildet und nicht mehr immer freiwillig zur Waffen-SS gemeldet. Die harte Disziplin und die Feuerwehr-Fronteinsätze der Waffen-SS-Divisionen animieren und schrecken gleicherweise ab.
Besonders gravierend ist der Mangel an fronterfahrenen Unterführern geworden, die ja schon immer gemeinsam mit den „alten Obergefreiten“, unseren Rottenführern, das Korsett der Truppe gebildet haben. Von diesen vertrauenserweckenden „alten Hasen“ konnte man nie genug in einem Verband haben, gleichgültig, welche Stellung sie auch innehatten.
Ein Divisionsbefehl bestimmt, daß freiwillig zu einem Unterführer-Lehrgang sich meldende Rottenführer von frontbewährten Offizieren zu Gruppenführern auszubilden sind. In der Hoffnung, von Knöchlein wegzukommen, melde ich mich zu diesem Lehrgang.
Während die junge Ersatzmannschaft hinter den Stellungen weiter ausgebildet wird und in den Kulissen des Krieges wirklichkeitsnahe lernt, worauf es ankommt, um überleben zu können, werde ich zum Unterscharführer (Unteroffizier) heranreifen.

In der Stadt spielt sich nahezu ein Etappenbetrieb ein. In einem leeren Saal hat sich ein Fronttheater etabliert und sorgt für die Unterhaltung, während sich unten im Donez-Tal Russen und Deutsche herumbalgen, um Gefangene zu machen oder ihre Stellungen zu verbessern. Wenn am Abend bei vollbesetztem Haus die feindlichen Artilleriesalven darüber hinwegschluchzen, ziehen weder Schauspieler noch Zuschauer den Kopf ein.

Aus der Heimat habe ich einen ganzen Stapel Briefe bekommen. Natürlich sind jene Elisabeths für mich die wichtigsten. Alle Post, die uns in den vergangenen Bewegungskämpfen nicht erreichen konnte, habe ich an einem einzigen Tag erhalten. Wie soll man das Wunderbare, jene Verbundenheit mit den Lieben in der Heimat beschreiben? Es würde und wird mir wohl nie gelingen, so etwas in Worte zu fassen. Ich lese nicht nur die Worte und Sätze, ich genieße jeden Buchstaben einzeln, setze sie zusammen, um den Inhalt in mich aufzunehmen. Ein Kamerad, der mich einmal still beobachtete, sagte einmal scherzend: „Kiek mal, der Brunnegger inhaliert wieder einmal einen seiner Briefe!“ Wie genau er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte! Natürlich war jetzt genügend Zeit, alle Briefe zu beantworten. Es erstaunte uns immer wieder, wie schnell und reibungslos die Feldpost arbeitete. Ein Brief von der russischen Front wurde in der gleichen Zeit befördert wie einer von Berlin nach Oberbayern.
Im satten Frühling werden die Lehrgangsteilnehmer in ein nettes, sauberes Dorf westlich von Bjelgorod verlegt. Mit anderen beziehe ich Quartier in einem Bauernhaus von freundlichen Leuten, denen ein Raum mit einem Strohlager abgenommen worden war. Trotzdem keine Spur von Ärger oder gar Haß! Von den einquartierten zehn Mann hat immer eine Hälfte Innendienst, Unterricht oder schriftliche Arbeiten zu erledigen, während die übrigen Feld- und Exerzierdienst im Freien machen. So erübrigt sich ein Ausquartieren der Bauernfamilie, wofür sie uns dankbar ist. Auch von Partisanen werden wir nicht geplagt. Also bis auf wenig Fliegertätigkeit tiefster Frieden im und außer Haus. An den Sonntagen ist wie in der Heimat

dienstfrei. Wenn ich dann Elisabeths Briefe lange genug mit mir herumgetragen und zerknautscht habe, treten sie gesammelt und verschnürt den Weg in die Heimat an. „Zum Aufheben!“ Wenn wir einmal alte Leutchen sind, können wir sie wieder hervorkramen und die Jugendzeit von einst in aller Schönheit und Bitternis noch einmal erleben.

Wie es der Zufall will, „wohnt“ Mick im Nachbardorf. Auch er bestätigt den Tod unseres Freundes Ziegenfuß von der ehemaligen Kradmelderstaffel in Hagetmau. Auch er berichtet, daß „Ziegenbeinchen“ auf einer Verbindungsfahrt den Russen in die Hände gefallen und fürchterlich massakriert worden sei. Mit einem Motorrad und den SS-Runen auf den Nummernschildern konnte er schwerlich Tarnung betreiben.
Von den „Alten“ aus der gemeinsamen Rekrutenzeit 1938 sind nur mehr ganz vereinzelt welche da. Wohin man auch blickt, lauter neue Gesichter, manche noch ungezeichnet vom Krieg und manche schon mit dem Ernst in den Augen, der die Schwere des Erlebten ausweist. Wie viele dieser Neuen werden die Heimat wiedersehen? frage ich mich. Rußland hat noch so viel Platz für unsere Gräber.
Die Ausbildung während des U-Lehrganges ist hart und ganz auf die Erfahrungen des bisherigen Feldzuges aufgebaut. Alles ehemals Schablonenhafte gibt es nicht mehr. Der Lehrgangsleiter, Untersturmführer Patz, legt bei der Ausbildung ausschließlich Wert darauf, aus den zur Übung gestellten Lagen heraus das Vermögen heranzubilden, *eigene* Entschlüsse folgerichtig entwickeln zu können. Die Zeiten der verklausulierten, umständlichen Kommandosprache sind für ihn passé. Die Führung bis hinauf zum Kompaniechef ist „altösterreichisch“ geworden. Immer mehr wird es üblich, daß der Kompanieführer seine Männer duzt, somit auch förmlich die Gemeinsamkeit der Situation im Einsatz unterstreichend. Das gleiche Verhalten von unten nach oben hat sich dennoch niemand erlaubt. Die Disziplin hat darunter in keiner Weise gelitten.

Nach vierwöchiger Ausbildung habe ich vor prüfenden Offizieren des Regimentsstabes eine Gruppe im gefechtsmäßigen Einsatz zu führen, eine Stoßtrupp-Aufgabe im Rahmen eines Zuges. Weiters: Führung eines Mot-Spähtrupps zur Wege-Erkundung und Brückenbeurteilung (ich könnte auch noch mit einer Brückensprengung aufwarten!). Na herrlich, wie gehabt. Am dritten Tag habe ich ein Kompanie-Exerzieren zu leiten, einen vorbereiteten Unterricht im waffentechnischen Bereich und einen nicht vorbereiteten Vortrag von zehn Minuten „Über den Handschuh" zu halten, der mir fast vor Erreichen der zehn Minuten – die nicht unterschritten werden durften – mißlungen wäre. Schließlich habe ich den Lehrgang mit Auszeichnung bestanden und den damit verbundenen Drei-Tage-Urlaub zugesprochen bekommen.
Erheiternde Anerkennung hatte ich gefunden, als ich bei der Erstürmung der Feldbefestigung statt „Schütze 1, geradeaus 100, ein Bunker. Feuer frei auf die Schießscharte, sobald wir angreifen!" schrie: „Hannes, geh seitlich dort drüben, schau, mit deiner Spritze in Stellung! Sobald wir stürmen, hagelst du die Bunkerscharte dort vorne zu! Aber schieß uns nicht in den Arsch! Paß auf! He, Gust! Hängt drei Gurte zusammen, damit es keine längere Feuerpause gibt. Und sichert uns nach der Seite ab! Nachkommen auf mein Zeichen!" So das Kommando an meine MG-Schützen 1 und 2.
Sturmbannführer Knöchlein war über meine Beurteilung nicht glücklich, entzog sie mich doch in absehbarer Zeit seinem Zugriff. Vermutlich würde ich irgendwo im Regiment einen ausgefallenen Gruppenführer ersetzen. Hingegen hier zu verbleiben, hieß, eines Tages doch noch verheizt zu werden. Auch die knorrigsten Scheiter verglühen, wenn man sie nur lange genug in das Feuer schiebt.
Am Tage meiner Rückkehr zum Bataillon werden verdienstvolle Kameraden durch Auszeichnungen geehrt. Mein O.O., Untersturmführer Herr, erhält für die gelungene Verbindungsaufnahme zur Spitze der SS-Panzerdivision „Reich" das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Für mich fällt das „Kraftfahrerbewährungsabzeichen in Bronze" ab. Habe ich vielleicht anderes erwartet, nach all den risikoreichen Einsätzen?
Wieso eigentlich? „War denn da etwas?"

Einen der drei zugestandenen internen Urlaubstage verwende ich, um Mick aufzusuchen und ihn von meinen bevorstehenden Würden zu unterrichten.
„Schade!“ meint er nur trocken. „Gibt’s einen schöneren Dienstgrad als den des Rottenführers?“ Es klingt fast wie ein Abschied, wie ein Ausgrenzen aus meinem bisher innegehabten Platz.
„He, Mick! Ich bin jetzt fünf Jahre aktiver Soldat und unter dem Knöchlein immer noch Rottenführer! Soll ich es die nächsten sieben Jahre auch noch bleiben?“ Bevor ich mich von ihm verabschiede: „Warum hast du dich eigentlich nicht zum U-Lehrgang gemeldet? Du bist doch auch seit 1. Mai 1938 dabei.“ „Ohne mich, alter Freund! Ich habe mich ja nur auf vier Jahre verpflichtet – und die sind längst um! Außerdem ist es Wurscht, ob du mit oder ohne Tressen die Kartoffeln von unten anschaust – wie Bfiff, Buwi, Ziegi und all die anderen. Oder glaubst du vielleicht, daß du aus dieser Scheiße noch lebend herauskommst?“
In den nächsten Tagen meldet sich Mick an das leichte Infanteriegeschütz und scheidet gleich mir aus der ehemaligen Gilde der „verbummelten Kraftfahrer“ aus. Er hat Anschluß an Landsleute aus seiner Heimat, dem Salzkammergut, gefunden, die gemeinsam zu einer Geschützbedienung gehören. Wieder ein neuer verschworener Haufen, alles „alte Rottenführer“.
Ich habe den eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

In der bisher größten Materialschlacht der Kriegsgeschichte

Die ruhigen Tage der Auffrischung sind vorbei. Die Ausfälle an Menschen und Material sind ersetzt worden. Darüber hinaus werden unentwegt Führer, Unterführer und Mannschaften für Aufstellungen immer neuer SS-Divisionen abgezweigt, die Kampfkraft der abgebenden Divisionen schwächend. Die Ausbildungszeiten werden immer kürzer, die Ausrüstung dieser Divisionen immer mangelhafter, vorwiegend aus Beutewaffen bestehend. Völkisch wird weit auf Freiwillige und Gezogene aus verschiedensten Ländern zurückgegriffen. Wir lernen zu staunen, was sich unser Reichsführer SS, Heinrich Himmler, so alles einfallen läßt, um sie unter unserem bisher guten Namen „Waffen-SS" zu vereinigen, sortiert er doch sogar Arrestanten aus, um sie den neuen Divisionen einzugliedern. Wozu diese Aufblähung an „Waffen-SS" gut sein soll, begreifen wir nicht. Dabei ist das erst ein Anfang.

Ich werde zur 1. Kompanie unseres Bataillons versetzt und habe eine Gruppe übernommen. Ich bin also aus dem Bannbereich Knöchleins nicht entlassen worden. Von den „Alten" der 1. Kompanie, der ich vor dem Westfeldzug angehört habe, ist niemand mehr vorhanden: gefallen, verwundet, zu neuen Divisionen als „Stamm" versetzt oder vermißt.

Anfang Juni gehen wir in Stellung. Zum Einstand drückt man mir gleich die Anlage eines Gefechtsvorpostens in die Hand. Aus der Empfehlung „Brunnegger soll fahren!" oder „Brunnegger soll sprengen!" ist offensichtlich das „Nehmen Sie dazu den Brunnegger!" geworden.

Die Gefechtsvorpostenstellung befindet sich etwa 1.000 Meter vor der HKL und beherrscht das leicht abfallende und gut einzusehende Gelände bis zu

den 800 Meter entfernten Stellungen der Russen, mit einer kleinen Ausnahme: dem Pirol-Wäldchen, welches gering ansteigend bis auf etwa 200 Meter an unsere Gräben heranreicht.
Vor uns ist das Gelände durch Sperrfeuer-Räume der Artillerie gut gedeckt. Zu fürchten sind die Nächte, und die sollen mir noch manchen Kummer bescheren. Den MG-Posten ganz links außen, dem Pirol-Wäldchen am nächsten, hat man vor einigen Tagen überrumpelt und verschleppt. „Unverständlich, bei dem erfahrenen und bekannt zuverlässigen Rottenführer!“ wie der die Stellung übergebende Oberscharführer der 1. SS-Panzerdivision ausführt. Anhand der Schleifspuren konnte man am Morgen erkennen, daß man ihn offensichtlich kampfunfähig weggeschleppt hatte. Angeblich sollen die Russen hier Stoßtrupps aus bestausgebildeten Offiziersanwärtern einsetzen. Es heißt also, besonders auf der Hut zu sein.
Die Feindstellungen liegen teilweise in den fast bodengleichen Ruinen eines langgestreckten Straßendorfes. Sie sind mit Raffinesse getarnt und nicht zu erkennen. Allein in den frühen Morgenstunden, solange die Luft noch kalt ist, steigen kleine Wölkchen Machorka-Rauches an verschiedenen Stellen aus dem Boden, so doch noch die Stellungen verratend. Anhand meiner morgendlichen Beobachtungen fertige ich eine genaue Lageskizze an. Die Mannschaft lasse ich den ganzen Tag über an der Verbesserung der Stellung arbeiten. Ich fordere Pioniere an, die hinter uns einen Minenriegel mit nur einem schmalen Durchlaß anlegen müssen, sodaß derart eine Absicherung nach hinten gegeben ist. Ich habe nämlich die Vermutung, daß man den „LAH“-Posten von hinten kommend getäuscht und überrumpelt hat.
Zwischendurch lasse ich meiner Gruppe – es sind mit Ausnahme meines Stellvertreters, eines 30jährigen Unterscharführers der Reserve, lauter junge Burschen aus allen Teilen des Reiches – genügend Ruhezeit, daß sie den Wechsel vom Frühling zum Sommer als Geschenk der Natur genießen können. So liegen wir manche Stunde unter den Bäumen der Obstplantage, durch die sich unsere Stellung hinzieht. Während der Ruhewochen konnten wir uns weitestgehend entlausen, sodaß wir uns ungeplagt der herrlichen Sonne erfreuen können, weiter nichts tuend, als auf Abschüsse der feindlichen Granatwerfer zu lauern. Wenn es drüben blubbert, haben wir

zählbare Sekunden Zeit, um in unseren Bunkern zu verschwinden. Ein Beobachterposten genügt.
Nach einiger Zeit kann ich noch zwei sMG-Trupps für meine „Vorgeschobene“ bekommen. Wir verfügen jetzt über vier lMG (zwei MG 42 und zwei außertourliche russische Beute-MG mit Tellermagazinen) und zwei sMG 42 – auf dem engen Raum eine ganz beachtliche Feuerkraft.
Eines Vormittags meldet sich ein Unteroffizier der Luftwaffe bei mir, mit dem Auftrag, von hier aus die Feindstellung und einen günstigen Standort für seinen Luftwaffen-Leitoffizier zu erkunden. Er bleibt lange in der Stellung, und als ihn der Kompaniemelder, der ihn durch die Minengasse hergeführt hatte, zurückbringen muß, bedauern wir es sehr, denn er wußte aus eigenem Erleben viel über Stalingrad zu berichten, und es klang ganz anders, als wir es bisher vernommen hatten.
Noch hat sich nichts Besonderes ereignet. Tage und Nächte sind wie in der Etappe vergangen. Nicht einmal die „Schlachter“ behelligen uns, während die HKL hinter uns „Zunder“ bekommt und wir, unter den Obstbäumen herrlich getarnt, dem Schauspiel zusehen.
Mit dem Dunkelwerden lasse ich, wie immer, sämtliche MG-Stände besetzen, die in einem flachen Halbkreis um unsere tief in der Erde steckenden Feldbunker angelegt sind. Bis Mitternacht ist mein Stellvertreter bei den Männern, um ständig die in den Laufgraben eingebundenen Maschinengewehrstände zu kontrollieren und dabei Wahrnehmungen einzelner Posten auch den anderen mitzuteilen.
Als er mich zum Ablösen weckt, kann er zwar keine besonderen Vorkommnisse melden, doch wittere ich seine Nervosität. Er hat keine Erklärung dafür. Er legt sich auch nicht wie sonst auf seine Pritsche im Bunker, sondern plaziert sich mit seiner Maschinenpistole im Arm in einer Nische des Laufgrabens, nahe dem Bunker, der jetzt nur mit dem Nachrichtenmann am Feldfernsprecher besetzt ist.
Gleich nach der Kontrolle der ersten Posten überkommt auch mich eine unerklärliche Spannung. Ich finde die Stimmung bei allen Ständen, ohne daß mir dafür stichhaltige Gründe genannt werden können. Habe ich sie alle mit meinem Gefühl infiziert? Trotzdem, alle Posten melden: „Keine besonderen Vorkommnisse!“

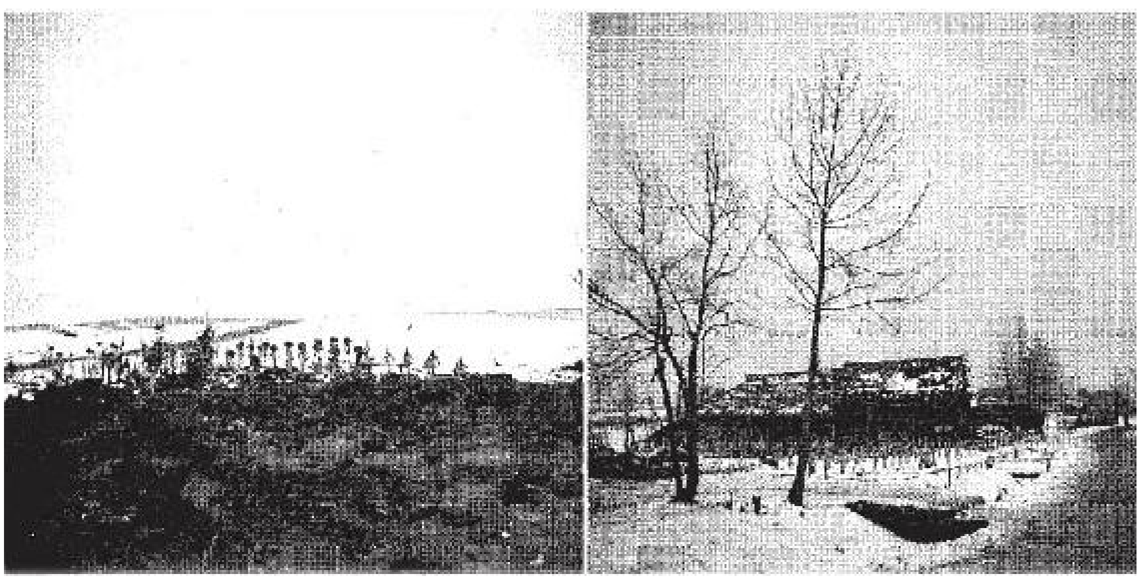
Ich werde meine Unruhe nicht los, obwohl diese Nacht nicht anders ist als die vorherigen: leichter Gefechtslärm in der Ferne, Einzelschüsse von Posten, meist nur, um sich wach zu halten, ab und zu ein Flammenstrahl der Leuchtspurgarbe eines MG-Postens der Hauptkampflinie hinter uns, wenn er glaubt, etwas Verdächtiges zu spüren. Ich bleibe lange beim äußersten MG-Stand am linken Flügel, den ich im Falle einer Überrumpelung für den gefährdetsten halte, da er am nächsten zum Pirol-Wäldchen liegt und überdies nach links ohne Anschluß ist.
Die beiden Männer der sMG-Bedienung, die ihre Waffe bei Nacht aus der Lafette nehmen und als lMG in Stellung bringen, lauern reglos in die Nacht. Verständigt wird nur durch Berührung und geflüsterte Worte. Die unheimliche Stille um uns herum verträgt nicht einmal Zischlaute, geschweige denn das versehentliche Klappern eines Gerätes. Und plötzlich erkenne ich, was mich in die erwartungsvolle Spannung versetzt: Es ist diese noch nie dagewesene, vollkommene Stille in unserem Bereich. Schon um mich selbst zu beruhigen, wecke ich den Rest der Gruppe und halte sie außerhalb der Bunker in Bereitschaft.
Weit vor uns zeigt sich am Himmel ein kaum wahrnehmbarer heller Streifen. Die Stunde der größten Gefahr für den in Stellung befindlichen Verteidiger kündigt sich an. Meine Gruppe habe ich darauf aufmerksam gemacht, in dieser Phase des Überganges besonders aufmerksam zu sein, denn in der Regel läßt der anbrechende Tag die Wachsamkeit schwinden und gibt den Angreifern die Chance, nicht frühzeitig erkannt zu werden.



Endlich trifft Nachersatz aus der Heimat ein. Noch sind es voll ausgebildete und freiwillig zur Waffen-SS gemeldete junge Soldaten.



Ein erbeuteter russischer Aufklärungspanzer.



Im ersten Schnee des Oktober 1942 lassen wir sie zurück – im Kessel von Demjansk.



Das I. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 der SS-„Totenkopf"-Division hat nur noch knapp 40 Mann Kampfstärke (der Verfasser in der 1. Reihe, 5. v. l.).



Gegenüber: SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS Paul Hausser – jener Mann, der entgegen mehrfachem Führerbefehl Charkow in aussichtsloser Lage räumte und dadurch ein weiteres „Stalingrad" verhinderte. Er war auf seine Hinrichtung vorbereitet: „Um meinen alten Kopf ist es nicht schade, aber um euch Jungs" (ausgesprochen in Charkow).

Ärgerlich fahre ich herum, als ich unbesorgt tapsige Schritte im Laufgraben herankommen höre. Gegen den etwas heller gewordenen Nachthimmel erkenne ich an den Konturen einwandfrei deutsche Stahlhelme. Trotzdem rufe ich die Herannahenden an und verlange die Parole für diese Nacht. Statt der Parole kommt nur ein gedehntes „Ja ja …“ Diesen Brüdern müßte man für ihren Leichtsinn ein paar auf den Pelz brennen, denke ich noch. Ein letztes energisches „Halt! Parole!“ und dann löst sich der Spuk auf unerwartete Art. Deutlich bekomme ich den typischen scharfen Machorka-Geruch in die Nase.

Das ist der Feind! „Alarm! – Der Iwan in der Stellung!“ kann ich noch brüllen. Mit einem Mal dröhnen Handgranaten, zischen Leuchtkugeln hoch und tauchen die Umgebung in eiskalte Taghelle. MP-Garben fegen die Laufgräben entlang. Kommandogebrüll, Warnschreie. Ich höre das Rauschen der MG 42-Feuerstöße. Für einen solchen Überfall habe ich befohlen, daß jede MG-Bedienung zunächst in ihrem Kampfstand bleibt und diesen verteidigt. Ein Verlassen der Stellung wäre in der Finsternis tödlich und könnte zu einem Kampf untereinander führen.

Die vordersten der Eingedrungenen brechen in der Garbe meiner Maschinenpistole zusammen und fallen auf ihre eigenen, schon gezündeten Handgranaten. Ich schieße eine rote und eine grüne Leuchtkugel und fordere mit diesem Signal Sperrfeuer auf das Pirol-Wäldchen an, da ich damit rechnen muß, daß dort Angreifer bereitstehen, um nach gelungener Wegnahme des Vorpostens diesen sofort zu besetzen und zu verteidigen.

Während die 10,5-cm-Granaten kurz darauf fauchend in den Wald schmettern, geht dieses kleine Zwischenspiel im Alltag eines Stellungskrieges schon wieder zu Ende. Acht Sowjetsoldaten, zum Teil verwundet, sammeln wir in einem Grabenabschnitt, und acht liegen tot auf dessen Sohle; die mir am nächsten grauenhaft verstümmelt. Nach dem Hellwerden treiben wir die Überlebenden in jenen Bunker, in dem der Nachrichtenmann tot neben seinem von Handgranaten zerstörten Feldtelefon liegt. Es gibt keine Verbindung zur HKL. Aber sie werden gerade deshalb bald antanzen, um nach dem Rechten zu sehen.

Mit Unterstützung durch einen volksdeutschen Dolmetscher befrage ich den höchstrangigen unter den Gefangenen, weil mich interessiert, auf welchem

Weg die Angreifer unbeschwert in die Stellung gelangen konnten. Die Lösung ist verblüffend und zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich auch erstmalig: Jener Luftwaffen-Unteroffizier – ein in Stalingrad gefangener deutscher Soldat – arbeitet für die Russen, spionierte unsere Stellung durch Besichtigung und Unterhaltung mit der Besatzung aus und unterrichtete seine Auftraggeber genauestens. Im Anschluß daran wurde die Stellung einschließlich der zwei markanten Buschgruppen, die die Minengasse markierten, zur Einsatzübung nachgebaut. So war es dem Stoßtrupp möglich gewesen, den Minenriegel an der einzigen freien Stelle zu durchdringen.
Mir kommt die Offenbarung der Gefangenen – durchwegs gutaussehende, junge Soldaten – so überraschend, daß ich sie erst einmal verkraften muß.
Es ist noch nicht hell, als auch schon eine Gruppe meiner Kompanie in unsere Stellung zur Aufklärung kommt. Ein Störungssucher mit einem Feldtelefon ist auch dabei. Beides, Apparat und Mann, kassiere ich vorläufig gleich einmal, denn ich brauche ständig jemanden am Feldfernsprechgerät, wenn wir in den Gräben sind. Der Mann von der Nachrichtenstaffel des Bataillonsstabes wehrt sich zwar beim Anblick des zerfetzten Leichnams seines Kameraden dagegen, aber ich brauche nun einmal den Ersatz. Später ruft der Adjutant noch einmal an mit der Bemerkung, daß der Kommandeur wütend gesagt haben soll, Brunnegger sei selbst ausgebildeter Nachrichtenmann, wie er sich erinnern könne, und bedürfe keines Mannes am Fernsprecher, woraufhin ich Obersturmführer Grütte ganz trocken erwidere, ich sei Kommandant des Gefechtsvorpostens und nicht an den Fernsprecher gebundener Telefonist. Dr. Grütte, der mich gerade wegen meiner oft quertreibenden Einstellung gut leiden kann, erledigt die Sache ohne weiteres Aufheben.
Nun rufe ich zurück zur Kompanie: von dort eine Anfrage an den Bataillonskommandeur wegen des Luftwaffen-Unteroffiziers. Inzwischen habe ich den Bataillonsgefechtsstand wieder in der Leitung. Weder Obersturmführer Dr. Grütte noch der O.O., Untersturmführer Herr, wissen etwas von einem Luftwaffen-Mann, der einem Fliegerleitoffizier eine geeignete Stellung ausfindig machen sollte. Jener Kollege von der „anderen Fakultät“, der früher sicher einem Fliegerleitkommando angehört hatte,

kannte die Vorgangsweise und hatte sie für seine verräterische Handlung genützt.
Wenige Tage später taucht der gleiche Luftwaffen-Soldat – diesmal als Feldwebel – beim Troß auf. Durch einen Tagesbefehl gewarnt, wird er als in feindlichen Diensten stehend erkannt und nach eingehenden Verhören bei einem hohen Stab kriegsgerichtlich verurteilt und erschossen.
Seit jenem mißlungenen Unternehmen des Feindes kommen wir nicht mehr zur Ruhe. Bei Tag krachen jetzt die 17,2-cm-Granaten in unsere Stellung, und bei Nacht versucht der Iwan auf immer neue Touren, den für ihn unerträglich gewordenen Gefechtsvorposten wegzunehmen. Wird er abgewehrt, so sammelt er in den Granattrichtern zwischen dem Pirol-Wäldchen und unseren Gräben und zieht sich noch vor dem Hellwerden ungesehen aus unserem Feuerbereich zurück.
Daraufhin fordere ich Pioniere an, die kurz vor dem Einbruch der Nacht die Trichter verminen und dadurch den Angreifern bei den weiteren Unternehmungen schwere Verluste verursachen.
Einmal tönt das Klagen eines Schwerverwundeten stundenlang aus einem der Trichter. Seine Genossen haben ihn offensichtlich einfach liegengelassen. Unser Sani will hinaus und sich des Verwundeten annehmen. Immer wieder dieses „Germansky Kamerat!“ wirkt wie eine schwere Anklage. Ich erlaube ihm, die Stellung zu verlassen. Das Klagen erlischt daraufhin. Der Sanitäter kommt nicht wieder – ich habe ihn in eine Falle laufen lassen.

Am 20. Juni, dem Tag der Sonnenwende, erhalte ich am Bataillonsgefechtsstand aus der Hand von Obersturmführer Dr. Grütte neben anderen die Beförderungsurkunde zum SS-Unterscharführer; unter leichtem Schmunzeln – wie mir scheint –, denn er weiß, wie lange ich schon den Stern auf dem Kragenspiegel vermißt habe. Ich bin sicher, daß es ihm Genugtuung war, daß Sturmbannführer Knöchlein gegen den Regimentsbefehl nichts unternehmen konnte.

Auf dem Rückweg zur Stellung habe ich Zeit, darüber nachzudenken, was sich zwischen dem 20. Juni 1941 und dem heutigen Sonnwendtag alles ereignet hat. Der Waffengang von der Stalin-Linie bis heute ist eingebrannt – unauslöschlich eingebrannt in der Seele. Ich habe Kameraden, meine Brüder, verloren und ein Mädchen – nein, eine junge Frau – an meine Seite gestellt bekommen. Es war Fügung, nicht Zufall, vielleicht das Wirken einer göttlichen Macht, mich für meine bittere Kindheit mit so viel Glück und Liebe zu beschenken. Und ich habe einen Feind, der die Macht hat, mir immer wieder Aufgaben zuzuweisen, die in einem stark erhöhten Gefahrenbereich liegen, was schließlich einmal Konsequenzen haben muß.
Bis vor kurzem durfte ich annehmen, daß Sturmbannführer Knöchlein sich des Mannes nicht erinnerte, der ihn gegen alle Disziplin aufmerksam gemacht hatte, daß er auf Frauen schieße. Aber die Worte an seinen Adjutanten Obersturmführer Grütte, Brunnegger sei selbst ausgebildeter Nachrichtenmann, wie er sich erinnern könne, sind für mich der Beweis, daß er jenen jungen Sturmmann mit den Trommeln leichten Feldkabels nicht vergessen hatte und ganz bewußt immer darauf bedacht war, ihn in seinen Bannkreis zu bekommen, sobald er die Möglichkeit dazu hatte. Sogar von der 12. Kompanie, unter einem anderen Bataillonskommandeur, wurde ich in die 1. Kompanie zurückbeordert, um schließlich neuerlich seiner Befehlsgewalt ausgeliefert zu sein, mit all jener Unwahrscheinlichkeit des Überlebens mancher seiner Aufträge. Dieses: „Nehmen Sie Brunnegger!“ oder „Brunnegger wird Sie fahren!“ war ganz bewußt mit einer bestimmten Erwartung gewollt. Auch das Kommando über den Gefechtsvorposten wäre einem langjährigen Unterführer oder höheren Dienstgrad zugestanden anstatt einem Rottenführer bzw. frischgebackenen Unterscharführer.
Bisher hatte ich mit einem unfaßbaren Glück alles heil überstanden, obwohl ich in aussichtslosen Lagen schon bereit gewesen war, mit dem Schicksal einen Kuhhandel einzugehen, und ein Bein oder einen Arm angeboten hatte, wenn ich aus diesem oder jenem Schlamassel noch einmal lebend herauskommen könnte. Eine sonderbare Art zu beten, aber es war gebetet.
Wie würde es weitergehen? Wo endet der „Lebensraum im Osten“, den Deutschland angeblich so dringend braucht? Bisher hatten wir darin nur

Raum zum Sterben.
Wann wird das Sterben zu Ende sein? Werden dann noch genug junge Leute leben, um dieses Land im Osten zu besiedeln und als Wehrbauern zu sichern? Elisabeth hat schon deutlich abgewunken; wenn Bäuerin, dann in ihrer bayrischen Heimat. Um sie heiraten zu können, bräuchte ich eine Sondergenehmigung des Rasse- und Siedlungshauptamtes, denn nach den geltenden Vorschriften ist dieses Mädchen als Lebenspartnerin für mich Übergermanen nicht geeignet, nachdem ihr ein ganzer Zentimeter an „Zuchtmaß" fehlt. 160 cm ist das Mindestmaß – so unser weiser Heinrich Himmler.

Zurückkehrende Urlauber aus der Heimat bringen die Nachricht von riesigen Munitions- und Waffentransporten an unsere Front. Hinter uns sollen massenhaft Artillerie, Raketengeschütze, Do-Geräte (Raketenwerfer) und Panzer, darunter der neue Typ „Panther", in Stellung gehen. Es wird von neuen fürchterlichen Waffen gemunkelt, die zum ersten Mal eingesetzt werden sollen. Die Feldflughäfen hinter uns würden zur Aufnahme von Stukas, Zerstörern, Jägern und Bombern vorbereitet. Keine Spur von Materialknappheit, ganz so, als hätte es ein Stalingrad nie gegeben. Eine Offensive allergrößten Ausmaßes soll sich anbahnen.
Inzwischen geht bei uns der Grabenbetrieb weiter. Am hellichten Tag kommen zwei Überläufer, mit weißen Tüchern winkend, aus dem Pirol-Wäldchen. Bei uns gelandet, erhalten sie sofort die Verpflegung, die für solche Fälle vorrätig zu sein hat: eine Dose Schmalzfleisch, Brot, Schokolade, Zigaretten und Tee. Die Überläufer sagen aus, was wir noch nicht wissen: Umfang und genauen Zeitpunkt unserer Offensive!

Erst am 4. Juli vormittags wird mir über Draht eröffnet, daß am nächsten Tag die Offensive beginnt. Waffen und Gerät sind so vorzubereiten, daß auf Abruf alles schnellstens abtransportiert werden kann.

Eine halbe Stunde später wimmelt es in unserer Stellung von vorgeschobenen Beobachtern der Artillerie und Salvengeschütze sowie Luftwaffen-Soldaten der Fliegerleitstelle. Alle begrüßen die herrliche Sicht in das weite russische Hinterland.
Leider ist der recht unbekümmerte Betrieb in unserer Stellung dem aufmerksamen Feind nicht entgangen. Schwere Brocken wirbeln heran und machen innerhalb von Minuten Kleinholz aus unserer ehedem so sorgsam getarnten Vorpostenstellung. Tote und Schwerverwundete, noch bevor die Offensive angelaufen ist.
Am frühen Abend des gleichen Tages wird uns verkündet: Morgen früh, 3.00 Uhr, beginnen der Vernichtungsschlag der schweren Waffen und der massive Einsatz der Kampfgeschwader gegen die russischen Verteidigungsstellungen und Nachschubwege. Die Vorpostenstellung bleibt solange besetzt, bis wir zur Hauptkampflinie zurückbeordert werden. Also treten wir nicht von unserer Stellung zum Angriff an. Nachdem dem Gegner Zeitpunkt und Ziel bereits verraten worden sind, bleibt mir unverständlich, daß nicht wenigstens der Zeitablauf verschoben wurde.

---

5. Juli 1943: Noch am Vortag gab es zum Feuerzauber der Russen-Ari auch Gewitter mit kräftigen Regengüssen. Jetzt, im ersten Morgengrauen, sieht es bei tiefhängenden, dunklen Wolken auch noch nach Regen aus.
Wir haben die ganze Nacht nicht geschlafen. Uns war der besondere Schutz all jener überantwortet worden, von deren Wirken in den nächsten Stunden sehr viel abhing. Ein gelungenes Kommandounternehmen der Iwans hätte schwere Folgen gezeitigt. Der Ausfall eines Fliegerleitkommandos, mehrerer vorgeschobener Beobachter der verschiedensten Artillerieeinheiten und Nebelwerferbatterien, eines Teiles einer Schallmeßbatterie und noch viele andere – das wäre ein Happen für den gegenüberliegenden Stab des russischen Gardekorps gewesen.
Sie haben es uns nicht leichtgemacht. Die ganze Nacht ein lautes Kommen und Gehen, als stünden wir nicht viele hundert Meter vor, sondern hinter der Front. 3.00 Uhr: Mit der Uhr vor Augen stehen wir in den

Kampfständen und erwarten gespannt den angekündigten Einsatz der schweren Waffen.
Auf die Minute genau brüllt die deutsche Front in einem fürchterlichen Feuerschlag los. Hoch und tief über unsere Köpfe hinweg heulen die Granaten in einem dichten Strom zum Feind. Die Werte für diesen Artillerieangriff wurden schon Tage und Wochen vorher in unauffälligen Einzelschüssen erarbeitet oder von Licht- und Schallmeßgeräten fixiert.
Die Kanoniere arbeiten in höchster Feuergeschwindigkeit – eine tolle Schinderei, wie ich von Demjansk her weiß.
Wie Webfäden stehen die grauen Raketenschweife der Nebelwerfer hinter der HKL, verlieren sich über uns und krachen schließlich in das Verteidigungssystem des Feindes, immer neue Fäden spinnend.
Mit freiem Auge leicht sichtbar, orgeln die plumpen Raketen der Do-Werfer, riesenhaften Stielhandgranaten nicht unähnlich, im Wolkenhimmel, bis der Antrieb aussetzt und sie auf die feindlichen Anlagen und ihre Verteidiger niederstürzen. Vielleicht werden wir es sein, die die unter dem Raketenfeuer gefallenen Soldaten mit zerrissenen Lungen finden, ohne äußerliche Anzeichen einer Einwirkung. Dann haben die „Lungenreißer“ – wie wir sie nennen – ihre grausige Arbeit verrichtet. Oder die Verteidiger verschmoren im alles verzehrenden Brandöl der mächtigen Do-Raketen.
Noch während des mörderischen Getöses der eigenen Waffen erwidert die russische Fernartillerie das Feuer. Doch jetzt ziehen in tiefer Staffelung die Stuka-Geschwader heran und stürzen sich im ersten Tagwerden auf die Feindbatterien, Panzeransammlungen, Befestigungsanlagen und erkannte Stäbe. Messerschmitt 110-Zerstörer werfen sich über die Verbindungsstraßen und greifen die Panzer- und Fahrzeugkolonnen an, wie wir bald an den in die Länge gezogenen Qualmwolken erkennen. Unsere Me 109 kurven in elegantem Schwung zwischen Heinkel-Bombern und Stukas, ein gewaltiges Bild von Macht vermittelnd. Hunderte Flugzeuge allein im Bereich meiner Beobachtungsmöglichkeit! Und sie werden nach dem Verrichten ihrer grausamen Arbeit auftanken, neu munitionieren und wieder gegen den Feind fliegen. Insgesamt werden zum Auftakt dieser Materialschlacht eintausend Flugzeuge auf engem Raum eingesetzt – ein Bild furchtbarer Schönheit und gewaltiger Vernichtungskraft. Es ist

undenkbar, daß in den feindlichen Stellungen noch ein Mensch am Leben sein könnte. Die bisher größte Vernichtungsschlacht der Kriegsgeschichte hat ihren Anfang genommen. Während dieser Feuervorbereitung werden mehr Bomben und Granaten aufgewendet als während des gesamten Polen- und Westfeldzuges zusammen!

Weit in vorspringender Front stehend, beobachten wir, wie aus einem Logenplatz, das Antreten unserer „T“-Division. Unaufhaltsam feuernd, wühlen sich unsere „Tiger“-Panzer durch die feindlichen Sperranlagen. Trotz des ungeheuren Materialaufwandes leistet der Feind immer noch verbissenen Widerstand. In Kenntnis des genauen Angriffstermins hat er rechtzeitig seine vordersten Verteidigungsanlagen vorübergehend zum großen Teil geräumt und so das Gros seiner Truppe verteidigungsfähig erhalten. Von einem unserer Artillerieoffiziere erfahre ich, daß wegen des Verrates des Angriffstermins diese Offensive schon zweimal verschoben worden war. Hier scheinen Kräfte am Werk, die wir 1941 noch nicht kannten.

Gegen Mittag erhalte ich den Befehl, den Gefechtsvorposten zu räumen und auf die HKL zurückzugehen. Ein wartender Mannschaftswagen bringt uns zu unserer in einem der Schwerpunkte stehenden Kompanie, und wir greifen nach Eintreffen sofort infanteristisch an. Hier ist der Widerstand gering. Der Feind hat seine Hauptkräfte schon zurückgenommen und erwartet uns in seiner zweiten und dritten Linie.

Im Eilschritt nützen wir die Situation und gewinnen rasch Raum. Immer wieder von Feuerstößen russischer Maschinengewehre an den Boden genagelt, keuchen wir hügelauf und hügelab, dem im Weichen befindlichen Gegner auf den Fersen bleibend.

Mit dem Dunkelwerden erreichen wir das gesteckte Ziel und graben uns weit aufgelockert ein; bisher noch keine Ausfälle in meiner Gruppe.

Nachgefahrene Pioniere sichern uns sofort mit Minenriegeln vor Überraschungen und übernehmen während der Nacht die Sicherung der Truppe. Ich habe mir inmitten meiner Gruppe ein Schützenloch gebuddelt und gegen den einsetzenden Regen eine Zeltplane darübergespannt. In eine Decke gehüllt bin ich, auf der Sohle des Deckungsloches kauernd, eingenickt, als ich träume, gedämpft meinen Namen rufen zu hören.

„Unterscharführer Brunnegger! – Unterscharführer Brunnegger!“ und zäh, nicht nachgebend, immer wieder! Oh, verdammt! Das ist ja gar kein Traum! Mein Typ wird da verlangt.
„Unterscharführer! Sie sollen sofort zum Kompaniegefechtsstand!“ Dort gemeldet, eröffnet mir der Kompanieführer Obersturmführer Schmöll, daß der Bataillonskommandeur befohlen hat, daß zwei Nachtspähtrupps bis zu den vermuteten Feindstellungen an der Rollbahn Bjelgorod–Kursk aufzuklären hätten und ich einen davon führen müßte. Wundert mich gar nicht mehr!
Den zweiten Spähtrupp führt Unterscharführer Schulz. Mit zwei Streichhölzern knobeln wir im blauen Licht einer Taschenlampe die Strecken aus. Ich ziehe „den kürzeren“ und habe das weiter entfernte Ziel, den rechten Abschnitt. Ich nehme für diese Aufgabe nur die halbe Gruppe. Bewaffnung: Maschinenpistolen, Eierhandgranaten, im übrigen ohne Stahlhelm, Seitengewehr, Spaten und Gasmaske, auf alles Lärmmachende und am Laufen Hindernde verzichtend.
Anhand der Karte habe ich die Marschkompaßzahl eingestellt und die Entfernung ermittelt. Als markanter Zielpunkt dient praktischerweise ein am Osthorizont flammender Feuerschein. Solange dieses immer wieder von wildem Aufflammen durchleuchtete Ziel uns den Weg weist, können wir uns nicht verlaufen und müssen mit dem Kompaß auch wieder sicher zurückfinden.
Meinem Trupp vorangehend, werden wir schon bald durch laute Zurufe gestoppt: „Halt! Halt! Ihr steht mitten im Minenfeld!“ Teufel, das ist stark! Jeder Schritt kann ab sofort den Tod bedeuten! Ich lasse den Trupp abhocken, ohne sich mit den Händen abzustützen. Daraufhin verläßt der Schlußmann als erster das Minenfeld in der von den Pionieren angegebenen Richtung. Es gelingt uns, einer nach dem anderen, ohne Verluste aus dem Minenfeld zu kommen. Die immer noch arbeitenden Pioniere waren nicht davon verständigt worden, daß Spähtrupps die Stellung feindwärts verlassen werden.
Es geht weiter in Schützenreihe, Abstand Sichtweite, das sind nur zwei Meter, in der Finsternis dieser Nacht. Ich weiß nie, wo ich den Fuß aufsetze, erkenne kein Loch und keinen Strunk oder Stein am Boden. Es ist ein

tastendes Schleichen. Kein Waffen- oder Geräteklirren ist zu vernehmen, nur das Rascheln spröder Grashalme und das Atmen der Männer hinter mir. Wir müssen von einer Sekunde auf die andere gefaßt sein, auf den Feind zu treffen. Hinter mir geht Schütze Karp, ein junger Führer-Anwärter, der seine Frontbewährung ableistet und danach auf einer Führerschule auf seine Offiziersaufgaben vorbereitet werden wird. Er wird den Trupp weiterführen, wenn ich ausfallen sollte.

Von Zeit zu Zeit kontrolliere ich mit dem Marschkompaß die Richtung, obwohl ich mich auf den Feuerschein verlasse, den ich am Ausgangspunkt angepeilt habe. Ich stehe von einem auf das andere Mal vor einem Rätsel: Der Kompaß spinnt! Obwohl kein Stahlhelm die Kompaßnadel beeinflußt, zeigt sie die unmöglichsten Richtungen an, wofür ich keinerlei Erklärungen habe! Na gut, für das Hingehen habe ich ja meine Leuchte, wenn sie auch schon schwächer wird, aber zurück – ohne mich auf den Kompaß verlassen zu können?!

Ein leichter Gegenwind trägt mir Machorka-Geruch zu. Wir verharren lange, ohne irgend etwas ausmachen zu können, aber wir wissen, jetzt sind wir am Iwan – allerdings noch nicht an der Rollbahn, die es aufzuklären gilt.

Auch diesmal habe ich einen russischsprechenden Volksdeutschen mitgenommen – für alle Fälle! Ich beflüstere ihn, daß er bei einem Aufeinandertreffen mit dem Feind als Vorgesetzter des Trupps auftreten und allein mit den Iwans reden solle.

Im Weiterschleichen verstärkt sich der Machorka-Geruch zunehmend. Und dann ahne ich vor meinen Füßen einen Klumpen Menschen. Niedergebeugt erkenne ich zwei in ihrer Stellung hinter einem Maschinengewehr schlafende Russen. Karp hebt schon die MP, doch ich drücke seinen Arm beiseite. Das wäre das Letzte. Behutsam hebe ich das lMG aus der Stellung und gebe das Zeichen zum Weitermarsch.

Unter gespanntem Tasten, Wittern und Lauschen kommen wir unserem Ziel immer näher, vernehmen deutlich das Motorengeräusch von Fahrzeugen und Panzern. Je näher wir kommen, umso unbesorgter können wir auftreten. Der Fahrzeuglärm schluckt allmählich die Geräusche unserer Fortbewegung. Jetzt müssen wir etwas forscher auftreten, sonst machen wir

uns verdächtig, wenn uns jemand beobachten sollte. Ein paarmal zischen weiße Leuchtkugeln hoch, dann erstarren wir.
Unangefochten und recht plötzlich sind wir in Sichtweite der Rollbahn und beobachten das Einwinken der Panzerfahrer mit Taschenlampen; den Konturen nach T 34. Die wären jetzt in ihrer Hilflosigkeit mit Handgranate leicht zu knacken – ganz freundschaftlich auf den Panzer klettern und bei der offenen Turmluke ein Blechei hinunterlassen! Mit „alten Rottenführern" hinter mir wäre es möglich, das zu schaffen und in der entstehenden Verwirrung zu entkommen.
Die Realität hat mich schnell wieder. Im Osten zeigt sich schon der gutbekannte hellere Schimmer. Jetzt heißt es, schleunigst den Rückweg antreten. Wer weiß, wie lange wir herumirren müssen, bis ich meine Beobachtungen melden kann. Der Kompaß spinnt noch immer und immer toller. Jetzt kann ich mich nur mehr auf meinen Orientierungssinn verlassen.
Im flotten Schritt verlassen wir das Randgebiet der Rollbahn und setzen uns ab in Richtung West. Jetzt hilft uns schon der heller werdende Osthorizont. Mit der leuchtenden Heeresuhr kann ich bestimmen, wo um sechs Uhr die Sonne aufgehen würde, und diesen Punkt müßten wir eben im Rücken haben.
Mit sehr großer Genauigkeit treffe ich den Ausgangspunkt, wo man uns schon ungeduldig erwartet.
Das „Halt! Parole?" nimmt mit einem Schlag alle Spannung von uns. Am Bataillonsgefechtsstand mache ich Meldung über das Gesehene. Es deckt sich mit der Meldung des anderen Spähtrupps. Dort war der Gruppenführer Uscha. Schulz beim Rückmarsch in der Nähe der Rollbahn auf eine Mine getreten, die ihm ein Bein abgerissen hatte. Seine Männer hatten ihn versorgt und zurückgeschleppt, aber man bekam schon die Nachricht vom Hauptverbandsplatz, daß er verblutet war. Hatte ich also doch nicht „den kürzeren" gezogen?
„Das Leben ist ein Würfelspiel, wir würfeln alle Tage …!"

Um acht Uhr morgens greifen wir ohne Artillerievorbereitung überraschend an und erreichen gegen geringen Feindwiderstand etwa um Mittag die am Vortag erkundete Rollbahn. Kurz zuvor treffe ich an einem steilen Hang, völlig unerwartet, auf einen Kameraden aus der Rekrutenzeit, Huber Franz aus dem salzburgischen Oberpinzgau, eben jenen, der dem „Preißn“ auf der Bekleidungskammer wegen dessen Aussage „blödes Volk“ eine kräftige Ohrfeige verpaßt hatte. Nachdem wir uns jahrelang nicht mehr gesehen haben, ist das Wiedersehens-Zeremoniell heftig und endet mit angeknacksten Schlüsselbeinen. Ich komme mit meiner Gruppe gerade im rechten Augenblick, denn er hängt mit seiner 2,2-cm-Mini-Pak hoffnungslos am Fuß des Steilhanges fest. Wir fassen alle an und schleppen den Kanonen-Winzling – an dem das markante Rohr das Auffälligste ist – auf die Anhöhe. „So viel Schweiß für so ein Spielzeug!“ meint einer geringschätzig. „Do wirst di aber nu wundarn, was dös Ding olls ko!“ verteidigt Franz seine Waffe, eine zur Erprobung übergebene Novität.
Im jenseitigen Straßengraben der Rollbahn graben wir uns sofort ein, Franzens Pak neben uns. Auftrag: Gewonnene Stellung halten.
Gleich nach dem Straßengraben fällt das Gelände sehr steil und tief ab und gibt auf viele Kilometer die Sicht in das feindliche Hinterland frei. Bei diesem Logenplatz schwant mir nichts Gutes, und ich ordne sofortiges tieferes Eingraben und Abdecken der Löcher an. Daß uns der Iwan in absehbarer Zeit mit seiner Ari beschießen wird, ist mir trotz beginnenden Regens sonnenklar, denn er muß uns von dieser Aussichtswarte wegbringen.
Rechts unten sehen wir eine unserer Kompanien in das Stellungssystem eindringen. Der Feind ist enorm zäh und tapfer. Es ist der Kampf der Einzelkämpfer mit Maschinenpistolen und Handgranaten. Es dauert bis zum späten Nachmittag, bis ein zusammenhängender Teil der Verteidigungsanlagen herausgerissen ist. Trotzdem muß er noch vor dem Einbruch der Nacht unter Verminung wieder geräumt werden, weil er in der Dunkelheit nicht gehalten werden könnte. Ich kann nicht begreifen, wie man eine derart großzügige Verteidigungsanlage tief unter der wichtigen Rollbahn, die es zu verteidigen gilt, anlegen konnte, der Einsicht des stark überhöht liegenden Feindes preisgegeben.

Die vor uns ausgebreitete Anlage ist unverständlicherweise vollkommen intakt. Laut Gefangenenaussagen befindet sich hinter dieser mächtigen Sperranlage noch ein weiterer sorgfältig ausgebauter Abwehrriegel; und dahinter gigantische Panzeransammlungen, bereitgestellt für eine gewaltige Gegenoffensive. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß der ganze ungeheure Materialaufwand unsererseits ein Schlag ins Wasser war. Er konnte nur den ersten, schwach besetzten Sperriegel vernichten, während wir schon am zweiten wieder festhängen, ohne an den Kern feindlicher Offensivvorbereitungen heranzukommen.
Die Nacht wird kalt, es beginnt zu regnen. Die Knie gegen die Grabenwand gestemmt, den behelmten Kopf hintüber sinken lassend, nicke ich jeweils auf ein paar Minuten stehend ein. Wir haben es gelernt, in jeder Lage neue Kraft zu schöpfen. Jedoch wünscht ständig ein anderer Beobachtungs- oder Feuerleittrupp, eingewiesen zu werden. „Die Oberdeppn“ – wie sie der Huber Franz inbrünstig nennt – ziehen uns auch prompt nach Hellwerden durch ihr bekannt sorgloses Verhalten schweres Artilleriefeuer auf den Hals, nachdem doch glatt einer dieser Lebensmüden aufrecht gehend an mir vorbeistolziert, mir armem Wurm im Graben unten beweisend, was heldenhafte Kaltblütigkeit wäre. Als ich ihn anschreie, ob er meine, sich auf einer Kasperltheaterbühne zu befinden, folgt sein ausbilderhaftes „Wie heißen Sie? Ich werde Sie zur Meldung bringen!“ Das läßt mich vollkommen kalt. Der wird sich hüten, rumort es in mir. Wenn der so weitermacht, lebt er sowieso zum Mittagläuten nicht mehr!
Trotz mächtiger Granattrichter zwischen Gräben und Schützenlöchern haben wir wie durch ein Wunder keine Ausfälle erlitten. Uns klappern die Kinnladen in der Morgenkälte. Zeltbahnen und Uniformen sind so naß, daß sie ausgewrungen werden müßten. Ich rufe zu Franz hinüber und mache ihm diesen Vorschlag. „Du host vielleicht Nervn“, kommt es zurück. „Wer stirbt scho gern den Heldentod in da Unterhosn?“
Die Russen-Ari beginnt uns neuerlich einzudecken, daß es uns durcheinanderschüttelt. Jetzt ist wieder jeder dankbar für sein tiefes Loch, in das er sich, wie eine Schnecke zusammengerollt, verkriechen kann, wenn dabei auch die dreckige Brühe bei den Stiefelschäften hineinrinnt. Scheißegal – besser einen nassen Arsch als einen kalten!

In einer Feuerpause mache ich einen schnellen Rundblick, um einmal zu schauen, ob der Iwan schon vor der Haustüre steht und ob es Ausfälle in meiner Gruppe gegeben hat. Der Schütze Hartwig liegt neben seinem Deckungsloch, das Gesicht, schon hellgrau, ist das Gesicht eines Toten. Ich brülle nach dem Sani, aber der stellt auch nur mehr den Tod fest. Ich habe den Jungen nicht allzugut gekannt, weil er nicht viel von sich erzählte. Ich erinnere mich nur an den ergreifenden Abschied von seinen Eltern, deren einziges Kind er war. Während des Transportes nach Rußland hatten wir in seiner Heimatstadt einen längeren Aufenthalt, und er erhielt die Erlaubnis, rasch seine ganz in der Nähe wohnenden Eltern aufzusuchen. Als sie dann mit ihm am Bahnhof erschienen, um bei der Abfahrt ihres Buben zugegen zu sein, ergriff auch die Abgebrühtesten unter uns die Ohnmacht der Alten, wie sie mit verzweifelt tapferem Lächeln – wohl schon ahnend, daß es vielleicht der letzte Händedruck, der letzte Kuß sein würde, den es zu wechseln galt – von ihrem Kind Abschied nahmen. Und der zarte Hartwig war ein Kind! Typen wie ihn nannten wir „Klavierspieler“. Sie unterschieden sich von unseren robusten „Allgemein-Modellen“ durch höhere Intelligenz und erweiterten Wissensstand. Er war Schütze 3 am MG und hatte zäh seine zwei Muni-Kästen und die Reserveläufe geschleppt, obwohl er an Kraft seinen Kameraden auffallend unterlegen war. Jetzt liegt er unter der Zeltbahn, die ich über ihn gebreitet habe. Er hat ein schnelles Sterben gehabt. Ein naher Einschlag hat ihn buchstäblich aus seinem Loch geschleudert.

Mit dem Scherenfernrohr machen wir zwei eingegrabene, vorzüglich getarnte Panzer aus, die die Flanken eines langen Schützengrabens absichern. Jetzt kommt Franzens Stunde: Zweimal ein kurzer harter Knall, und beide Kampfwagen beginnen zu qualmen, während die Besatzung sich aus ihren Fahrzeugen rettet und von unserem MG-Feuer erfaßt wird. Mit fast doppelt so hoher Geschwindigkeit wie eine 8,8-cm-Granate hat das spezialgehärtete Geschoß der „Winzig-Pak“ die Panzerung durchschlagen.

Ein erneuter Feuerschlag zwingt uns wieder in Deckung. Ohne Unterbrechung orgelt es heran wie der Weltuntergang. Die ganze Front besteht – soweit wir das erkennen können – aus einer einzigen Wand von aufblitzenden Feuer- und Rauchfontänen. „Schlachter“ jagen hinter uns die

Rollbahn entlang und feuern mit Raketen und Kanonen auf erkannte Fahrzeuge und Geschützstellungen. Die leichte und die schwere Schnellfeuerflak belfern ihnen – selbst mitten im Artilleriefeuer liegend – wütend entgegen: Tapferkeit und Mut der IL 2-Besatzungen, wie auch der Männer an den anvisierten Flakgeschützen. Meine Gruppe bleibt nach diesem Intermezzo ohne weitere Ausfälle.
Ablösung wird angekündigt. Am Abend kommt die Sonne heraus, und mit den trocknenden Strahlen erreicht uns der Befehl zur Übergabe der Stellung und zum Absetzen in den bezeichneten Sammelraum. Während unser Hartwig wie auch die anderen Gefallenen zurückbleiben muß, streben wir in Schützenreihe zu den auf uns wartenden Mannschaftswagen, die uns in rascher Fahrt zu einem großangelegten Bereitstellungsraum bringen.

In einem weiten Talgrund stehen in Massen Panzer und gepanzerte Fahrzeuge, bereit zum Sprung in den Angriffsraum. Häuser, Ställe, Schuppen mit trockenem Stroh unter dem Dach. Sauberes Wasser für eine schnelle Wäsche, einen Wollfaden, um ein Riesenloch in der Socke zusammenzuziehen – und wieder hinein in die nasse, verschwitzte Wäsche. Über Nacht wird sie am Leib trocknen und morgen wieder klitschnaß am Leib kleben. Aber endlich eine Nacht schlafen!
9. Juli: Der Tag beginnt wieder trüb und wolkig. Heute werden wir, auf den Panzern aufgesessen, einen großräumigen Angriff fahren. Noch sind die Stahlkolosse wie Buschgruppen getarnt, als wir von im Tiefstflug angreifenden „Schlachtern“ beschossen werden. Unsere Maschinenflak auf Selbstfahrlafetten hält dagegen und holt einen der gepanzerten Vögel herunter, der mitten in den Bereitstellungsraum stürzt.
Am Vormittag: „Aufsitzen!“ Mit der halben Gruppe kauere ich hinter dem Turm eines Panzers IV, der mit dem „Panzer marsch!“ im Empfangsgerät losprescht. Schon bald geht es einen leicht ansteigenden Hang hinauf, und urplötzlich befinden wir uns auf einem riesigen, brettebenen Präsentierteller, auf viele Kilometer einzusehen. Wenn das nur gutgeht – ist mein erster Gedanke.

Wie Riesentiere aus der Vorzeit tauchen hinter uns Panzer um Panzer aus der Senke. Sehr breit und tief gestaffelt, mit weiten Zwischenräumen, stürmt diese Panzer-Armada gegen den Feind.
Ein großer Schein-Flugplatz mit vielen Flugzeug-Attrappen aus Holz und Pappe wird sichtbar. Kein Beschuß oder Bombenwurf feststellbar – unsere Luftwaffe ließ sich nicht täuschen.
Mit einem Mal ist das Gelände von tiefen, sich in die Länge ziehenden, engen Schluchten zerfurcht. Ebensooft wie wir sie während des Ostfeldzuges verflucht haben, waren sie uns auch als rettende Deckung willkommen, die Balkas.
Auf etwa eintausend Meter taucht ein starker russischer T 34-Verband aus einer Senke auf. Mit einem Ruck halten unsere Panzer, die Türme schwenken auf zehn Uhr, der Feuerkampf wird eröffnet. Sofort steigen schwarze Rauchfahnen in den Himmel, bersten Stahlungetüme. Mit dem Glas verfolge ich den ungleichen Kampf. Ich kann an die 40 T 34 zählen, von denen schon bald 15 kampfunfähig sind. Der Rest verschwindet wieder schleunigst in der Senke und entzieht sich seiner Vernichtung. Ein Wink vom Panzerkommandanten, es geht weiter.
Die Feindpanzer sind von der Bildfläche verschwunden, aber jetzt geraten wir in den Bereich schwerer russischer Batterien. Den Motorenlärm übertönend, heulen die Granaten in unheimlicher Dichte heran. Unser ganzer Verband ist in einen Wald feuriger Glut gehüllt. Mit Vollgas versucht er, das Sperrfeuer zu durchbrechen. Doch die Feuerwand bleibt auf uns liegen. Bei dem Tempo können wir uns kaum auf dem Panzer halten. Eine Hand klammert sich an irgend etwas fest, die andere hält Waffe und Gerät.
Ein Nahtreffer fegt uns wie Laub vom Panzer und überschüttet uns mit Erde. Ein Peitschenschlag an meinem rechten Oberschenkel zeigt eine Splitterverwundung an. Vom Folgepanzer hat es den Rest meiner Gruppe heruntergeschleudert. Ich sammle sie, fast jeder hat etwas abbekommen, doch können sie alle noch laufen. Ich führe sie unter den Rand einer Balka, sodaß wir aus dem Splitterregen an der Oberfläche heraus sind, und folge in dieser Deckung den Panzern. Die begleitende Infanterie wurde von den Panzern abgeworfen oder von den detonierenden schweren Granaten

heruntergeschleudert. Brennende Panzer und massenhaft Verwundete bleiben zurück.
Unsere Panzer IV haben angehalten und warten unser Herankommen ab. Sie fühlen sich unter unserem Infanterieschutz sicherer. Auf eine Anhöhe weit vor uns fährt Sprenggranate um Sprenggranate auf erkannte und vermutete Feuerleitstellen der Feindartillerie nieder, worauf sich beim Weitermarsch die Treffsicherheit merklich mindert. Wir müssen dicht am Feind sein, denn nun beginnen seine Granatwerfer unangenehm zu wirken. Die Granaten derselben geben dem liegenden Soldaten keine Chance, denn die Splitter nehmen ihre Bahn so dicht über dem Erdboden, daß sich ihre Spuren im aufgerissenen Rasen abzeichnen. Im Laufschritt hetzen wir vorwärts und bringen auch diesen Sperrfeuerriegel hinter uns und zwingen die Feindwerfer zum Abbauen ihres Gerätes.
Unter dem Feuerschutz der anhaltenden Panzer stürmen wir ein Dorf – oder besser: die Ruinen eines solchen. Wir graben uns ein, neuerlichen „Segen“ aus feindlichen Rohren erwartend.
Erst jetzt beginnt meine Verwundung heftig zu schmerzen. Ein Sani verpaßt mir eine Tetanus-Spritze und will mich zum Hauptverbandsplatz zurückschicken. Verärgert wegen meines Widerstandes, macht er mir nur einen Notverband, „weil so was *ordentlich* versorgt gehört“.
Schon nach kurzem kommt mein Kompanieführer Ostuf. Schmöll an mein Deckungsloch, um nach mir zu sehen. Ich darf bis auf weiteres bleiben. Dieser Obersturmführer ist ein ganz pfundiger Offizier, und ich würde mich nur sehr ungern von der 1. Kompanie trennen. Wer weiß, wo es mich später hintreiben würde. Im übrigen sind ja fast alle meiner Gruppe an möglichen und unmöglichen Stellen bepflastert, aber jeder bleibt gerne in dieser Kompanie.
Deckung suchend, springt ein Melder in mein Schützenloch, als die Iwans wieder einen Feuerüberfall starten. Er erzählt märchenhafte Geschichten von einer neuen Waffe, die hinter uns aufgefahren sei. Panzerfahrzeuge mit Abschußrampen für je 90 Raketen, die innerhalb einer Minute abgefeuert werden könnten und auf je 4 m^2 einen Einschlag zu verzeichnen hätten. Ich verlasse mich nicht auf die Wunderwaffe und schleppe eine Haustüre heran und lege sie, mit Erde beworfen, über mein Schützenloch, um wenigstens

gegen Splitter geschützt zu sein. Bei den Männern ist alles in Ordnung, sie haben sich wie die Füchse in den Bau gegraben.
Urplötzlich ist hinter uns der Teufel los – wie sollte man es sonst bezeichnen? Mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit schießen von mehreren Stellen Raketen steil in den Himmel, jede für sich einen satanisch grellen Schrei ausstoßend. Ich brülle noch über meine Gruppe: „Volle Deckung!“ und verziehe mich sicherheitshalber in meine Klause, behalte aber die Sicht über das Feindgelände. Das muß ich sehen, wie der Raketen-Teppich drüben niedergeht! Und da prasseln sie auch schon nieder wie Hagelschloßen. Die Welle der Einschläge beginnt ganz links und kommt immer näher über die eigene Stellung. Lehmige Sandplatten fallen von den Wänden meines armseligen Loches, und die Erde bebt leicht unter dem Getrommel der unerhört dichten Einschläge. Ich starre auf die Tür über mir und denke an die 4 m^2-Streuung. Nach einer Minute ist alles vorbei.
Stinkende Pulvergase kommen in mein Loch. Jetzt aber raus und eine weiße Leuchtkugel hoch, das Zeichen „Hier sind wir!“ – bevor sie uns die zweite Salve in die Stellung schleudern. „Diese verdammten Idioten können mit ihrem neuen Spielzeug nicht umgehen!“ knurrt es von allen Seiten. In unserer Kompanie hat es wie durch ein Wunder keine Ausfälle gegeben, weil die meisten Gruppen- und Zugführer den allzu steilen Raketenschweifen mißtrauten und ihre Mannschaften, gleich mir, vorsorglich in den „Keller“ schickten.
Ein Melder holt mich zurück zum Kompaniegefechtsstand. Ich nehme einen Verwundeten meiner Gruppe mit nach hinten. Er muß zum Hauptverbandsplatz, nach Schwinden der Schockwirkung sind die Schmerzen zu stark geworden. Er hat einen Splitter unterhalb einer Niere verpaßt bekommen, als es uns vom Panzer warf.
In einem tiefen Kartoffelkeller mit Betondecke kommt es zu einer Lagebesprechung für den morgigen Angriff und über das bisher Erreichte. Die Karte hat der Zugführer, ein Oberscharführer, der zur Zeit der Divisionsaufstellung zur Truppe kam. Als dienstältester Unterführer werde ich dazu bestimmt, bei seinem Ausfall den Zug zu übernehmen. Ich kann auf der Karte ersehen, daß wir nach Nordosten angreifen werden. Angriffsziel: das Erreichen eines Flusses, dessen Namen ich auf der

durchnäßten Karte nicht entziffern kann. „Hinter diesem Fluß steht der Iwan mit massenhaft Panzern. Wir müssen ihn noch in seiner Vorbereitung zum Gegenschlag angreifen und vernichten!“
Ich bekomme den Mannschaftsausfall ersetzt, Munition und Verpflegung können übernommen werden, ein paar kräftige Schlucke „Dreistern“ helfen uns, die nassen Klamotten im wieder einsetzenden Regen leichter zu ertragen. Im Schutze der Ruinen werden Feuer entfacht, vor denen wir uns drehen und wenden, bis der Dampf aufsteigt und die Hitze wohltuend unerträglich wird.

Nach einer relativ ruhigen Nacht treten wir an und kommen trotz heftigen Abwehrfeuers schwerer Infanteriewaffen zügig voran. Beim Überwinden einer unter Granatwerferbeschuß liegenden Ebene explodiert nur zehn Meter vor mir eine Granate, und ich erhalte eine weitere Splitterverwundung im linken Fuß, aber ich kann noch ganz gut laufen. Das Einschußloch ist dicht über dem Rand der Stiefelsohle, typisch für Werfergranaten. Etwas später explodiert auf einem Zaunpfahl die Granate einer „Ratsch-Bumm“, der Krupp-Feldkanone, ohne mich zu verwunden – Entfernung nicht mehr als zehn Meter.
Gegen Mittag erreichen wir das Angriffsziel und graben uns sofort ein. Der Sani kommt und verarztet mich reichlich unfreundlich ein weiteres Mal. Panzer fahren hinter uns im Gelände gedeckt auf. 200 Schritte vor uns, in einem seichten Tal, ein ruhiger Fluß, etwa 25 m breit, in einem schlammigen Bett, dessen jenseitiges Ufer steil ansteigt und um einiges über unseren Stellungen liegt. Auf dem Kamm der Anhöhe werden die Artilleriebeobachter des Feindes ausgemacht. Seine Stellungen sind nicht einsehbar im Hinterhang.
Am Nachmittag versucht der Iwan, mit etwa 30 T 34 aus einer hinter seinem Hang erfolgten Bereitstellung überraschend anzugreifen. Mein Freund und Kamerad aus der Rekrutenzeit, Huber Franz, hat sich wieder zu meiner Kompanie durchgefragt und neben mir Stellung bezogen. Er hat

vollkommene „Narrenfreiheit“, ist mit seiner Testwaffe innerhalb des Bataillons nach seinem Ermessen einzusetzen.
Infanterie in Zugstärke befindet sich unten im Talgrund und sichert unsere Pioniere bei der Wiederinstandsetzung eines Flußüberganges. Sie sind das Ziel des Überraschungsangriffes der Panzer. Zunächst oben am Kamm verharrend, können sie mit ihren Kanonen den Talgrund steil unter sich nicht beschießen. Sie müssen – um ihre Geschütze zum Wirken bringen zu können – ein kleines Stück den Steilhang herunterfahren, um die Mündungen ihrer Waffen annähernd in Schußrichtung bringen zu können. Nun kleben sie am Hang wie Fliegen am Fliegenfänger und ziehen sofort das Feuer der allerdings weit hinter uns stehenden Panzer IV auf sich. Die Feindpanzer bilden in dieser außergewöhnlichen Lage ein riesiges Ziel mit dem leicht verwundbaren Deck.
Das Schauspiel, das sich bietet, ist einmalig. Rund um die T 34 steigen die Dreckfontänen der Einschläge aus unseren 7,5-cm-Panzerkanonen auf, und die 7,62-cm-Granaten der Russenpanzer lassen aus dieser unsicheren Schußposition unsere Pioniere im Flußbett ungeschoren. Die Aussichtslosigkeit ihrer Lage erkennend, kriechen sie im Rückwärtsgang auf die Anhöhe zurück, bis sie wenden und verschwinden können. Dem letzten T 34, der uns nach dem Wenden sein Motorheck zeigt, wird Franzens 2,2-cm-Pak zum Schicksal. Er brennt innerhalb von Sekunden nach dem Treffer lichterloh. Die Besatzung kann ausbooten und hinter den Kamm entkommen. Franz flucht ganz fürchterlich, denn die Zieloptik war in der augenblicklichen Position ungünstig angebracht und ständig Beschädigung und Verschmutzung ausgesetzt. Sie war erst wieder einsatzbereit, als der letzte T 34 verschwinden wollte. – Jetzt hat er auch noch „Büroarbeit“ zu leisten, denn er ist verpflichtet worden, ständig einen Tagesbericht zu machen, Mängel und Vorteile anzuführen und Veränderungsvorschläge einzutragen. Hinter dem Kamm erfolgen zwei Donnerschläge, und pechschwarze Rauchsäulen zeigen Explosion und Ausbrennen von zwei angeschossenen Panzern an.
Beim Zugführer versuche ich, mittels seiner Karte Einblick in die gegenwärtige Lage zu bekommen, was sich wegen Unlesbarkeit als unmöglich erweist. Erkennbar ist, daß zwei Orte den gleichen Namen

tragen: Prochorowka. Der uns gegenüberliegende Ort könnte eventuell – nein, es ist aussichtslos! Auf jeden Fall ist das Gerinne vor uns der Fluß Pssel, das wurde schon bestätigt. Und über den müssen wir hinüber. Vielleicht noch heute – oder morgen.

Weiter rechts von uns befindet sich in der Flußniederung eine Ortschaft, möglicherweise Andrejewka, wenn die Karte richtig zu deuten ist.

Noch vor dem Dunkelwerden verlegt unsere 1. Kompanie in den Bereich über dieser Ortschaft, sodaß ich nun den Ort, der sich zu einem Teil hinter einem Auwald verbirgt, direkt unter mir habe. Auf der Anhöhe – der Feindeinsicht noch entzogen – wird gerade der Bataillonsgefechtsstand Sturmbannführer Knöchleins aufgebaut. Ich erkenne den Adjutanten, Obersturmführer Grütte, inmitten von Meldern, die ich fast alle kenne. Ein „Heeii!" hierhin und ein „Hoi!" dorthin, ein erkennendes Zuwinken von ihnen – und vorbei, mit meiner Gruppe hinter mir. Ich habe mich befehlsgemäß vor dem Bataillonsgefechtsstand mit meiner Gruppe einzugraben. Ich halte den bestimmten Platz für denkbar ungeeignet, weil sich selbst ein nur aus der Deckung streckender Kopf als Kontur gegen den Himmel abheben muß. Ich übergebe meine Gruppe meinem Stellvertreter und versuche, den Kompanieführer von meiner Feststellung zu überzeugen. Zu meiner Überraschung erfahre ich, daß Sturmbannführer Knöchlein nicht nur den genauen Platz, sondern auch genau bestimmt hat, wessen Gruppe dort in Stellung zu gehen hätte.

In der Nacht beginnt es heftig zu gießen. Unsere Erdlöcher speichern die Nässe. Meine Stiefel sind nicht dicht, und ich stehe bald bis zu den Waden im Wasser. Beide Splitter schmerzen immer stärker. Der linke Fuß mit seiner Einschußwunde im Rist ist angeschwollen und der entstandene Druck nur schwer ertragbar. Ich spüre das Fieber und kann das Klappern meiner Zähne nicht unter Kontrolle bringen. Ein paar Tabletten vom Sanitäter helfen bis zum Morgen. Sein Befund: „Na, du bist vielleicht ein Armloch!"

Den anbrechenden Tag leitet ein noch heftigerer Gewitterregen ein, so als sollte die Welt zum zweitenmal ersaufen. Durch ein Beute-Scherenfernrohr, von meinem Dr. Grütte erbeten, beobachte ich den vergeblichen Kampf unserer Panzer, über eine feste Straße in den Ort unter uns einzudringen. Sie

sind straßengebunden, denn rechts und links davon ist Sumpf oder tiefnasses Grünland. Keiner unserer angreifenden Kampfwagen kommt über einen bestimmten Punkt hinaus, dann hagelt es Treffer. Nicht alle können sich in den beschußfreien Raum retten. Ich erkenne von den Laufrollen hängende Ketten, Qualm aus den Luken und andere herumstehende Panzer. Hier muß eine hervorragend plazierte, bestgetarnte Pak-Sperre der Russen am Wirken sein. Die Truppe, die diesen Ort verteidigt, versteht etwas von Tarnung. Obwohl wir fast ständig unter Infanteriebeschuß liegen, habe ich bisher noch keine Feindstellung erkennen können.

Später beobachte ich, wie Sturmgeschütze den Angriff wiederholen. Ihnen gelingt auf Anhieb die Überwindung des gefährlichen Punktes. Ist es der niedrige Aufbau dieser Panzerfahrzeuge oder eine vorher erfolgte Beobachtung des Feindgeländes, was ihnen den Sieg über die Pak brachte? Was auch immer – es gibt bald einen neuen kritischen Punkt, der ihnen ein Eindringen in den Ort verwehrt.

Der Regen hat aufgehört. Sonne überstrahlt mit der Kraft des Sommers die Szenerie. Die Uniformen beginnen am Leib zu dampfen. Den linken Stiefel muß ich über dem Rist mit einem Taschenmesser aufschneiden, weil ich den Fuß nicht mehr herausbringe. Das Einschußloch, nicht größer als das von einer Pistolenkugel, ist blauschwarz gerändert und rot umschwollen. Ich kann mir ausmalen, wie lange das noch gehen wird. Die daumenkuppengroße Einschußwunde am Oberschenkel ist zumindest im Ruhezustand weniger schmerzhaft.

Gegen Mittag ziehen wieder Wolken auf, Regen ankündigend. Sturmbannführer Knöchleins Melder bringt uns den Befehl, daß wir uns zum Angriff fertigzumachen hätten. Was den Panzern nicht gelungen ist, sollen offensichtlich die Panzergrenadiere schaffen. Mir graust vor dem langen Abhang, den wir unter Beobachtung und Feuer des Feindes hinunter müssen. Durch Zuruf instruiere ich meine Gruppe. Mir ist nicht verständlich, daß der Melder vom Bataillonsgefechtsstand und nicht von meinem Kompanieführer oder Zugführer mit einer präzisen Anweisung bezüglich Angriffsziel und -auftrag kam. Nur ein „Fertigmachen zum Angriff“ für meine Gruppe. Soll das alles sein?

In meine Überlegung hinein beginnen hinter uns die Granatwerfer zu blubbern und das Dorf unter uns zu beschießen; dann das „Pong, Pong, Pong – Pong“ der leichten Infanteriegeschütze und das „Schu, Schu, Schu – Schu“ ihrer Granaten über uns, Richtung Feind. Jetzt müßte der Befehl zum Angreifen kommen.

Ich sehe den Kommandeur sich von hinten nähern. In aller Ruhe, ohne Laufschritt, ohne auch nur einmal Deckung zu nehmen, kommt er heran. Ich muß sehr verwundert dreingeschaut haben, denn zuvor hatte der Melder noch kräftig „Zunder“ bekommen.

„Los, Jungs! Je schneller ihr unten seid, umso geringer sind die Ausfälle!“

Aha, hinunter geht es also. Wenigstens die allgemeine Richtung kenne ich nun. „Das ganze Bataillon greift an!“ Ich sehe und merke zwar nichts vom Bataillon – aber schließlich müssen ja welche die ersten sein. Der verfluchte lange Hang …! Das Feuer unserer schweren Waffen liegt auf dem Dorf und nicht auf dem vorgelagerten Auwald unter uns. Auf der Karte habe ich nicht erkennen können, ob das Dorf hinter, vor oder beiderseits des Pssel liegt, und von hier aus sehe ich das Gelände nicht voll ein.

„Los! Auf und mir nach im Schweinsgalopp! Unten tauchen wir sofort in den Wald ein!“ – wenn wir noch können.

Die Gruppe prescht los, aber nicht mir nach – sondern vor mir her. Schon nach den ersten Schritten befallen mich stark stechende Schmerzen aus beiden Wunden. Der Sani-Unterscharführer hatte recht: „Du bist vielleicht ein Armloch!“ Ich „stürme“ meiner Gruppe als letzter nach. Unter Feindfeuer überhole ich einen Schützen, sehe kurz zurück, oben steht Sturmbannführer Knöchlein, unbehelligt, eine Hand im Ausschnitt seines Gummimantels – „Napoleon“.

Vor dem Auwald ist noch ein Stück Ebene, wo ein Mann meiner Gruppe im vollen Lauf einen kleinen Luftsprung macht und zusammenbricht. Ein Blick auf den Hang zurück: dort liegt der Junge, den ich überholt habe und der erst vor Stunden als Ersatz für Hartwig zu mir gekommen war.

Die Gruppe hat auf mich gewartet, sie hat sich in den vielen Wassergräben in Deckung geworfen und sichert nach vorne. Den Kamm des Hanges ober mir beobachtend, erwarte ich das Erscheinen angreifender Kompanien. Knöchlein ist nicht mehr zu sehen. Wir hocken allein ohne jeden Anschluß

im dichten Gestrüpp des sumpfigen Auwaldes. Was jetzt? Waren wir dazu bestimmt, das Feuer des Feindes auf uns zu ziehen, um seine Stellungen und seine Stärke zu erkunden? Unsinn!
Warum wurde keine einzige Granate gegen den Feindwald aufgewendet, kein klarer Auftrag, keine Angriffsbegrenzung angeführt?
Wo bleibt „das ganze Bataillon", das angreifen soll, mein Zug, meine Kompanie?
Ganz weit rechts kommt Gefechtslärm auf. Das müßte etwa dort sein, wo die Panzer vergeblich versuchten, in den Ort einzubrechen.
Wir können hier nicht hocken bleiben. Oben auf der Anhöhe ist keine Bewegung zu erkennen. Verharren wir hier, bleiben wir bei Fortschreiten des Angriffes isoliert zurück. Greifen wir an, hängen wir isoliert in der Luft, versuchen wir, außerhalb des Waldes Richtung Kampflärm vorzugehen, werden wir abgeknallt, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben.
Ich beschließe, durch den Wald in Richtung Dorf vorzugehen. Das Ziel der weit rechts angreifenden Truppe kann ja auch nur das gleiche Dorf sein, und irgendwo müssen wir dann wieder auf eigene Truppen stoßen.
Ich teile die Gruppe auf. Mein Stellvertreter übernimmt die zweite MG-Bedienung und soll sich auf Sicht- und Hörverbindung rechts von mir halten. Ich bestimme Richtung und Tempo des Vorgehens. Bei mir bleibt der Führeranwärter Sturmmann (Gefreiter) Karp als Schütze 1 mit seinem MG-Trupp.
Wir dringen weiter in den mit Erlen, Weiden und dichtem Gestrüpp besetzten Auwald ein. Der Boden ist durch die schweren Regenfälle tief durchweicht und unheimlich schlüpfrig sowie mit zahlreichen wassergefüllten Gräben durchsetzt. Sie sind so lang, daß wir sie nicht umgehen können und bis zum Bauch im Wasser einzeln hindurch müssen, während der Rest sichert. Das Hinein in den Wassergraben ist kein Problem, wohl aber das Hinaus, die Stiefel schwer und randvoll mit Wasser gefüllt, die steile Wand des Grabens glitschig wie Schmierseife. Die brüchigen Weidenäste, an denen man sich herausziehen möchte, brechen unter der Last, und wir gehen auf Tauchstation. Ich ziehe mit meiner MP voran, Karp hat eine Gurttrommel eingelegt, um sofort feuerbereit zu sein. Einen Gurt

mit 100 Schuß trägt er um den Nacken. Munition – die ständige Sorge der Schützen 1 am MG 42!
Der Feind hat sich entweder zurückgezogen oder uns, gut getarnt, an sich vorbeigelassen. Wir kommen langsam, aber stetig und unbehelligt voran. Allmählich kommen wir aus dem Bereich dichten Gestrüpps heraus. Eine Lichtung tut sich vor uns auf und zwingt mich, anzuhalten und zu beobachten. Am anderen Rand der Lichtung ist nichts zu erkennen. Verdammt! Wir sind ja schon ganz dicht an den Ort herangekommen! Über den Wipfeln ragt, offensichtlich auf einer Anhöhe stehend, der weiße Turm einer Kirche. Ich beobachte abwechselnd mit dem Glas den gegenüberliegenden Lichtungsrand und das Kirchturmfenster. Ich zaudere mit dem Überqueren der Lichtung. Wäre ich Feind, würde ich den Lichtungsrand mit dem herrlichen Schußfeld besetzt halten und würde auch am Fenster des Kirchturmes zumindest einen Scharfschützen postieren.
Den Männern hinter mir gebe ich ein Zeichen, sich klein zu machen. Es ist genug, wenn ich ein wenig aus der Deckung muß. Der Kampflärm ist heftiger geworden und hat sich dem Dorf vor uns genähert.
Während ich überlege, mich wieder in den Wald zurückzuziehen und die Lichtung weiträumig zu umgehen, blicke ich nochmals zum Kirchturmfenster und bin überrascht von der jetzt auf mich gerichteten Waffe. – Kopf runter! Der Feuerstoß fegt über mich hinweg und durch die ostwärtige Hinterbacke. Das hätte ein Kopfschuß werden sollen! Wieder einmal habe ich unheimliches Glück gehabt! Auch die hinter mir in der Mulde kauernde Mannschaft konnte die MG-Garbe nicht erfassen. Hinter einem dichten Busch luge ich vorsichtig nach dem Kirchturm, während ich das Blut warm in die Hose rinnen spüre. Die Fensterhöhlung ist wieder unbesetzt. Ich nehme an, daß die Beobachter in der dunklen Tiefe des Turminneren hocken und so nicht erkannt werden können. Doch zurück zum Lichtungsrand gegenüber …
Das Glas fallenlassend, kann ich gerade noch meine MP angeln und, nur grob anvisiert, dem auf mich losstürmenden riesenhaften Iwan meine Feuerstöße entgegenjagen. Aber er stürmt weiter mit gefälltem Bajonett auf mich los! Erst kurz vor mir bricht er zusammen, während sich der lange Vierkantspieß seines Gewehres vor meinem Gesicht in die Erde bohrt. Der

Blick des Stürmenden war über mich hinweggerichtet und hatte mich mit Tarnjacke und Helmüberzug wohl gar nicht erfaßt.
Diese weiträumige Lichtung liegt also doppelt unter Kontrolle des Feindes. Wir sind erkannt, und seine Waffen sind schon auf uns gerichtet und erwarten unser Heraustreten. Ich winke Karp mit dem MG 42 zu mir: „Von dem Kirchturmfenster dort oben kam das MG-Feuer. Entfernung 200. Leuchte dort einmal in Feuerstößen hinein. Aber anvisieren und sofort schießen!“ Die Leuchtspurketten verschwinden präzise durch die Luke, und die Querschläger im Inneren werden dem feindlichen MG-Schützen den Spaß vorerst einmal verdorben haben.
„Stellungswechsel nach rechts!“ Von einer guten Deckung aus hagelt Karp den Waldsaum, in dem ich die Russen vermute, ab.
Von meinem zweiten MG-Trupp unter Führung meines Stellvertreters ist weit und breit nichts zu spüren. Sie haben den Anschluß an uns im Gewirr der Wassergräben und Stauden verloren. Mit nur drei Mann – ohne Feuerschutz – würden wir dem Iwan ins offene Messer rennen. Wir setzen uns ein wenig vom Waldrand ab, ohne die Beobachtung des Gegenübers zu verlieren.
Ich blute wie ein Schwein und brauche Wundversorgung. Die Splittersteckschüsse schmerzen immer stärker.
Was tun? Ist Feind im Wald um uns? Wo ist der Rest der Gruppe? Er hätte das Rauschen unseres MG 42 hören und sich daran orientieren können. Welchen Sinn hat diese verdammte Aktion denn überhaupt? „Das ganze Bataillon greift an!“ Wo bleibt das Bataillon? Ohne es kommen auch keine Sanis hinter uns, die sich um die am Hang Liegenden kümmern. Ich brauche einen Doktor, der sich meiner stark angeschwollenen Steckschußwunden und der sprudelnden Blutquellen annimmt.
Ich beschließe, meine halbe Gruppe in der jetzigen Stellung liegenzulassen, damit sie den zweiten MG-Trupp bei Auftauchen abfängt und nicht ahnungslos über die Lichtung latschen läßt. Mein Stellvertreter ist Reservist und die ersten Tage im Einsatz.
Karp übernimmt das Kommando mit dem Auftrag, nach einer halben Stunde, dem sich nähernden Gefechtslärm entgegen, Anschluß zu suchen, da wir offensichtlich vollkommen in der Luft hängen und weder mit dem

Rest der Gruppe noch mit einem nachfolgenden Bataillon, das sie aufnehmen würde, rechnen können.
Mit entsicherter MP, jederzeit feuerbereit, humple ich den Weg zurück, wünschend, dabei auf den Gruppenrest zu stoßen. Hoffentlich verpassen die mir beim Aufeinandertreffen nicht eine! Alles schon dagewesen!
Beim Versuch, einen der Wassergräben zu überqueren, gleite ich auf dem rutschigen Lehmboden aus, reiße die gegen Verschmutzung empfindliche MP hoch, die sich im dichten Geäst verfängt und mir beim Sturz in den Graben aus der Hand gerissen wird. Dabei löst sich ein Schuß, der mir durch die linke Fußkante dringt – wieder ein Irrsinnsglück, denn es hätte schwere Folgen haben können! Die neue Verletzung behindert mich nicht stärker, als es ohnedies schon der Fall ist.
Aus dem Wald heraus, treffe ich in einer leichten Senke auf eine Abteilung marschbereiter Infanteriegeschütze, darauf harrend, den raumgewinnenden Grenadieren nachgeführt zu werden. Auf einem der Zugfahrzeuge erkenne ich Mick.
„Hot's di dawischt?!“
„Darot'n! Wo is dös nächste Sanatorium?“ Ein herankommender Offizier nennt mir den nächsten Hauptverbandsplatz. Mick hat noch trockene Zigaretten. Er gibt mir seine Heimatadresse, während ich ihm die meine auf einen Zettel kritzle. Bei meinem zu erwartenden Genesungsurlaub werde ich seine Familie aufsuchen und über unser Erleben berichten. Wir haben noch nicht fertiggeraucht, als die Ketten seines Fahrzeuges klirrend anrucken. Kein Händedruck mehr, kein Wort des Abschieds, nur ein angedeuteter Wink. Vorbei!
Unsere Wege teilen sich in Tod und Leben.

---

12. Juli 1943, Divisions-Feldlazarett: Der Wehrmachtsbericht meldet: „Seit Beginn der Offensive 28.000 russische Kriegsgefangene. 1.640 Panzer und 1.400 Geschütze vernichtet …“
Bei einem Überraschungsvorstoß deutscher Verbände wird später eine sowjetische Beurteilung der in der Schlacht um Kursk und Orel – dem

Unternehmen „Zitadelle“ – eingesetzten Verbände mit folgend übersetztem Wortlaut aufgefunden:
„Die SS-Panzerdivision ‚Totenkopf‘, welche zu Anfang des Krieges aus ausgesuchten Hitlerleuten bestand, stellt bei Berücksichtigung des gesamten Wechsels der Personalbestände den am festesten zusammengeschlossenen, diszipliniertesten und treuesten Truppenteil dar, der fähig ist, hartnäckig und zäh die Befehle des deutschen Kommandos auszuführen. Sie ist im Angriff unwiderstehlich, in der Verteidigung nicht zu überrennen.“

Am 14. Juli treffe ich mit vielen anderen Verwundeten verdreckt und verlaust im Reserve-Kriegslazarett Kiew ein. Als ich, gebadet und vom Ungeziefer befreit, in das weiß bezogene Bett sinke, glaube ich, im Himmel zu sein. Freundliche Schwestern, gewissenhafte Ärzte, keine überraschenden Feuerüberfälle und keine „Schlachter“ über uns. Sonne, Schlaf und ruhige Nacht mit huschenden Schwesternschritten.
Gegen Morgen werde ich durch einen Nadelstich geweckt. Ein Sani gibt mir eine Injektion gegen Wundstarrkrampf – die zweite innerhalb von wenigen Tagen, nachdem auf meinem Verwundeten-Begleitzettel keine Tetanus-Injektion eingetragen war. Zum Teil ist es meine Schuld, ich sollte mich ja nach Verabreichung der ersten Spritze beim Bataillonsarzt melden. In der nächsten Nacht quillt mein Körper auf, als sollte die Haut an allen Enden platzen. Hohes Fieber mit Schüttelfrost und einem bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Juckreiz zwingt mich, das Hemd vom Leib zu ziehen und nackt auf den kalten Fliesen des ehemaligen Hotels Kühlung zu suchen. Mit dick aufgeschwollenen Lippen und klappernden Zähnen bin ich gar nicht mehr voll ansprechbar und kann mich auch nicht richtig verständlich machen, bis mein Bettnachbar von der doppelten Tetanus-Spritze erzählt. Unter Beistand der Ärze komme ich schließlich auch über diese Hürde.
Der Verwundetenstrom aus den schweren Abwehrkämpfen ist enorm. Was transportfähig ist, wird in ein Heimatlazarett verlegt. Ich muß noch solange bleiben, bis sich mein körperlicher Zustand voll normalisiert hat.

Ich habe viel Zeit zum Nachdenken. Mein Problem-Thema: Knöchlein. Hat er mich ganz bewußt mit meiner Gruppe vor seinem Gefechtsstand von der Kompanie isoliert, um mich mit ihr am nächsten Tag allein in den feindbesetzten Auwald hetzen zu können, unter Vorspiegelung, das ganze Bataillon greift an? Zwei jungen Kameraden wurde es zum Verhängnis, in meiner Gruppe zu sein. Seit Le Paradis sind viele Fragen offen – und nicht nur für mich allein.

Über das Reservelazarett Lemberg komme ich schließlich in das Heimatlazarett Naumburg an der Saale und werde am 17. August 1943, mit neuer Uniform versehen, auf einen dreiwöchigen Genesungsurlaub entlassen.
Auf Einladung Elisabeths treffe ich einen Tag später in ihrem Elternhaus ein und kann, dem Schicksal dankbar, mein Mädchen in die Arme schließen.
Das Glück, das ich empfinde, ist schwer in Worte zu fassen, es ist nicht zu beschreiben, was sich in einer jungen Seele an Empfindungen auftürmt, die, dem mörderischen Frontalltag entronnen, ihn auf Wochen vergessen und sich ganz allein der Lebensfreude zuwenden darf. Die Arme meines Mädchens um meinen Nacken bilden die Klammer an das Leben, das mir draußen immer wieder aufs neue geschenkt worden war.
Zum erstenmal lerne ich ein glückliches Familienleben kennen und bin auf Wochen darin eingebunden. Die Eltern Elisabeths haben mich herzlich willkommen geheißen, ihre Geschwister – noch im Kindesalter – haben nicht die geringste Scheu vor mir, dem Fremden. Dem Fremden, der da mit ganz neuem Gebaren auffällt; der die Rechte zum Gruß hochreißt und die Hacken seiner Schuhe aneinanderknallt, wenn ein Offizier an ihm vorbeigeht; der nicht „Guten Morgen“ sagt und „Grüß Gott“, sondern wie selbstverständlich „Heil Hitler“ grüßt und – aus der Kirche ausgetreten – dennoch an Gott glaubt.
Er ist zutiefst dankbar dafür, leben und hier sein zu dürfen. Auch das ist ein Gebet.

An dem Tag, an dem sich für mich einer neuer, dem Leben zugewandter Abschnitt öffnet, wird Mick bei der Abwehr eines Panzerangriffes an seinem Geschütz schwer verwundet und stirbt auf dem Weg ins Feldlazarett. Der letzte aus unserem Freundeskreis, mein Kamerad, mein Bruder, wurde weggenommen.
In seiner Heimat schreibt ein greiser Standesbeamter in das Buch der Gemeinde: „SS-Rottenführer Michael Druckenthaner, 6. 5. 1922, ist am 18. August 1943, Todesstunde unbekannt, in Poltawa in Rußland gefallen.“

Milizia Armata

Nur wenige Tage meines Urlaubes sind übriggeblieben für den Besuch meiner Mutter und meiner Schwester in Steyr-Münichholz. Nur schwer konnte ich mich von dem mir vermittelten Bild des Friedens im Umkreis Elisabeths trennen, des Mädchens, das so wunderbar in den reizenden kleinen Ort und die umgebende Bergwelt paßte, von der Familienidylle, in die es eingebettet war und die mir erst so richtig bewußt machte, was mir in Kindheit und erster Jugend verwehrt war. Jetzt nehme ich all das Schöne an Erlebtem mit hinaus in die Welt des Unfriedens.

In Steyr wirkt vieles sehr ernüchternd. Diese bedeutende Industriestadt rafft gierig alle nur verfügbaren Arbeitskräfte des weiten Umfeldes an sich. Meine Mutter arbeitet immer noch im Kugellagerwerk in Tag- und Nachtschichten. Obwohl der Schatten der Katastrophe an der Wolgastadt schwer über diesen Menschen lastet, leisten sie enorm viel, bestand doch ein besonders hoher Anteil der Stalingrad-Kämpfer – gefallen, vermißt, in Gefangenschaft geraten – aus Männern meiner Heimat.

„Die Deutsche Wochenschau“ – jeweils vor einen Kinofilm gespannt – überrascht mich mit Aufnahmen von unserer 1. SS-Panzerdivision „Leibstandarte“ in Italien, bei der Entwaffnung italienischer Truppen. Das SS-Panzerkorps in Rußland ist also auseinandergerissen, und seine Divisionen werden, wie früher, verlustreich als „Frontfeuerwehr“ eingesetzt. Unsere mächtige Offensive hat sich infolge des Verrates an den Feind nicht nur als erfolglos, sondern auch als gewaltiger Verlust des aufgewandten Materials erwiesen, welches jetzt, nach Einsetzen der russischen Gegenoffensive, nicht mehr zur Verfügung steht. Welche Kräfte sind da in oberster Stellung am Wirken, die das Opfer der Soldaten zur Bedeutungslosigkeit degradieren?

Noch bevor mein Genesungsurlaub zu Ende ist, erreicht mich der schriftliche Befehl, daß ich mich sofort in Warschau beim Ersatzbataillon III zu melden habe. Der Besuch der Eltern Micks – wie versprochen – kann nicht mehr stattfinden. Sofort packen, Reisestrecke und Fahrpläne der Fronturlauberzüge studieren. In nebeliger Nacht verlasse ich nach kurzem Abschied Mutter und Schwester und haste zum Bahnhof. In Linz will ich den Fronturlauberzug nach Wien und Warschau erreichen.
Während der Fahrt im Personenzug nach Linz stelle ich mit Verwunderung fest, daß ich – obwohl immer mehr Leute in den Zug einsteigen und die Abteile füllen – ganz allein in meinem Coupé sitze. Fürchtet man sich vor einem Soldaten?

In der vergangenen Nacht noch auf dem trostlos wirkenden Ostbahnhof von Wien, empfängt mich heute der Zentralbahnhof Warschaus in einem wesentlich gepflegteren Zustand – ich habe noch Schlimmeres erwartet. Von der Bahnhofskommandantur erhalte ich Auskunft über den Standort des III. SS-Ersatzbataillons. Auf dem Weg dorthin werde ich Zeuge der Schießerei und Verfolgung einiger junger Männer, die sich einer Ausweiskontrolle zu entziehen versuchten. Heißes Pflaster Warschau!
Polens Hauptstadt gleicht einem abgedeckten Krater brodelnder Lava. In der Kaserne angekommen, erfahre ich sofort, daß solches Geschehen und noch mehr an der Tagesordnung ist. Allein oder nur zu zweit auszugehen, ist ausdrücklich verboten, Bewaffnung selbstverständlich. Die wenigen Lokale, die besucht werden dürfen, sind bekanntgemacht, alle anderen sind zu meiden. Deutsche Soldaten verschwinden spurlos. Uniformen und Waffen tauchen bei den Männern der polnischen Untergrundorganisation wieder auf.
Ein mit dem EK I ausgezeichneter Unterscharführer wird plötzlich verhaftet, nachdem der Sicherheitsdienst dahintergekommen ist, daß er verbotenerweise mit einer bildhübschen Polin – Angehörige der Untergrundorganisation – Verbindung aufgenommen hat. Bei der Flucht springt er aus einem Fenster des ersten Stockwerkes und fällt unter dem

MP-Feuer des Torpostens. Vorher noch tapferer und verwundeter Soldat in Rußland – als Verräter erschossen. Gestern noch Kamerad – heute Feind. Was mag ihn bewogen haben, die Front zu wechseln?

Aus der Materialschlacht von Kursk sind weitere über die verschiedensten Lazarette geschleuste Verwundete eingelangt. Einen von ihnen hatte ich kennengelernt, als ich nach bestandener Prüfung im Unterführer-Lehrgang Mick aufsuchte. Er war mit ihm zusammen bei der gleichen Geschützbedienung. Von ihm erfahre ich vom Tod Micks. Beide wurden sie schwer verwundet. Mick konnte am Divisions-Feldlazarett nur mehr tot aus dem Sanka getragen werden – in Poltawa, von wo wir, aus Frankreich kommend, zur Rückeroberung Charkows angetreten waren. Er starb genau an dem Tag, an dem ich voll Freude und Lebenserwartung mein Mädchen in die Arme nehmen durfte. Ich versuche ganz vergeblich zu ergründen, welche Kräfte auf das Leben eines Menschen einwirken. Sind sie durch Gebet zu bewegen? Hat doch jeder von uns in Stunden größter Not gebetet, in irgendeiner Form gebetet, den Kelch noch einmal an ihm vorübergehen zu lassen. Sicher auch Mick.
Am gleichen Abend gehe ich aus – entgegen der Weisung allein. Heute will ich niemanden um mich haben, keinen Ersatz für Bfiff, Buwi, Mick und all die vielen anderen, deren fröhliche Unbekümmertheit sogar den immer sehr reservierten Franzosen teilnahmsvolle Heiterkeit abgerungen hatte.
Warschaus Straßen sind leer, voll lichtloser Nacht und Gefahr. Der Schritt der eisenbeschlagenen Stiefel hallt zu dieser späten Stunde weithin durch die Finsternis. Was treibt mich, dies zu tun? Will ich das Schicksal auf solche Art herausfordern?

Im Ersatzbataillon, dem Sammel- und Durchflußbecken der Division, gelingt es mir nicht, auch nur einen einzigen Freiwilligen aus dem Jahr 1938 zu finden, auch keinen aus der Gründerzeit der „T“-Division 1939.

Wo sind jene, die sich am Vorabend des Ostfeldzuges nach dem Verlesen des Führerbefehls an seine „Soldaten der Ostfront“ nachdenklich in irgendeine Ecke verdrückten, auf ihrem Tornister hockend, den Kopf auf die Arme gelegt, mit sich und der Welt ins reine zu kommen suchten? Beispielsweise der Hüne Möller, der seinen Tod vorausahnte. Er fiel beim Durchbrechen der Stalin-Linie. Mit ihm sein Freund und Kamerad, der ihm im Massengrab „einen Platz ganz oben“ versprach, wenn er nur seine Schnauze halten würde. Tot, tot, tot! Die Division der ersten Stunde gibt es nicht mehr.

Im III. SS-Ersatzbataillon nehmen dafür Fremdvölkische in unseren Uniformen die Plätze der Toten ein. Gegen die Freiwilligen aus dem westeuropäischen, skandinavischen und baltischen Raum, in disziplinierten und zum Teil bewährten Großverbänden zusammengefaßt, gibt es keinen Einwand, sie anerkennen wir als unsere Kameraden.

Aber was in geschlossenen Verbänden aus der besetzten UdSSR zu unserer Truppe gestoßen ist, mit der ihnen eigenen Art, zu kämpfen und sich an Wehrlosen auszutoben und sie als selbstverständliches Freiwild zu betrachten, ist nicht in unserem Sinn. Ihr Handeln wirft schwere Schatten auf uns, die wir Verbrechen mit dem sofortigen Tod oder mit dem auf Umwegen, über das SS-Strafbataillon, zu bezahlen haben.

(Ursprünglich für die Gründung einer freiwilligen russischen SS-Division vorgesehen, war die russische Volksheer-Brigade, 1.700 Mann stark, unter Führung ihres Landsmannes Bronislav Wladiswladowitsch Kaminski. Dieser Kommandeur der als „RONA“ [Russkaja Oswoboditielnaja Narodnaja Armija] bezeichneten Truppe hob sich durch besondere Grausamkeit hervor. Ein Augenzeuge berichtete mir, daß er beobachtete, wie während der Kämpfe um Warschau 1944 die gesamte Bevölkerung eines Wohngebietes – auch Frauen und Kinder – in ein enges Geviert getrieben und mit Flammenwerfern verbrannt wurde. Kaminski wurde daraufhin am 26. 8. 1944 von einem SS-Standgericht zum Tod verurteilt, die „RONA“ aufgelöst und die Mannschaft zum Teil in die Division des in deutschen Diensten stehenden russischen Generals Wlassow eingegliedert.)

Und damit landen meine Gedanken wieder in Le Paradis und bei Knöchlein, dem uns unverständlichen Ausnahmefall.

Sofort nach meinem Eintreffen in Warschau hat man mir eine Gruppe junger Volksdeutscher zur Gefechtsausbildung anvertraut. Es sind tadellose Burschen und noch echte Freiwillige, zum Unterschied von den genötigten Halbfreiwilligen, wie der gefallene Hugo Schrock.

Mitte September werde ich mit anderen vor der Front der angetretenen Kompanie mit dem „Eisernen Kreuz 2. Klasse“ ausgezeichnet. Mein Kompanieführer hat mir die Verleihungsurkunde über die Lazarette nachgesandt.

EK II – „Orden für zweitklassige Tapferkeit“, wie wir ihn sarkastisch nennen. Zu einem früheren Zeitpunkt hätte mich diese Anerkennung sehr gefreut. Heute bin ich darüber hinweg, wissend, auf welche Art und für welche Leistungen Orden anderswo verliehen werden …

Kurz darauf habe ich in der Schreibstube das in meinem Soldbuch eingetragene Panzerkampfabzeichen wieder in Empfang zu nehmen, und ebenso das Verwundetenabzeichen.

Bei dieser Gelegenheit fragt mich der Spieß, ob ich nicht das Recht habe, die „Nahkampfspange“ zu beantragen. Ich müßte doch oft genug das dafür erforderliche „Weiße im Auge des Feindes“ gesehen haben. „Bedaure, einmal gab es ein so heftiges Schneetreiben, daß ich es nicht erkennen konnte, ein anderes Mal war es finstere Nacht und nebelig, und ich hatte noch dazu keine Zeit, nach dem Weißen zu sehen, wieder ein anderes Mal hätte ich es vielleicht im Licht der Leuchtkugeln sehen können – hätte ich besser hingeschaut, anstatt ‚Der Iwan!‘ zu brüllen, und beim letzten Mal, als mir der russische Soldat das Bajonett hineinstecken wollte, erinnere ich mich, das Weiße gesehen zu haben. Aber das reicht ja wohl nicht.“

Am selben Abend detoniert in einem Wehrmachtskino eine Bombe, nachdem es dem letzten Soldaten noch gelungen ist, ins Freie zu kommen.

Einige Tage später ereignet sich vor meinen Augen eine Explosion auf einem Straßenbahn-Anhängewagen, den ich nur um Sekunden versäumt habe.

Während eines Ausganges komme ich einmal an einer hohen Backsteinmauer vorbei. Durch ein Gittertor kann ich einen Blick in das

Innere machen: nichts, was besonders auffällt, ein eigenes Stadtviertel, wie es scheint. Aber der Zugang ist verboten. Es war das Ghetto der Juden, angeblich mit eigener Verwaltung und Ordnungskräften.

Im Soldatenkino sehen wir die Uraufführung von „Der weiße Traum".
Zur Gründung italienischer SS-Brigaden wird ein Aufstellungsstab geschaffen. Mit Ostmärkern und bevorzugt Südtirolern werde ich zu diesem abkommandiert und zum Truppenübungsplatz Münsingen in Marsch gesetzt.
Sturmbannführer Knöchlein wird mich nie mehr unter seinen Einfluß bekommen.

In Münsingen finde ich eine Mischtruppe vor, bestehend aus deutschen Führern, italienischen Offizieren und vorwiegend italienischer Mannschaft in italienischen Uniformen.
Die Spannung zwischen den Italienern und den Südtirolern ist unverkennbar, wurde doch Südtirol vom Führer den Italienern zugesprochen. Können wir den Tirolern und Südtirolern erklären, daß dies nicht viel zu bedeuten hat? Schließlich hatten wir ja auch mit der Sowjetunion einen Nichtangriffspakt und sind bis vor Moskau marschiert.
Wenn wir zum Morgenappell vor unseren temperamentvoll gestikulierenden und durcheinanderschnatternden Uniformträgern stehen und versuchen, Ordnung und Disziplin auf sie zu übertragen, vergeht uns für den Rest des Tages alle Überzeugung, einmal zur Waffen-SS eingerückt zu sein, und wir versuchen, uns die Hoffnung zu bewahren, nicht mit dieser Truppe zum Einsatz zu kommen.
Ende Oktober verlegen wir mittels Bahntransport nach Verona. Nach einer wunderschönen Fahrt über den Brennerpaß, durch das Eisacktal und das schöne Südtirol erwartet uns diese herrliche Stadt grau und unnahbar im

herbstlichen Nebel und läßt uns Fremde ihre Schönheit nicht einmal erahnen.
In einer heruntergekommenen Kaserne im Stadtzentrum werden wir untergebracht. Einmal mehr bietet sich Gelegenheit, den Qualitätsunterschied zwischen altösterreichischen, französischen, polnischen, russischen und italienischen Kasernen im Vergleich zu deutschen zu prüfen. Die bisher kennengelernten Fremd-Kasernen waren auch für anspruchslose Menschen eine Zumutung.
In ihrer Heimat sind unsere Italiener wieder im richtigen Element. Die Bars und Kellerkneipen dröhnen bis auf die Straße von Kampfliedern. In markigen Rhythmen wird in wahren Massenorgien heldengestorben.
Von hier verlegt die Truppe nach Pinerolo, westlich von Turin, während der Stab der Brigaden nach Caldiero, einem unscheinbaren Ort etwa 20 Kilometer ostwärts von Verona, verlegt wird.
Gemeinsam mit italienischen Offizieren und SS-Führern beziehe ich Quartier in einer unmittelbar an der Hauptstraße Verona–Vicenza leerstehenden Villa, unweit einer bedeutenden Weinhandelsfirma.
Allmählich kommt geordnete Organisation in den Stab. Eine Anfrage, ob ich mir zutraue, den Aufbau und die Verwaltung des Waffen- und Munitionslagers zu übernehmen, beantworte ich positiv. Von da an habe ich Vollmacht, entsprechende Räumlichkeiten für die Lager und Verwaltung zu beschlagnahmen, Ausbaumaterial einzukaufen und auch einen entsprechenden Personalstand von Helfern einzustellen. Ich bin dem „Höchsten SS- und Polizeiführer Italien“, SS-Obergruppenführer Wolff, mit Sitz in einem Schloß in San Martino, nahe Verona, unterstellt und weitestgehend selbständig in meiner Verwaltung. Über San Martino erhalte ich die Anforderungen der Truppe bzw. Ausrüstung, Bewaffnung und Munitionierung. Meine Aufgabe ist es dann, die entsprechenden Zuweisungen einzuholen und das Material von den Erzeugerfirmen zu übernehmen, zu lagern oder per Bahn oder LKW-Transport der Truppe zuzuführen. So übernehme ich Maschinenwaffen in Turin und Mailand, Infanteriespaten in Cremona, optisches Gerät am Comosee, Beretta-Pistolen am Gardasee, Minen, Munition und verschiedenes Gerät in Piacenza, Pavia, Cremona und Ferrara. Ich entwickle viel Ehrgeiz und versuche, meine

Aufgabe bestmöglich zu lösen. In der dienstfreien Zeit bin ich mit dem Studium wehrtechnischer Lektüre beschäftigt, um auch auf diesem Gebiet nicht einzurosten, denn einmal wird wieder von der kämpfenden Truppe nach mir verlangt werden, und da möchte ich um eine Stufe höher stehen als bei meinem Abgang. Aber vorläufig unterschreibe ich noch mit viel Schwung unter dem Dienstsiegel „Der Leiter des Waffen- und Munitionslagers des Befehlshabers der Waffen-SS in Italien".
Mit zunehmender Unruhe im oberitalienischen Raum werde ich beauftragt, Caldiero durch den Ausbau entsprechender Anlagen im Nahbereich meiner Lager zu sichern.
Nach Lösung dieser Aufgabe werde ich zur Sommersonnenwende 1944 zum SS-Oberscharführer befördert. Der Akt vollzieht sich vor der angetretenen Stabskompanie zugleich mit der Überreichung der Verleihungsurkunde zum Demjansk-Schild, den ich schon seit Jahren an meiner Uniform trage – meine für mich bedeutungsvollste Auszeichnung.
Unmittelbar danach habe ich eine Alarmeinheit aufzustellen und deren Führung zu übernehmen.

In dieser Zeit habe ich des öfteren mit einem dienstgradgleichen Reservisten aus dem norddeutschen Raum zusammenzuarbeiten. Er ist mehrfacher Familienvater und im Zivilberuf Angestellter einer Anwaltskanzlei. Sprachlich mit perfekten Italienischkenntnissen versehen, ist er beauftragt, die Übersetzungsarbeiten im Schriftverkehr vorzunehmen.
Von Pinerolo, dem Standort einer der Milizia Armata-Brigaden, wird ein junger italienischer Leutnant überstellt, der wegen eines schweren Vergehens abgeurteilt werden soll.
In Kürze wird ein Feldgericht zusammengestellt und den Stabsangehörigen zur Pflicht gemacht, der Verhandlung beizuwohnen.
Das Gericht tritt an einem Vormittag in der Schule von Caldiero zusammen. Ein Richter war angefordert worden, zwei Beisitzer – noch in italienischer Offiziersuniform – werden an Ort und Stelle bestimmt, ein junger Leutnant,

Kamerad des Angeklagten, übernimmt die Verteidigung desselben. Ein Angehöriger des Stabes hat sich freiwillig als Ankläger angeboten.
Zu meiner Überraschung tritt der mir bekannte Oberscharführer, mit dem mich bereits eine leichte Freundschaft verbindet, als Ankläger auf. Dem Beschuldigten wird zur Last gelegt, mit falschen Angaben über sein Medizinstudium sich Offiziersrang und Doktortitel erschwindelt und damit eine Lazarettanstellung übernommen zu haben. Der Ankläger verliest seine Anklagerede in italienisch und deutsch. Ich bin erschüttert von der unerwarteten Wucht der Formulierung, die nur eine Verurteilung zum Tod zur Folge haben kann.
Der Verteidiger – noch nie Verteidiger gewesen – findet gar keine Möglichkeit, als solcher wirksam zu werden.
Der Ankläger fordert schließlich die Todesstrafe. Der Richter verurteilt den zitternden Angeklagten ohne Gnade zu Degradierung und Tod durch Erschießen. Die Beisitzer erheben keinen Einspruch.
Südtiroler als Bewacher des Jungen, denen er leid tut, erzählen ihm das Märchen von einer „Notparole“ – „Eviva il Führer!“ –, die unmittelbar vor dem „… Feuer!“ des Exekutionsführers laut auszurufen sei.
An einer Hausmauer Caldieros stirbt noch am gleichen Nachmittag der Verurteilte mit der nicht existierenden „Notparole“ auf den Lippen und der gnadenvollen Überzeugung, dadurch nicht erschossen werden zu können.

Die Sommertage in Italien sind im Jahr 1944 besonders heiß. Flimmernd steht die Luft über den schwarzen Asphaltdecken des kleinen Ortes. Im Führerhauptquartier war am 20. Juli ein Sprengstoffattentat fehlgeschlagen. Welch tiefgreifende Kreise sind und waren da schon seit langem am Wirken? Sabotage und Verrat bis tief in das Innerste der Führungsschicht – ein schwerer Schock für uns alle!
Ein schwerer Schock auch für mich ganz persönlich: Als ich an einem Sonntag von meinem Stockbett hinunterschaue, sehe ich den „Inhaber“ desselben auf seinem Bett liegend mit allerhand kleinen Schmuckstücken hantieren.

„Wo hast du das Zeug her?“ frage ich neugierig.
„Ach, von den Judenweibern im Ghetto. In Warschau“, kommt es trocken.
„Ja, hast du es ihnen weggenommen?“
„Na, na. Ich hab’ ihnen dafür a bißl g’holfen, gleich nach dem Aufstand.“
Ich habe keinen Anlaß, dem Unterscharführer aus dem Sudetenland nicht zu glauben; trotzdem die Erkenntnis, daß auch in unserer von Beginn an zu Fairneß erzogenen Truppe damit ein deutlicher Abfall sichtbar geworden ist.
Ein Einzelfall? Vielleicht. Vielleicht viele ähnlich gelagerte Einzelfälle, die verdeckt bleiben.
Schämt man sich nicht mehr als deutscher Soldat solchen Handelns? Er trägt meine Uniform, ist kein Fremdvölkischer in unserer Uniform, in die er gar nicht wollte und zu der er daher auch keine Beziehung hätte.

Längst sind die Amerikaner in Italien und Frankreich gelandet. Fast täglich kommen ihre Bomber in Strömen und bombardieren strategische Ziele, Jagdbomber stürzen sich auf Eisenbahnzüge und einzelne Fahrzeuge.
Ich habe häufig in fast allen größeren Städten Norditaliens zu tun, um Waffen, Munition und Ausrüstung von Erzeugerwerken und Armeelagern zu übernehmen oder Transporte abzufertigen. Dazu habe ich ein Konzept entwickelt, das mich mehrmals davor bewahrt, in Bombenteppiche zu geraten oder von Jagdbombern (Jabos) abgeschossen zu werden. Auf dem rechten Kotflügel sitzt ein Luftbeobachter, der ständig den Himmel nach Feindflugzeugen abzusuchen hat. Zeigen sich Jabos, dann rechts ran und in eines der vielen neben der Straße mit einem Strohwisch markierten Deckungslöcher verschwunden, bis der Zauber vorbei ist. Vor den Großstädten: an den Stadtrand heranfahren, Motor abstellen und in den Himmel wittern. Ist kein Motorenlärm anfliegender Feindverbände zu vernehmen, dann hinein, übernehmen und ohne Verzug wieder hinaus!
Auf einer der nächtlichen Rückfahrten rast ein unbeleuchteter PKW der Wehrmacht zwischen Brescia und Verona in mein schwerbeladenes Fahrzeug. Die betrunkenen Insassen des PKWs und ein auf Urlaubsfahrt

befindlicher Anhalter auf der Ladefläche meines LKWs sind tot. Mein Transporter wird zwischen zwei Alleebäumen über einen tiefen Straßengraben auf eine angrenzende Grünfläche geschleudert und steht verkehrt zur ursprünglichen Fahrtrichtung. Zu dritt im Führerhaus bleiben wir alle vollkommen unverletzt.
In der Zeit meiner Abwesenheit haben Jabos einen abgestellten Lazarettzug angegriffen und in Brand geschossen. Was an Verwundeten – der Hölle von Monte Cassino entronnen – nicht sofort tot war, verbrannte bei lebendigem Leibe, da es nicht möglich war, an den unter laufendem Beschuß liegenden Zug heranzukommen. Als wir abends dort vorbeikommen, riecht es meilenweit nach verbranntem Fleisch.
Ein Jagdbomber wurde durch Maschinengewehre abgeschossen. Von den Insassen liegen ein Neger mit abgerissenem Kopf an der Straße und ein bulliger Weißer, der nur mit Mühe vor dem Gelynchtwerden geschützt werden kann. Er gibt an, daß sie ausdrücklichen Befehl hatten, Lazarettzüge anzugreifen, da diese Munition an die Front brächten.

Nach dem Verlassen „meiner“ Unterkunftsvilla überbringt mir ein Kind in einem geschlossenen Umschlag ein Schreiben mit der Aufforderung, bei einer meiner Fahrten an der Westseite des Gardasees einige Kisten mit Pistolen an einer bezeichneten Stelle zu „verlieren“. Ich gebe den Brief an der Dienststelle ab. Für weitere Transportaufgaben wird Begleitmannschaft bereitgestellt. Was die Partisanen gegen ein hohes Schmiergeld nicht erreichen können, könnten sie mit Gewalt zu erreichen versuchen.
Mir ist klar, daß es von Caldiero zu den Partisanen einen Mittler geben muß, der Einblick in meine Bestände hat. Ich verschärfe alle Sicherheitsmaßnahmen und bin selbst Kameraden höheren Dienstgrades gegenüber unerbittlich, wenn ich sie, als Führer einer Streife, nach der vorgeschriebenen Zeit von 22 Uhr außerhalb ihrer Unterkunft auffinde. Von da an bin ich für Caldiero „Il Maresciallo arrabiato“.
Eines Morgens fehlt der Dienstwagen des Chefs des Stabes der Milizia Armata, Standartenführer von Elfenau. Sein Fahrer, ein sehr sympathischer

zweisprachiger Austro-Italiener, der seine Schulzeit bei seiner Mutter in Wien verbracht hatte, war mit gefälschtem Fahrauftrag zu den Partisanen, angeblich in den Raum Bergamo, übergelaufen. Nachdem er durch seinen Kontakt mit mir weitestgehend über die Verteilung der Waffen und Geräte informiert war, ist die Nahtstelle zu den Widerstandskämpfern geklärt. Die versuchte Entwendung zweier Agenten-Funkgeräte, raffiniert in zivile Reisekoffer eingebaut, ist ihm wegen meiner Maßnahmen nicht gelungen.

Aufgrund der immer deutlicher werdenden Partisanengefahr kontrolliere ich in unregelmäßigen Abständen nachts die Wachposten an den Magazinen, durchwegs Italiener mit sehr ziviler Dienstauffassung. Aus dem Fenster meines Zimmers blickend, sehe ich eines Tages nicht nur den Weltkriegsberg Monte Pasubio im ersten Sonnenlicht, sondern auch leichte Rauchwolken von der nahen Weinhandelsfirma aufsteigen. Ich schieße das Alarmzeichen – drei MP-Salven – aus dem Fenster und eile mit der Mannschaft zum Brandherd. Bis zum Vormittag haben wir den Brand mittels Eimerketten gelöscht. Wir waren eine recht fröhliche Feuerwehr. Die Endmänner an den Eimerketten waren ständig in Gefahr, ins Feuer zu stürzen. Für den Rest unseres Aufenthaltes in Caldiero ist ständig ein Faß herrlichen Rotweines zur „freien“ Entnahme auf der Dienststelle.

Bis zum Herbst nehmen die Jagdbomber-Angriffe derart überhand, daß eine Verlegung der Lager in sicherere Gebiete notwendig wird. Neuer Standort: Südtirol, Lana bei Meran.
Schon als Führer des Vorauskommandos gerate ich in die mit reichlich bürokratischem Fett geschmierte Mühle „Wehrmacht – NSDAP – Waffen-SS“. Gegen den Widerstand des zuständigen Gauleiter-Amtes muß ich schließlich, mit viel Rücksichtslosigkeit und entgegen dem Willen der Ortsbevölkerung, Waffen und Munition in den modern ausgestatteten,

geräumigen Kellern der Obstgenossenschaft unterbringen. Kaum verladen, zeigen sich auch hier schon Jabos auf der Jagd an Transportwegen.
Wieder komfortabel untergebracht, in der Villa einer bekannten Seilbahnfirma, entwickelt sich der Betrieb ziemlich friedensmäßig. Unsere Südtiroler sind in ihrer Heimat, und ich werde rundum zum Törggelen – einem Verkosten des herrlichen Weines mit Selchspeck und Fladenbrot – eingeladen. In Lana esse ich täglich im Gasthof eines erst kürzlich verstorbenen Kameraden. In Meran lebt die Familie eines mir zugeteilten Unterführers. Dessen bildhübsche Tochter ist auf der Wehrmachtskommandantur als Telefonistin dienstverpflichtet und stellt mir unerlaubt oftmals über -zig Querverbindungen eine Gesprächsmöglichkeit zu Elisabeth her; für Nori, wie das Mädchen heißt, ein ungemein schwieriges und langwieriges Unterfangen. – So ein „Etappen-Laden“ ist etwas Wundervolles. Ganz klar, daß sich die Hinterlandskämpfer so schwer davon trennen.

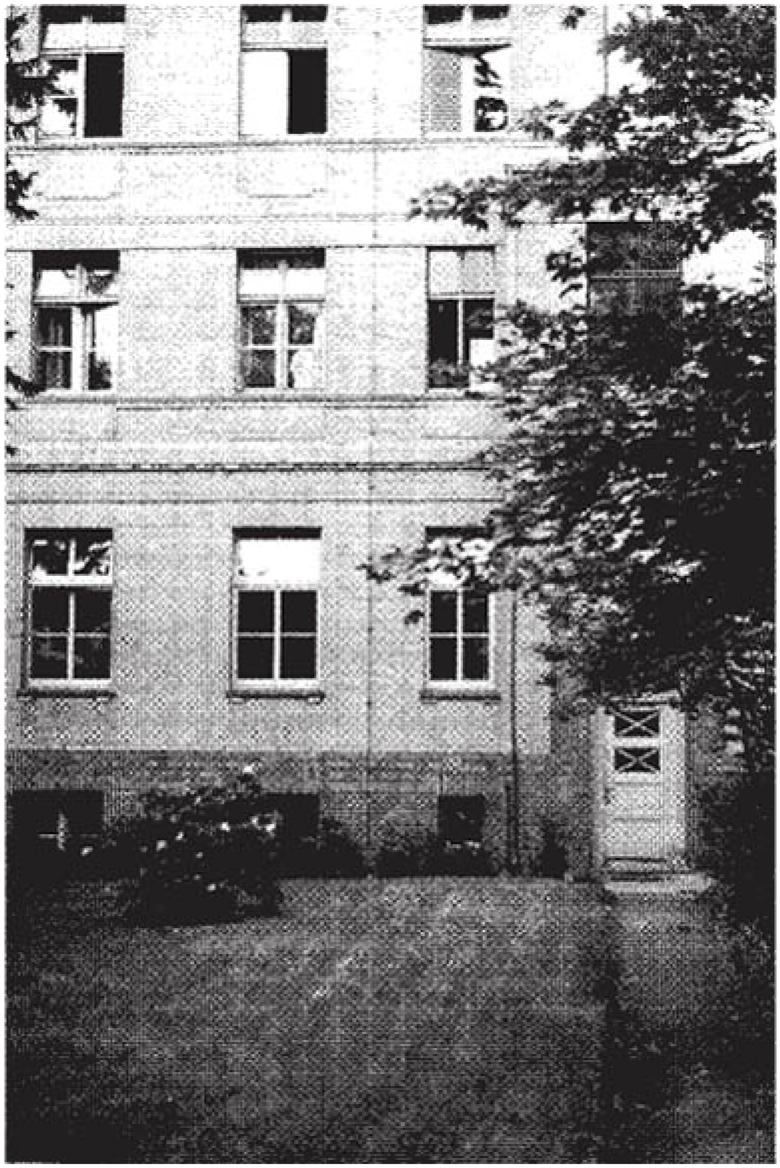
Der September zeigt sich auch im sonst so freundlichen Südtirol unwirtlich und regenschwer. Von Elisabeth erhalte ich einen Brief, daß sie ihre landwirtschaftliche Ausbildung auf der Landfrauenschule Kärntens fortsetzt. Neben meinen waffentechnischen Fachbüchern habe ich mir schon in Caldiero landwirtschaftliche Fachbücher angeschafft, mit denen ich mir laufend ein gewisses Grundverständnis aneigne – allerdings ohne auch nur jemals einem Pferd auf das Hinterteil geklopft oder einer Kuh beim Abkalben zugesehen zu haben. Aber theoretisch kenne ich bereits die einzelnen Vorgänge bei der Geburt eines Kalbes und weiß, was dabei zu tun ist.
In meiner Vorstellung füttere ich bereits Schweine mit gutausgewogenem Futter, hatte mich aber während eines Urlaubes zum Ärgernis Elisabeths beharrlich geweigert, ihr im Ortsgebiet, in welchem es von Vorgesetzten nur so wimmelte, einen Eimer „Saufuatta“ zu tragen, weil ich mich schon im Geist militärisch grüßen sah: den rechten Arm zackig zum „deutschen Gruß“ erhoben und in der Linken den „Sautrankkübel“ mit dem

überschwappenden Flüssigfutter im Stiefel – und das alles „mit kurzen, schnellen Schritten und Blickwendung zum Vorgesetzten“, bei beengter Bewegungsfreiheit vielleicht noch verbunden mit einem: „Ich bitte, vorbeigehen zu dürfen!“
Bisher bin ich in all den sechs Jahren kein einziges Mal auf den Gedanken gekommen, während des Urlaubes Zivilbekleidung anzuziehen. Ich bin ihrer schon vollkommen entwöhnt.

Anfang Dezember erhalte ich den Auftrag, in München einen größeren Transport Waffen und Munition zu übernehmen und auf dem Schienenweg nach Italien zu führen. Als Begleitkommando bestimme ich lauter Südtiroler.
Nachdem die über Tirol führende Bahnlinie durch laufende Bombardierungen auf längere Zeit unterbrochen ist, nehme ich den Anfahrtsweg über Kärnten. Dies kommt mir umso gelegener, als ich – wie schon einmal im vergangenen Sommer – einen Abstecher zur Landfrauenschule Kärntens zu einem Besuch Elisabeths machen kann. Mitsamt meinem „Troß“ finde ich dort freundliche Aufnahme und Entgegenkommen von Schulleitung und den künftigen Landwirtinnen.



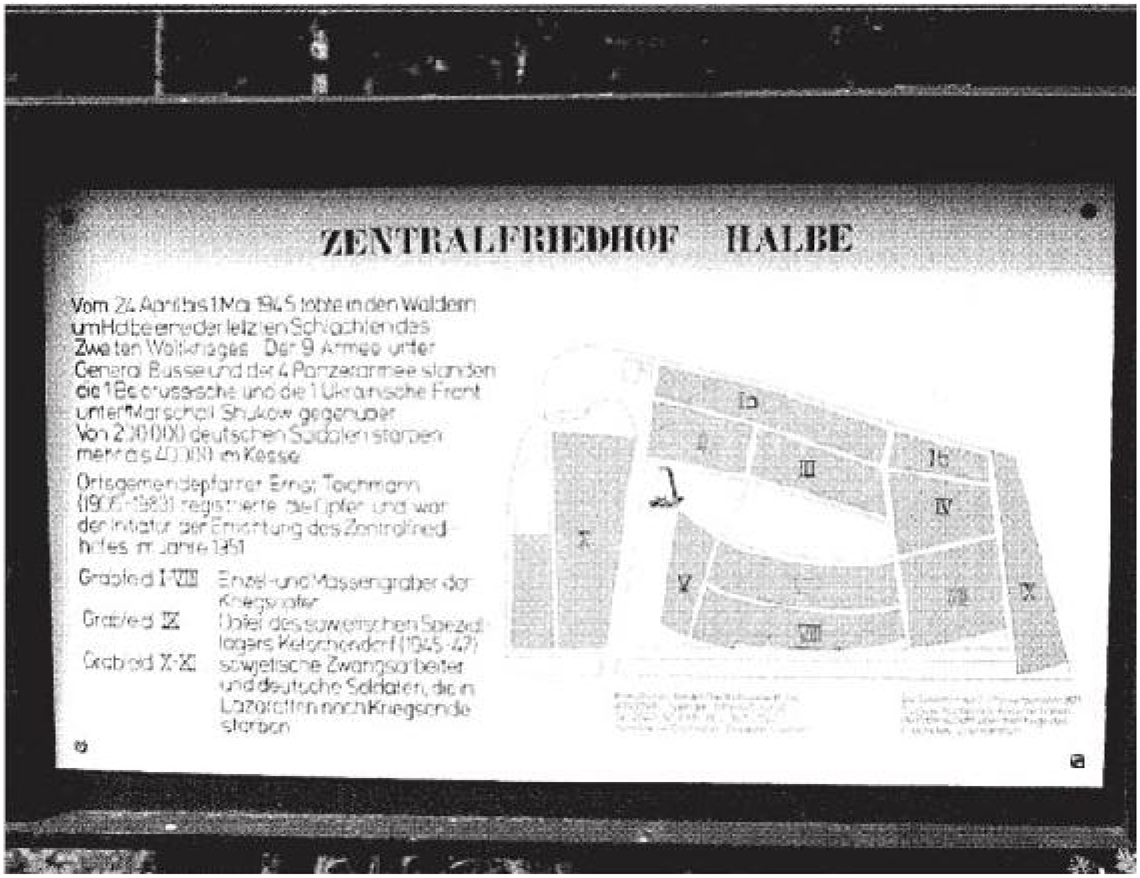
Der Rand des Sumpfkessels vor Beelitz, in dem – in einer mörderischen Viertelstunde – Tausende deutsche Soldaten, Volkssturmmänner und Hitlerjungen den Tod fanden.



Das ehemalige Kriegsgefangenenlazarett von Senftenberg in Brandenburg, 1993: Hier warf ich vor genau 48 Jahren meine Schuhe auf die Grünfläche hinunter und seilte mich vom zweiten Stock in die Freiheit ab.



Die Lazarettmauer, die ich auf meiner Flucht übersprang, von außen.



Am Friedhof von Halbe, einer der am heißesten umkämpften Stätten während des Durchbruchs zur Elbe, Armee Wenck.



Der Soldatenfriedhof in Freistadt (Oberösterreich). Hier liegen die letzten gefallenen Soldaten der 3. SS-Panzerdivision. Der Rest ging bis auf wenige auf dem Transport nach Osten und in Sibirien zugrunde.

Elisabeth führt mich durch die ganze Schule und schließlich auch durch die musterhaften Stallungen. Uns gegenüber stehen in langer Front gelb gefleckte Rinder mit mächtigen Köpfen. Beeindruckt von den massigen Häuptern mit den wiederkauenden Mäulern, stelle ich mit einigen Zweifeln an meinem theoretischen Wissen fest: „Lauter Stier?!“ – „A geh’, lauter Küah!“

Nach den Schilderungen Elisabeths wird die Alm der Schule von Partisanen kontrolliert, die von einem ehemaligen Obergefreiten der Deutschen Wehrmacht straff und diszipliniert geführt werden. Sie haben sich den Mädchen gegenüber bisher vollkommen korrekt verhalten. Wahrlich ein besonders seltener Fall.

Wir brauchen einander im Gespräch nichts vorzumachen. Im Hinblick auf den bevorstehenden Geheimwaffen-Einsatz habe ich zwar noch einen

Funken Hoffnung auf eine Wende der Kriegslage. Sollte es aber nicht gelingen, die Bomberverbände auszuschalten, muß man den Krieg als verloren ansehen.
„Und was, wenn der Krieg trotz all der gebrachten Opfer so endet, wie ich es mir nicht vorstellen kann?“
„Dann schlägst du dich durch zu mir nach Haus’, und ich versteck’ dich auf einer einsamen Almhütte!“

Zu meiner größten Überraschung verzögert sich die Fertigstellung des Transportes in Hinblick auf die kommenden Feiertage erheblich. Auch hier schon merklich Sand im Getriebe!
Über die Standortkommandantur erwirke ich eine Beurlaubung meiner Südtiroler in ihre Heimat, auf Abruf durch mich. Sie versprechen mit Handschlag, meiner telegraphischen Verständigung sofort Folge zu leisten.
Elisabeth wurde auf Feiertagsurlaub nach Hause entlassen, und so ergibt sich für mich die einmalige Möglichkeit, Weihnachten im Kreis ihrer Familie zu feiern.
Den unerwarteten Urlaub genieße ich nicht unbeschwert. Ich komme mit mir selbst nicht ins reine. Ich bekleide eine Funktion, die ein Versehrter übernehmen könnte. In unserer Truppe kommandieren Beinamputierte ihre Soldaten, und es gibt einarmige Panzerkommandanten. In Budapest bestehen ausgeblutete Divisionen der Waffen-SS ein Ringen gegen die Einkesselung durch die Rote Armee. Es ist kein unbeschwerter Urlaub wie im Oktober 1942, als alle Überlebenden aus dem Demjansker Kessel auf den verdienten Heimaturlaub fuhren, oder im August des Vorjahres, als ich auf Genesungsurlaub entlassen wurde. Jetzt bleibt das bedrückende Gefühl, etwas zu genießen, was mir nicht zukommt.
Von der Münchner Dienststelle kommt täglich die Antwort auf meine telefonische Anfrage: Transport noch unvollständig. Fertig erst nach den Weihnachtsfeiertagen. Und später: nach Neujahr!
Überraschend wird der Transport doch zwischen den Feiertagen abgefertigt. Während ich gemäß Ladeliste übernehme, kehren meine Südtiroler zurück.

Stunden später wird rangiert. Mit beginnender Nacht rollt der Transport über verwüstete Bahnhöfe Richtung Kufstein und danach über den Brenner und Bozen nach Lana bei Meran. Noch vor dem Jahreswechsel kann die Munition von den Waggons entladen und in den tiefen Obstkellern geborgen werden. Kurz darauf kann ich mir durch das Klosettfenster unserer Villa ansehen, wie amerikanische Jabos die auf der Strecke abgestellten Waggons mit Ausrüstung angreifen und in Brand schießen.

Jänner 1945: Eine einstmals vernommene Ansprache an das deutsche Volk wirkt noch in mir nach – und das, was für immer ins Gedächtnis gebrannt bleiben wird: „… wenn das deutsche Volk diesen Krieg verliert, dann war es nicht wert, ihn zu gewinnen!“ – oder so ähnlich. Wie muß das auf jene wirken, die auf immer zum Krüppel geschossen aus diesem Kampf hervorgehen; auf jene, die ihre Männer, Söhne und Kinder verloren haben; auf jene, die vor den Trümmern ihres Hauses, Heimes und ihrer verlorenen Lebensgrundlage stehen; auf jene, die einmal – wenn überhaupt – aus der Gefangenschaft zurückkommen, und schließlich auf jene, die im tiefsten Glauben an die Gerechtigkeit in diesen Kampf gegangen sind?
Die Lage wird an allen Fronten immer ernster. Der „Soldatenklau“ erscheint – jene Kommission, die alles entbehrlich scheinende „kriegsdienstverwendungsfähige Menschenmaterial“ auskämmt, um die ständig um „Frontbegradigungen“ ringende Truppe zu verstärken.
Noch bevor ich „ausgekämmt“ werde, melde ich mich in Caldiero freiwillig zurück an die Front. Keine große Tat – es hätte keinen Grund gegeben, mich zu übersehen. Oder vielleicht doch? Dann war es heller Wahnsinn! Mein geringer Einsatz wird Deutschland nicht vor dem Untergang retten, und wahrscheinlich habe ich bereits „kriegsmutwillig“ Selbstmord begangen. „Melde dich nie zu etwas freiwillig!“ Wie konnte ich die alte Soldatenregel vernachlässigen?
Es geht alles sehr schnell: Bestandsübergabe und ein Abschiedsabend in Meran unter Kameraden und deren Angehörigen. Den Fahrtausweis nach Hamburg-Langenhorn zum SS-Panzergrenadier-Ersatzbataillon 18 in der

Tasche, gehe ich direkt nach durchfeierter Nacht in Nebel und Nieselregen zum Bahnhof. Mein Marschbefehl sieht ein Eintreffen in Hamburg am 6. Februar 1945 vor. Kurz zuvor hat Elisabeth Geburtstag, und ich habe auf der Streckenvorgabe Lana–Hamburg eine Fahrt über den Heimatort Elisabeths dazugemogelt, um Geburtstag und Abschied in einem feiern zu können. Ich selbst bin erst vor wenigen Tagen 22 Jahre alt geworden.
Am Salzburger Hauptbahnhof holt mich die kontrollierende Feldgendarmerie nach Prüfung meines Marschbefehls aus dem Waggon. Auf dem Weg zur Wache, die neben dem Bahnhofsrestaurant untergebracht ist, gelingt es mir, im Gedränge der Soldaten zu entkommen und unbemerkt wieder in den eben anfahrenden Zug zu springen. Erst jetzt wird mir bewußt, wie leichtsinnig ich mit der Mogelei auf dem Marschbefehl gehandelt hatte. Ein Wort hätte genügt, und Obersturmführer Thiemann hätte ganz offiziell die von mir gewollte Marschroute eingesetzt. Hätte ich nicht das Glück gehabt zu entkommen, wäre ich wahrscheinlich als mutmaßlicher Fahnenflüchtiger sofort gehängt worden, wie es die Bestimmungen derzeit vorsehen. Abends erreiche ich den Heimatort Elisabeths in den bayrischen Bergen und komme überraschenderweise rechtzeitig, um an der Geburtstagsfeier teilnehmen zu können. Fast wäre es besser gewesen, ich hätte nie den Entschluß gefaßt, Elisabeth auf solche Art zu überraschen. Der Abend ist voll gedämpfter Stimmung. Selbst die Kinder mit ihrem unbeschwerten Lachen schaffen statt Heiterkeit nur Kontraste. So muß einem Verurteilten, dem man einen letzten Wunsch erfüllt, zumute sein, ehe er seinen Gang ins Nichts anzutreten hat.

Es waren nur Stunden, nicht einmal ein ganzer Tag, die ich mir von meiner Pflicht weggestohlen habe.
Noch ist es finstere Nacht, als wir gemeinsam das Haus verlassen. Elisabeth begleitet mich bis München. Im langsam dahinrumpelnden Waggon sehen wir schweigend einen kalten, nebeligen Wintermorgen vor unserem Abteilfenster heraufziehen. Verdrossen hocken dick aufgeplusterte Krähen auf kahlen Bäumen. Stinkender Kohlenrauch zieht durch kaputte Fenster in

die ungeheizten Abteile. Die Hand Elisabeths in meiner Manteltasche – die letzte Verbindung zu jenem Menschen, der mir alles bedeutet – fühlt sich kalt an.
Das München des siebenten Kriegsjahres, eine einzige riesige Ruine, in der man mit dem Gefühl, eine Intimsphäre zu verletzen, die Wandfarbe der freiliegenden, zerstörten Wohnungen feststellt, kommt unter widerlichem Kreischen und Bremsen unerbittlich näher.
Das kurze Stück zum Münchner Hauptbahnhof muß zu Fuß zurückgelegt werden. Zerstörung rundum. Mein Zug – nur für den Truppentransport bestimmt – steht schon zur Abfahrt bereit. Auch auf den anderen Bahnsteigen Züge für die Feldgrauen; viele Soldaten, Frauen, Mädchen, Mütter und Kinder. Inmitten der Abschiednehmenden verlieren sich unter Gezische und Gedröhne der Lokomotiven hilfloses Weinen und tapferes Lächeln der Frauen.

Noch bevor ich Hamburg erreiche, erfahre ich von einem Kameraden, daß Sturmbannführer Knöchlein befördert und als Regimentskommandeur mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden sei. „Mein Botanik-Professor“, Obersturmführer Dr. Grütte, sei im Kampfraum Charkow gefallen.

Zum letzten Akt

Genau acht Wochen sind mir zugestanden, um in Hamburg-Langenhorn den mir übergebenen Zug auszubilden. Große Erwartungen durfte man im Einsatz an ihn nicht stellen, aufgrund der zu geringen Ausbildungsdauer und wegen des „Menschenmaterials“: Knaben in Uniform und „Ausgekämmte“ aus den Kohlengruben des Ruhrgebietes, bisher dringendst benötigt und aus Altersgründen vom Kriegsdienst zurückgestellt. Keine Elite: mit sechs Gruppen, bestehend aus 62 Unterführern und Männern, theoretisch Teil einer neuartig gegliederten Panzer-Begleitkompanie, in seiner Soll-Ausrüstung auf Halbketten-Schützenpanzern ein kleiner, unabhängiger Kampfverband.
Während der Ausbildungszeit bemühe ich mich, der Mannschaft wirklichkeitsnahe Gefechtsübungen zu stellen, weit entfernt von allem kasernenhofartigen Klischee. Und doch – es wäre noch so viel zu erklären, was für einen bevorstehenden Einsatz überlebensnotwendig wäre!
Zwar habe ich ihnen eindringlich nachgewiesen, daß Tarnen und Schanzen die zusätzlichen Waffen des materialmäßig Schwächeren sein müssen, aber wir haben Schützenpanzer bisher noch nicht einmal gesehen, geschweige denn auf ihnen üben können.
Ich habe wieder einmal gegen eine Anordnung gehandelt. Als verantwortlicher „Führer vom Dienst“ habe ich nach einem der häufigen Fliegeralarme die Kompanie nicht, wie vorgeschrieben, in den Keller der Kompanieunterkunft, sondern im Laufschritt aus dem riesigen Kasernenhof-Komplex hinaus auf die Heide in die bestehenden Schutzgräben geführt. Mir waren die nicht als Luftschutzräume gebauten Keller zu unsicher, war ich doch einmal in München Zeuge geworden, wie

man eine ganze Hochzeitsgesellschaft aus einem Keller ertrunken bergen mußte.
Kommandeur des Ersatzbataillons ist ein Standartenführer, den wir nie zu Gesicht bekommen haben. Bei ihm habe ich mich wegen meines Vergehens zum Rapport zu melden.
„Oberscharführer Brunnegger meldet sich wie befohlen zum Rapport!“ Der Kommandeur sitzt im Bademantel (!) hinter seinem Schreibtisch und mustert mich lange: „Sie machen einen durchfrorenen Eindruck. Frieren Sie etwa?“
„Jawohl, Standartenführer! Wir dürfen nicht heizen.“
„Na, dann sehen Sie doch mich an! Ich friere nicht! – Sie haben meine Anordnung nicht befolgt und gehen mit dem nächsten Transport an die Front! Wegtreten!“ Bei meiner Ehrenbezeugung an der Tür fällt mein Blick auf den Elektro-Heizer unter dem Schreibtisch.
Damit ändert sich nichts. Ich war ohnedies dazu eingeteilt, Anfang April als Zugführer mit meinem Zug an die Ostfront abzugehen. Das Stammpersonal des Ersatzbataillons von den „Spießen“ bis hinauf zum Kommandeur riecht förmlich nach Sesselkleberei – um einen milden Ausdruck zu gebrauchen. Sie werden auch jetzt in letzter Stunde die Stellung halten.
In Langenhorn geht der Hunger um. Heizmaterial wird nicht mehr ausgegeben, und von See her pfeift den ganzen Tag ein kalter, oft mit Sprühregen durchmischter Wind. Die Klamotten werden nach dem Geländedienst über Nacht nicht mehr trocken. Folge: Erkrankungen, vorwiegend unter den älteren, abgerackerten ehemaligen Bergleuten. Wer abends noch frisch genug ist, um auszugehen, besucht in der Innenstadt ein Restaurant, in dem es ein markenfreies „Stammgericht“ pro Person und Besuch gibt. Wir besuchen es mehrmals an einem Abend, um von dem wäßrigen Rübengericht annähernd satt zu werden. Während einer Nachtübung suche ich mit meinem Zug auf einem landwirtschaftlichen Gut Schutz vor dem eiskalten strömenden Regen. Im Rinderstall werde ich Zeuge der Geburt eines Kalbes. Alles deckt sich mit dem theoretisch Angelernten. An die Frau des an der Front befindlichen Verwalters richte ich die Frage, ob man etwas von den erzeugten Produkten kaufen könne, was sie verneint. Das sei verboten und daher zu gefährlich. Aber jeder

meines Zuges bekommt eine Schale kuhwarmer Milch und genügend Kartoffeln, um einmal satt zu werden. Welch ein Fest!

Anfang April 1945: Als wir – immer wieder von Tieffliegern angegriffen – nach fünf Tagen Bahnfahrt in Müncheberg, etwa 30 km ostwärts von Berlin, den Transportzug verlassen haben, beerdigen wir nahe dem Güterbahnhof zunächst einmal die durch den Jabo-Beschuß Gefallenen. Das Straßenbild zeigt die typische Unruhe einer Stadt im Frontbereich. Eilig nach vorne hastende Marschkolonnen aus Hitlerjungen mit Panzerfäusten und Volkssturmmännern mit langen Weltkriegsgewehren. Dazwischen Flüchtlingstrecks mit alten Männern und Frauen und Kindern. Auf dem Bahnhofschuppen steht geschrieben: „Räder müssen rollen für den Sieg“, auf Bretterzäunen und Mauern „Führer befiehl, wir folgen!“ und „Sieg oder Chaos“.
Der Himmel ist verhangen und behält sich unter tiefliegenden Wolken alles vor, Sieg oder Untergang des Reiches, das aus dem Elend der Nachkriegszeit durch den Idealismus seiner Menschen kometenhaft zu einer noch nie erreichten Entfaltung emporgestiegen war.
Die Gesichter der vielen 17jährigen hinter mir und der Kumpels aus dem Kohlenpott sind gespannt und ernst. Viel gelöster sind jene, die schon schwere und schwerste Stunden des Fronteinsatzes kennengelernt haben. Sie strahlen förmlich Ruhe und Lässigkeit aus. Auf sie werde ich mich künftig stützen können. Das Schleppen des schweren Gerätes, der Waffen und des Gepäcks kostet Kraft und Atem. Nach sieben Kilometern erreichen wir Heinersdorf, ein winziges, unscheinbares Nest, in dem die zwei noch fehlenden Züge seit Tagen auf unser Erscheinen warten. Nun wäre die Panzer-Begleitkompanie mannschaftsmäßig komplett, jedoch der hierher dirigierte Fahrzeugpark ist in dem Trubel des chaotischen Nachschubs und der Neuaufstellungen irgendwo hängengeblieben oder umgeleitet worden.
Kompanieführer wird ein junger, aus Preßburg stammender Untersturmführer. Das ist die zweite Enttäuschung für mich. Zur Führung dieser überstarken Kompanie habe ich einen fronterfahrenen

Hauptsturmführer erwartet. Das Dilemma ist vollkommen, als Untersturmführer Weiss – seine Ahnungslosigkeit im Frontleben einbekennend – mich bittet, ihm als sein Kompanietruppführer zur Seite zu stehen. Eine nicht vollkommen ausgebildete, nicht zusammengespielte Kompanie mit einem eben erst aus der Junkerschule kommenden Offizier ohne jegliche Fronterfahrung einzusetzen, kommt schon einem Verbrechen nahe. Nur ungern gebe ich meinen Zug ab und werde neben Untersturmführer Weiss praktisch Führer der Panzer-Begleitkompanie.
Ich dränge darauf, daß sich möglichst schnell die Zug- und Gruppenführer miteinander bekannt machen können und so in der Lage sind, Erfahrung und Leistungsvermögen der einzelnen abzuschätzen und sich untereinander anzufreunden. Noch sind wir außer Reichweite der feindlichen Artillerie, und so können wir uns abends, wenn der tägliche „Schlachter"- und Bomberrabatz vorbei ist, zusammenhocken und aus nichtgehabten oder erlebten Einsatztagen berichten. Dabei ergibt sich sofort Kontakt. Es finden sich ehemalige Angehörige dieser oder jener Division zusammen, die gemeinsam in der „gleichen Scheiße" gelegen haben. Da sind welche von der „LAH", von „Wiking", „Reich", „Totenkopf", „Nord" und noch anderen Divisionen. Jetzt sollen wir der Division „30. Januar" zugehörig werden, die hier im Frontgebiet aufgestellt wird. Bei der Namensgebung muß Himmler – unser ganz besonderer „Freund" – die Hand im (politischen) Spiel gehabt haben.
Noch immer werden der Kompanie Kräfte zugeführt, die von umliegenden Standarten der Waffen-SS stammen, und die „Geschenke des Reichsjugendführers", 14- und 15jährige Hitlerjungen. Diese hole ich als Melder zum Kompanietrupp, die Flinkheit ihrer Jugend nutzend – eine Fehlentscheidung, wie sich später herausstellen sollte.
Ein seit langem sehr schmerzender Mandel-Abszeß muß mir auf dem Hauptverbandsplatz geöffnet werden. Dies geschieht, während ich, zwischen den Armen von Arzt und Sanitätern hindurch aus dem Fenster blickend, die russischen Kampfflugzeuge mit offenen Bombenschächten Heinersdorf anfliegen sehe. Vollkommen ungerührt von dem Getöse der ringsum einschlagenden Betonbomben, die teilweise den Verputz von der Decke prasseln lassen, arbeitet das Operationsteam weiter. Vom quälenden

Eiter befreit, Bomben und Arzt entkommen, nehme ich wieder meinen Platz in der Kompanie ein.
Die Verteidigung von Heinersdorf wird vorbereitet. Schanzarbeit. Keine Anlagen für uns, denn wir sollen andernorts eingesetzt werden. Dem Dorf weit vorgeschoben, grabe ich mich mit zwei Zügen in gedecktem Gelände ein, darauf bedacht, daß die künftige Besatzung notfalls eine Möglichkeit hat, sich unbeobachtet zum Ortsrand zurückziehen zu können. Der Rest der Kompanie zieht im Stauden- und Jungwald der Heinersdorfer Mühlen mit Untersturmführer Weiss unter.
Nun ist es sicher: wir werden in drei Tagen abgelöst und sollen angreifen. Auch die fehlenden Fahrzeuge und Schützenpanzer sind im Anrollen.
Die Nacht zum 16. April ist naß und kalt. Ich habe hohes Fieber. Die nach der Mandeloperation erhaltene Injektion hat ihre Wirkung verfehlt, ebenso die Tabletten. Ich bin in der Obhut eines Sanitäters, der mir aus seiner Feldflasche ein Gebräu von angeblich 92%igem Alkohol aus einer nahen Spiritusfabrik, versetzt mit Rübensirup, verabreicht. Mit dem Bewußtsein, mit Sicherheit noch mindestens zwei Tage zum Auskurieren Zeit zu haben und daß der Kompanieführer jetzt meinen Beistand nicht braucht, haue ich mich beruhigt auf mein Lager aus gepreßtem Stroh. Von Westen nehme ich noch das Gedröhne der Bombenteppiche und den Donner der Flakbatterien wahr, und dann bin ich hinüber.
Hinüber in einen furchtbaren Traum: Der Boden bebt unter den schweren Sowjetpanzern, die an meinem Zelt vorbeirollen und mich gleich überrollen werden. Mit einem Schrei fahre ich hoch – hinein in die Wirklichkeit: Der Boden bebt und zittert wirklich. Ich reiße den Zeltvorhang auf und sehe die Mannschaft, aufgeweckt von dem furchtbaren Donnergrollen aus dem vor uns liegenden Oder-Raum um Küstrin, nach Osten starrend. Der Nachthimmel leuchtet auf wie unter einem unruhigen Nordlicht. Tausende Geschütze müssen da auf engem Raum am Wirken sein. Kein Einzeleinschlag ist zu vernehmen in diesem brausenden Gedonner.
Ich will hinaus und plumpse wieder zurück ins Zelt, in einen neuen Schlaf sinkend.
Mit dem Weichen der Nacht beginnen die Ansiedlungen an der Oder-Front in Schutt und Asche unterzugehen. Auch Heinersdorf kriegt wieder einen

„Segen“ ab. Mehrmals reißen mich Einschläge aus einem schweren Schlaf, in den ich gleich wieder versinke.
Endlich ansprechbar, ist es Mittag. Bisher haben wir durch die Bomber keine Ausfälle. Das Einbringen des Zeltlagers in das Staudengelände hat sich bewährt. An der Straße kommen Verwundetentransporte vorbei, und wir haben Gelegenheit, uns nach dem „Vorne“ zu informieren. Der Russe ist nicht wesentlich vorangekommen. Die Masse seiner Granaten und Raketen ging in verlassene Stellungen. So hatte auch die Front der Flak-Scheinwerfer, die das Gefechtsfeld anstrahlen und die deutschen Verteidiger blenden sollte, gegenteilige Wirkung. Während die Sowjetpanzer ständig in ihrem eigenen Schatten rollten und sich im sumpfigen Oderbruch festfraßen, hatten die deutschen Batterien aus den neu bezogenen Stellungen auf den beherrschenden Seelower Höhen bestbeleuchtetes Ziel vor ihren Rohren und verursachten dem Feind schwere Verluste.
Ein kleiner Trupp Gefangener wird zurückgebracht, um bei einem hohen Stab verhört zu werden. Einer der Begleitposten hat einen bereits übersetzten Aufruf ihres kommandierenden Marschalls, den man bei einem der Gefangenen gefunden hatte, zur Übergabe mit. In ihm werden die Rotarmisten aufgefordert, sich an den Deutschen zu rächen und kein Mitleid mit ihnen zu haben. Alles, was den Deutschen gehört, gehöre jetzt ihnen. Damit ist für Raub und Schändung freie Bahn gegeben. Noch den Enkeln der deutschen Untermenschen soll zur Erinnerung werden, wie sich die tapferen Sowjetsoldaten gerächt haben.
Dieser verbrecherische Aufruf Schukows deckt sich voll mit jenem eines russischen Schriftstellers, welcher in Flugblättern beim Überschreiten der Reichsgrenze über den Rotarmisten abgeworfen worden war und eine furchtbare Auswirkung hatte. Der Anfang war Gumbinnen. Vom 8jährigen Mädchen bis hin zur 80jährigen Greisin wurde alles vergewaltigt und meist umgebracht – „als Rache für die Vergewaltigungen russischer Frauen und Mädchen durch deutsche Soldaten“.
Der Aufruf des Schriftstellers Ehrenburg an die Rote Armee:

„Tötet! Tötet! Tötet!

Tapfere Rotarmisten, tötet!
Schont nicht das Kind im Mutterleib
und nicht die Alten!
Schuldig sind sie alle!
Brecht mit Gewalt den Rassestolz der deutschen Frauen!
Nehmt sie als eure rechtmäßige Beute!
Tötet! Tötet! Tötet!
Tapfere Rotarmisten, tötet!“

Nie war ein deutscher Soldat aufgefordert worden, zu rauben und zu vergewaltigen. Einer Vergewaltigung überführt, hatte er mit schwerster Bestrafung zu rechnen: Todesstrafe oder Strafbataillon, was dem Tod auf Umwegen gleichkam.

Wie konnte es auf der Gegenseite zu derart haßerfüllten Aufrufen kommen?

Die Lösung ist einfach und verständlich: Diejenigen Russinnen, die sich mit den Deutschen abgegeben hatten und vielleicht auch die Folgen daraus zu tragen hatten, *mußten* Vergewaltigung als Grund dafür angeben – womöglich eine bestialische, von vielen dieser verfluchten Deutschen begangen –, wenn sie von den wieder einrückenden Sowjetkommissaren nicht umgebracht werden wollten. Das gleiche galt für die hilfswilligen Frauen und Männer, die sich erlaubt hatten, unsere Wäsche zu waschen und die Straßen von Schnee freizuschaufeln. Sie *mußten* angeben, erst nach schwerster Folter und Geiselnahme ihrer Kinder zu dieser Fronarbeit gezwungen worden zu sein. Ob man ihnen nun glaubte oder nicht – die Lüge war geboren und ging hinaus in die Welt.

---

17. April: Jagdbomber und „Schlachter“ überall! Sie greifen unsere Artilleriestellungen und alles, was sich zeigt, an. Unter ihrer Wirkung

kommen die Russen weiter.
Neueste „Parole“: „Feldmarschall“ Himmler, der sich den Oder-Brückenkopf entreißen hatte lassen, wurde abberufen und durch einen fähigen Wehrmachtsgeneral ersetzt. Himmler als Feldherr!
Uns war er als „Reichsführer SS“ schon unsympathisch.
Das Fieber läßt mich nicht los. Ich kümmere mich um meine Aufgaben und bin Tag und Nacht in den nassen Klamotten.

---

18. April: Der Sani hat mir eine flache Schnapsflasche mit seinem „Medizinal-Fusel“ übergeben. Der Doktor wüßte auch kein anderes Mittel, nachdem die Tabletten und die Spritze versagt hatten.
Mit einem Schlag liegen wir unter starkem Artilleriebeschuß. Es ist also soweit! Ganz schön beduselt und allerbester Stimmung ziehe ich nach vorne zu den zwei eingegrabenen Zügen, sobald der Feuerzauber vorbei ist. Noch werde ich keines Feindes ansichtig und gehe weit über die Stellungen hinaus, um einen Blick in das leicht abfallende Gelände zu gewinnen. Dort finde ich eine verlassene alte Stellung und hocke mich auf einen Erdaufwurf. In der Ferne erkenne ich sich zurückziehende deutsche Verbände; keine Flucht oder Panik erkennbar. Vermutlich werden sie neue Stellungen beziehen. Die Sonne kommt hinter den Wolken hervor und wärmt angenehm – so angenehm, daß ich kurz einnicke und erst durch Panzergerassel wach werde. Drei T 34 ohne Infanteriebegleitung ziehen an mir vorüber, ohne mich armes Würstchen zu beachten, obwohl ich ihnen, bestens gestimmt, fröhlich zuwinke. Sie halten kurz auf meiner Höhe, drehen etwas rechts ab und verschwinden Richtung Müncheberg. Die fahren Aufklärung, bin ich mir sicher. T 34 sind wegen des Fehlens des Panzerkommandanten ziemlich blind, weiß ich. Der Richtschütze und Vertreter eines Kommandanten kann sich zuwenig um die Seitenbeobachtung kümmern.
Die Iwans werden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ich gehe, doch durch das Erlebnis wieder einigermaßen ins Lot gebracht, zur Kompanie zurück und treffe die notwendigen Maßnahmen.

Als die Iwans am Nachmittag ziemlich ahnungslos in Massen über die freie Fläche angetrabt kommen, speien ihnen schlagartig auf mittlere Entfernung zwanzig MG 42 ein vernichtendes Abwehrfeuer entgegen und lassen die nicht Getroffenen am Boden verharren. Ich weiß aber auch, was jetzt kommen wird, und lasse die Verteidigung, vom Feind unbemerkt, an den unmittelbaren Ortsrand von Heinersdorf zurückverlegen. Zwischen den Häusern können wir uns mit Panzerfäusten der angreifenden Panzer besser erwehren und sind sichtgedeckt, während wir im Freien aus den Löchern geschossen würden, ehe wir die Nahbekämpfungsmittel einsetzen könnten.
Als äußerst unangenehm empfinde ich das völlige Fehlen von Nachrichtenmitteln – weder Funk noch Telefon irgendwohin. Weder Pak noch Panzer oder Artillerieunterstützung sind vorgesehen. Ich habe noch nie etwas davon vernommen, einem Bataillon anzugehören. Angeblich sind wir zum Schutz eines hohen Stabes und als dessen Reserve für einen Gegenstoß bestimmt. Aber alles ist unklar wie die sich jetzt entwickelnde Lage. Wo ist welcher Stab?
Kaum haben wir die neuen, schon vorbereiteten Stellungen bezogen, als über die verlassenen ein Feuerzauber niedergeht, der uns mit Sicherheit hohe Verluste gekostet hätte. Aber kein weiterer Angriff folgt.
Am späten Abend drückt der Feind wieder mit starkem Granatwerfer-Einsatz auf unsere verlassene Stellung. Er hat die Linie seiner liegengebliebenen Infanterie noch nicht überschritten. Hätten wir die gleichen Mittel, könnten wir ihn uns weit vom Hals halten. Vom Kompanieführer erwarte ich Munitionsnachschub, wie ich es mit ihm für diesen Fall abgesprochen habe. Als weder Muni noch Verpflegung eintrifft, schicke ich in der ersten Dunkelheit zwei der jungen Melder zum Kompaniegefechtsstand, um mit einem Fahrzeug Munition, Verpflegung und vorsorglich den Sanitäter heranzuholen. Sie kommen mit leeren Händen zurück und melden, daß weder vom Gefechtsstand noch von irgendeiner eigenen Truppe etwas wahrzunehmen, aber auf der anderen Seite des Dorfes aus Müncheberg starker Gefechtslärm zu vernehmen sei.
Verdammter Mist! Der Rest der Kompanie mit dem Untersturmführer ist abgezogen, ohne mich zu benachrichtigen; sicher keine Flucht, sondern ein

geordneter befohlener Rückzug. Das beweist schon das vollkommen abgebrochene Zeltlager. Hat mich ein Melder nicht erreicht?

Es wäre völlig sinnlos, ohne jede Unterstützung und Anschluß sowie ohne Verbindung zum Gros weiter hier zu verharren.

In der vollkommenen Finsternis dieser Nacht lösen wir uns vom Feind. Ortsbewohner berichten, daß sie unsere Truppe auf der Straße nach Arensdorf abziehen sahen. In Müncheberg ist ohnedies schon der Russe – also ab in Richtung Süd. Wir durchqueren das unbekannte Gelände unter vielen Schwierigkeiten. Von allen Seiten loht es glutrot in den Himmel. Weite Waldgebiete und Ansiedlungen brennen. Das Rumoren der Artillerie und das Rauschen des heftig einsetzenden Regens sind die Begleitmusik unseres Marsches in das Ungewisse. Auf wen werden wir treffen? Feind oder Freund? Der Iwan scheint stellenweise tief durchgebrochen zu sein. Zu unserer Linken jagen mit feurigen Schweifen die Raketen der Stalinorgeln in den tief mit Wolken verhangenen Nachthimmel. Im Westen scheint eine riesige Waldfläche zu brennen und läßt die rot gefärbten Regenwolken ein Bild des Unterganges über diesen Teil des Landes zurückstrahlen. Bisher haben wir trotz des hohen Abwehrerfolges keine Ausfälle und brauchen daher keine Verwundeten mitzutragen. Wenigstens das bleibt uns erspart.

19. April: Im Morgengrauen nähern wir uns vorsichtig Arensdorf. Zwei „Tiger“ einer schweren SS-Panzerkompanie stehen im Ort und erwarten den Angriff des Feindes, der sich am Ortsrand eingenistet hat und – den vernehmbaren Panzergeräuschen nach – nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Von den Panzerbesatzungen werden wir freudig begrüßt. Die Infanterie des Heeres, die den „Tigern“ beigegeben war, war abgezogen worden, während die Panzerkommandanten über Funk Befehl erhielten, den Durchmarsch der Russen durch Arensdorf bis auf Abruf zu sperren.

Erst mit dem Weichen der Nacht beginnen wir, uns aus dem umklammerten Arensdorf zu lösen und die angegebene Richtung nach Westen einzuschlagen, hoffend, wieder auf eigene Truppe zu stoßen. Das Chaos scheint vollkommen. Es gibt kaum mehr geschlossene Verbände, es wimmelt aber von Kampfgruppen aus schnell zusammengerafften Versprengten oder Leichtverwundeten, ehemaligen Luftwaffen- und

Marineangehörigen, Volkssturm und Hitlerjugend. Alle befinden sich, wie wir, auf der Suche nach ihren Einheiten, die zu suchen sie beauftragt sind – oder es vorgeben.
Selbst habe ich keine Ahnung, wer die Division führt, ob ich einem Regiment, einem Bataillon zugehörig bin, wer die Kommandeure sind – falls es überhaupt welche gibt. Erst die „Tiger"-Besatzungen haben mir durch ihre Funkverbindung das Gefühl vermittelt, daß irgendwo doch noch „geführt" wird. In dem Durcheinander von Umgruppierungen, Auflösungen und Neugliederungen seit unserem Eintreffen in Heinersdorf ist jeder Ordnungsbegriff verlorengegangen. Mit Unterstützung frontbewährter Unterführer versuche ich, das frisch gewonnene Zusammengehörigkeitsgefühl zu erhalten und zu stärken.
„Sammeln im Hangelsberger Forst!" Auf der Karte suche ich das angegebene Waldgebiet. Es liegt etwa südwestlich von uns. Ich gebe die Marschrichtung bekannt und setze mich an die Spitze der in lockerer Reihe folgenden Züge. Von überhöhten Geländeteilen aus sieht man deutsche Verbände, verfolgt oder schon umklammert von russischen Truppen, nach Westen ziehen.
Immer bemüht, getarnt in bedecktem Gelände zu bleiben, vermeide ich es möglichst, weite Blößen zu überqueren. Als wir dennoch einmal auf eine größere freie Fläche hinaus müssen, überholen uns überraschend sechs T 34. Drei werden durch Panzerfäuste vernichtet und stehen sofort in Flammen. Unerwartet tauchen drei Stukas über dem Waldhorizont auf und gehen sofort die restlichen Feindpanzer an. Ihre Kanonen schweigen erst, als auch die letzten nachdrängenden Feindpanzer in Flammen stehen. Nahe daran vorbeikommend, kann ich mich immer nur aufs neue wundern, wie soviel Stahl derart brennen kann.
Von rückwärts und von den Flanken bedrängt uns der unsichtbare Feind. Die „Tiger" erhalten den Funkbefehl, in Halbe zu sammeln, und müssen sich von uns trennen. Im Marschieren versuche ich, den Ort auf der Karte zu finden, und entdecke ihn weit westlich von uns. Jetzt dürfte klar sein, daß wir vom Gros des Feindes schon weit überflügelt sind: Die „Tiger" bilden die Spitze und wir die Nachhut eines sich nach Westen bewegenden Kessels.

Während die schweren 60-Tonnen-Kolosse auf einem Feldweg davonklirren, verschwinden wir wieder im schützenden Wald, noch bevor die Nacht hereinzubrechen beginnt. Wenn wir das Tempo beibehalten können, müßten wir im ersten Morgengrauen den Hangelsberger Forst erreichen. Der Führer der beiden „Tiger“ hat über Funk an seine Einheit durchgegeben, daß sich ihnen zwei Züge einer Panzer-Begleitkompanie aus Heinersdorf in Arensdorf angeschlossen hätten und nach ihrem Zurücklassen jetzt allein als Nachhut wirkten. Ich habe die leise Hoffnung, daß diese Meldung an die zuständige Stelle gelangt und man eine Verbindung in Form von Führung, Verwundetenversorgung und -transport herstellt. Mit Munition konnten wir uns inzwischen überreichlich aus liegengebliebenen Transportfahrzeugen eindecken. Jeder einzelne hat zusätzlich eine Panzerfaust zu tragen. Sogar mit einer kompletten Granatwerfer-Ausrüstung haben wir uns ausgestattet. Munition dafür fahren wir in liegengelassenen Handkarren mit, die von einem Flüchtlingstreck stammen.
Ich habe mich nicht verschätzt. Als der Tag graut, erreichen wir den Hangelsberger Forst und eine lagernde Truppe, unter ihr der vermißte dritte Zug unserer Kompanie. Der Kompanieführer ist nicht aufzufinden und soll angeblich bei irgendeinem Stab weiter hinten oder weiter vorne oder sonstwo sein. Es gibt kein Hinten oder Vorne im üblichen Sinne mehr. Wir sind auf allen Seiten vom Feind umgeben. Der dritte Zug gliedert sich in meine Streitmacht ein, ich übernehme stellvertretend für Untersturmführer Weiss das Kommando über die ganze Kompanie.
Wie sich jetzt herausstellt, wurde am 18. abends ein Melder an mich abgesandt, uns wegen des Panzerdurchbruches auf Müncheberg und der damit verbundenen Gefahr der Einkesselung in der Dunkelheit vom Feind zu lösen und in Arensdorf zu sammeln. Der Melder hat mich nie erreicht. Auch ohne Auftrag hatte ich den richtigen Entschluß gefaßt.
Von einem Obersturmbannführer erhalte ich endlich Gewißheit, wer und was wir sind: Begleitkompanie des Stabes des XI. SS-Panzerkorps, eingesetzt als Nachhut im wandernden Kessel der 9. Armee.
20. April 1945, Försterei Kleinheide: Aufgrund des nun schon 50 Stunden dauernden Marsches durch die Wälder sind wir nahe unserer

Leistungsgrenze. Während die übrigen hier lagernden Einheiten geordnet zu weiterem Rückzug aufbrechen, haben wir sofort die Rückzugsstraße bis 9 Uhr zu sperren und, entgegen meiner Vorstellung, hier am Waldrand zur Abwehr überzugehen. In den Sumpfwäldern von Demjansk habe ich zur Genüge kennengelernt, wie verheerend sich Baumkrepierer auf ungedeckte Stellungen auswirken können. Meinem Vorschlag nach einer Stellung im freien Gelände und gedeckter Rückzugsmöglichkeit wird nicht entsprochen, weil ein Angriff von zwei Regimentern schon unmittelbar bevorstehe. Verärgert gebe ich den Befehl zum Eingraben an zwei Züge. Den dritten Zug lege ich weiter hinten im freien Gelände auf eine leichte Anhöhe, sobald der Obersturmbannführer mit seinem Geländewagen abgefahren ist. Die Granatwerfer-Bedienung gebe ich bei. Sie sollen unseren eventuellen Rückzug decken und uns auffangen.
„Grabt! Grabt euch tief ein!“ feuere ich die Mannschaft an. „Der Segen kommt von oben!“ weise ich auf die Baumkronen.
Der Regen hat aufgehört. Der Boden ist leicht und sandig – zu unserem Glück, denn kaum sind wir in der Erde, als etwa 20 feindliche Panzer das Feuer auf den Waldrand eröffnen, ohne sich uns zu nähern. Sie stehen in breiter Front auf freiem Feld und wären ein herrliches Ziel für unsere Stukas und Focke-Wulf-Jagdbomber. Aber unsere Luftwaffe gibt es fast nicht mehr. Fehlentscheidungen in der obersten Führungsspitze haben dafür gesorgt, daß die einmalige Chance, uns der übermächtigen Bomberströme zu erwehren, vertan wurde. Ich habe in Hamburg Me 262 gesehen, wie sie unter den Bomberpulks aufräumten. Aber auf Befehl des Führers mußten sie Bomben nach England tragen.
Jetzt werden ganze Bäume von den Wurzelstöcken gerissen, deren starre Äste sich tief in die Erde – in die Schutzlöcher – graben, detonieren Sprenggranaten auf den Stämmen und in den Kronen der Kiefern. Von den gemeldeten zwei Regimentern der russischen Infanterie merke ich vorerst gar nichts. Es genügt der massive Einsatz der Panzerkanonen. Zwischen den Einschlägen vernehme ich das Schreien der Verwundeten und der von den stürzenden Bäumen an den Boden Genagelten. Von den Jungen springen welche in Verzweiflung auf und stürzen nach hinten in

vermeintliche Sicherheit. Ohne jede Deckung finden sie ihr Ende durch Granat- und von den Stämmen gefetzte Holzsplitter.
So schlagartig das Feuer der T 34 eingesetzt hatte, wird es auch eingestellt. Jetzt werden sie kommen!
Rundum das Gebrüll und Stöhnen der Schwerverwundeten. Wir können ihnen vorerst nicht helfen, müssen an den Waffen bleiben. Über meinem Loch liegt dicht die Krone einer Kiefer. Ich wäre unter ihr herrlich versteckt, muß aber hinaus, den Panzerverband beobachten, die Panzerfaustschützen aus dem Grund ihrer Löcher locken. Sie dürfen erst feuern, wenn die Panzer schon ganz nahe sind, sonst donnern diese uns im direkten Schuß aus den Löchern oder walzen uns ein, bis unser Gedärm an ihren Ketten klebt.
Zu meiner Überraschung geschieht gar nichts. Die Panzer drehen ein, zeigen uns ihre verwundbaren Flanken und setzen ihren Marsch nach Süden fort. Sie hatten offensichtlich Bewegung an unserem Waldrand beobachtet und Pak-Stellungen darin vermutet, die ihnen auf nur 400 m gefährlich werden könnten.
Danach nähert sich auf der Sandstraße ein breiter Panzerspähwagen amerikanischer Bauart und wird Opfer einer Panzerfaust. Jetzt ist Zeit, die Verwundeten zu bergen und die Verschütteten zu befreien. Die Ausfälle sind geringer, als ich annehmen mußte. Es war das Angstgeschrei der Jungen, die hier ihre Feuertaufe erhalten hatten, das mir den Ausfall der halben Kompanie vortäuschte. Wir sammeln die Toten auf einer kleinen Lichtung im Wald. Ein Graben darin nimmt sie auf. Ich lasse die Hälften der Erkennungsmarken abnehmen und lege sie in meine Kartentasche. Flüchtig ein paar Spaten Erde darüber, ein Kreuz aus Kiefernästen, mit Schuhriemen gebunden, in den Boden gerammt, fertig. Ein Jäger oder Förster wird sie einmal finden, die Erkennungsmarken werden ausweisen, wem die Gebeine gehören, die man dann auf großen Sammelfriedhöfen unter einem ordentlichen Grabzeichen zur letzten Ruhe bringen wird, denn sie liegen auf deutschem Boden. Die nicht gehfähigen Verwundeten müssen wir mitnehmen, sonst werden sie als SS-Angehörige erkannt und niedergemacht. Jenes „Tötet! Tötet! Tötet! Tapfere Rotarmisten, tötet!“ Ilja Ehrenburgs gilt in ganz besonderem Maße für die verhaßte faschistische

Waffen-SS, die, einmal Elite gewesen, den Kampf bis vor die Tore Moskaus trug, ehe Gesindel ihre Uniform tragen und ihre Ehre mit Verbrechen und unmenschlicher Grausamkeit beschmutzen durfte, wie in Warschau unter dem Kommando eines Russen.

Wir schleppen unsere Verwundeten unter großen Anstrengungen mit uns, angetrieben von ihrer Angst, zurückgelassen zu werden. Immer wieder „Kameraden, laßt mich nicht liegen!“ oder „Erschießt mich doch gleich!“ wenn die Träger, über lange Strecken müde, nach Ablösung verlangen und eine solche erst energisch bestimmt werden muß. Hier zeichnet sich deutlich der Unterschied zu der Hilfsbereitschaft von einst ab.

Mitten in einem unübersichtlichen Waldgelände treffen wir auf eine dünne Linie Volkssturm. Männer hocken mit langen Weltkriegsgewehren in ihren Löchern, stumm verzweifelt das Ende erwartend. Da ich annehmen muß, daß sie hier vergessen worden sind, fordere ich sie auf, sich uns anzuschließen. Wir wären die letzten, und ihr Ausharren wäre hier ohne jeden Sinn. Sie weigern sich jedoch, ihre Löcher zu verlassen, und berufen sich auf einen Befehl.

Weiterziehend treffen wir auf eine weite Lichtung mit einer kleinen Siedlung schmucker Häuschen. Vor den Haustüren junge hübsche Mädchen in Trainingsanzügen. Ich erkläre ihnen, daß nach uns nur noch Russen kämen. Obwohl hinter uns im Wald bereits Schüsse fallen, weigern sie sich, ihre Heimstätten zu verlassen.

Es hat aufgehört zu regnen, der Boden dampft förmlich, und Nebelfetzen jagen dicht über dem Boden dahin. Auf einer Anhöhe, etwa 200 Meter nach der Ansiedlung, erwartet uns ein Kradmelder und überbringt den Befehl, hier in Stellung zu gehen und die Straße zu sperren. Meine Frage nach einem Verbandsplatz oder einer Verwundeten-Sammelstelle wird positiv beantwortet. Ich kann die Schwerverwundeten noch zwei Kilometer weitertragen lassen und sie einer Anlaufstelle für Sankas übergeben. Den Trägern der Verwundeten schärfe ich ein, Verbandsmaterial und möglichst Tragen zu „organisieren“. Ich habe in der Kompanie zwei ausgebildete Sanitäter – vormals bei der Luftwaffe – entdeckt, die ich sofort vom Waffendienst befreie und als Sanis einsetze. Dem Kradmelder habe ich das dringende Verlangen nach Werfer-Munition mit auf den Weg gegeben. Wir

haben uns auf dem Marsch mit weiteren, bis auf den Entfernungsmesser kompletten 8-cm-Werfern ausgerüstet. Von einer „toten“ Fernsprechstelle habe ich zwei Feldfernsprecher und genügend leichtes Feldkabel mitgenommen, damit baue ich eine Sprechverbindung vom V. B. (vorgeschobener Beobachter) zur weiter hinten liegenden Granatwerfer-Stellung. Was uns weiterhin sehr fehlt, sind Fahrzeuge. Mit wesentlich größerem Eifer als Stunden zuvor gräbt sich die Mannschaft tief ein. Große Stapel aufgeschlichteten Brennholzes geben die Möglichkeit, die Stellungen gegen Splitter aus den Baumkronen abzudecken. Die Straße wird auf eine lange Strecke gesperrt.

Während die Masse der Kompanie weiter hinten in der Tiefe des Waldes liegt, befinde ich mich mit einem Zug direkt auf der Anhöhe über der Siedlung und habe von diesem beherrschenden Punkt einen herrlichen Überblick auf die einen Kilometer weit freiliegende Straße. Ich habe zwei sMG und Panzerfaustschützen in besten Positionen in Stellung und befinde mich bei ihnen. Die Zugführer beauftrage ich, sofort die halbe Mannschaft schlafen zu lassen und die Wachenden danach abzulösen. Ich rechne nicht mit einem Nachtangriff der Russen.

Mit dem Dunkelwerden sehen wir Sowjetpanzer in die Siedlung einrücken. Die Besatzungen steigen aus und begeben sich in die Häuser. Rauch beginnt aus den Schornsteinen zu quellen. Es regnet wieder.

Durch ein aufgebundenes Scherenfernrohr kann ich die Objekte auch in der Dunkelheit gut erkennen. Ich habe bis auf weiteres verboten zu schießen. Die Kompanie kann so zur dringend benötigten Ruhe übergehen.

Die Nacht zum 21. April wird „ruhig“. Nur im Norden und Süden und weit im Westen grummelt die Front unaufhörlich und loht der Himmel wie eine offene Hölle, sobald der Regen einmal aussetzt. Dort bewegt sich die Spitze der Reste der 9. Armee durch die feindliche Übermacht, um sich mit den an der Elbe stehenden deutschen Verbänden zu vereinigen.

Meine 15jährigen Melder dürfen in ihren Löchern schlafen. Ich löse mich mit einem erprobten Unterscharführer, vordem bei der Division „Wiking“, den ich zu meiner Unterstützung in den Kompanietrupp geholt habe, im Wachsein ab. Ich möchte keine Überraschungen riskieren.

Der junge Schütze 1 am sMG – gleich mir, vordem der „Totenkopf" zugehörig – kam aus Ungarn über ein Heimatlazarett zur Division „30. Januar". Was ich von ihm während der gemeinsamen Wache erfahre, erschüttert mich zutiefst: Nach den vergeblichen Versuchen der im Raum Budapest–Plattensee eingesetzten SS-Divisionen, den mehrfach überlegenen Feind aufzuhalten, hatte der Führer befohlen, daß, in Aberkennung ihrer Waffenehre, den Betroffenen die Ärmelstreifen abzutrennen wären – durchaus eine schwere Abwertung für die Freiwilligen unter ihnen. Überdies war angeordnet worden, daß hinter den eingesetzten Divisionen Hinrichtungskommandos zu bilden wären, die jeden, der seine befehlsgemäße Anwesenheit hinter der Front nicht nachweisen konnte, ohne weitere Verhandlung an Ort und Stelle durch Erhängen zu liquidieren hätten.

Bei den betroffenen Verbänden handelte es sich um die SS-Panzerdivisionen „Leibstandarte Adolf Hitler", „Das Reich", „Totenkopf" und „Hohenstaufen". Die drei Erstgenannten waren in den bisher bestandenen Kämpfen mannschaftsmäßig mehrmals ausgelöscht worden. Die „Hohenstaufen" hatte sich schon bestens bewährt, und ihre Mannschaft – zum überwiegenden Teil nicht mehr aus Freiwilligen bestehend – war schwer zur Ader gelassen worden. Bei allen vier genannten Verbänden handelte es sich nur mehr um abgekämpfte Divisionsreste, von denen im Führerhauptquartier Wunder erwartet worden waren. Trotz meiner Abwesenheit von der „Totenkopf" fühle ich mich immer noch ihr zugehörig und bin deshalb von dem Erfahrenen schwerst betroffen. Ich habe noch viel nachzudenken in dieser Nacht.

Ab und zu steigt die Leuchtkugel eines mißtrauischen Postens in den Himmel, um alsbald zwischen Stauden und Bäumen zu verlöschen. Als gegen Mitternacht das Rauschen des Regens und das Prasseln auf Helm und Zeltbahn aufhören, können wir wenigstens wieder hören, was in der Finsternis um uns geschieht. In der Siedlung vor uns geht es lebhaft zu. Während der Sicht- und Hörbehinderung durch den starken Regen müssen weitere Kräfte der Russen, wahrscheinlich Begleitinfanterie für die Panzer, in die Ansiedlung eingerückt sein. Lautes Singen und Grölen trägt der Wind zu uns herüber. Ein gräßliches Mädchenschreien gellt urplötzlich durch die

Schwärze dieser Nacht. Ohnmächtig und erstarrt hören wir das immer schwächer werdende Schreien, bis Schüsse aus einer Maschinenpistole dem Schmerzensbrüllen ein Ende bereiten. Bis zum Morgengrauen wiederholt sich das auf ähnliche Art noch mehrmals. Offensichtlich waren mehr Frauen und Mädchen in der Siedlung zurückgeblieben, als wir im Vorbeiziehen sehen konnten. Was hatte sie bewogen, zu bleiben? Wer hatte den alten Volkssturmmännern befohlen, in ihren Stellungen zu verharren?
Hätten wir den Frauen Hilfe bringen können? stelle ich mir die Frage. Unsere Hilfe wäre auf jeden Fall zu spät gekommen und fragwürdig gewesen. Ich habe den Auftrag, zu sperren, nicht anzugreifen. Gegenüber der nachrückenden Übermacht habe ich die Absicht, möglichst lange unauffällig zu bleiben. Ich habe schon die wenigen Leuchtkugeln verdammt, die unsere Anwesenheit signalisieren. Ein Gefühl der Ohnmacht und Zweifel an der Richtigkeit meines Verhaltens bleiben deutlich zurück.
Schließlich erinnere ich mich des Aufrufes an die Rote Armee: „Brecht mit Gewalt den Rassestolz der deutschen Frauen! Nehmt sie als eure rechtmäßige Beute!“
Im ersten Licht des Tages werden die sMG auf die Panzer eingerichtet. Jeder, der versucht, durch ihre Luken zu turnen, gerät unter Beschuß. Sie kommen gemächlich aus den Haustoren und denken nach dieser Nacht nicht mehr an Krieg, bis die Garben sie erfassen.
Später kommt ein russischer Sanitätswagen vorgeprescht und gerät in das Feuer der leichten MG 42. Ein „Feuer einstellen!“ von mir hätte genügt – aber zum allererstenmal in diesem Krieg bin ich voll Haß und Rachedenken. Kein Goebbels, keine noch so flammende Rede irgendeines unserer Führenden, keine Schilderung von Greueltaten hat mich so aufgebracht wie das ohnmächtige Mitanhörenmüssen der Leiden dieser Frauen und Mädchen.
Rußland hat die Haager Landkriegsordnung nicht unterzeichnet und steht daher außerhalb des gebotenen Schutzes seiner Verwundeten, Gefangenen und Sanitätseinrichtungen, und es hat seinerseits keine Verpflichtungen uns gegenüber übernommen. So gesehen, wäre mein Unterlassen rechtlich gedeckt und das Ignorieren des riesengroßen Roten Kreuzes auf dem Sanka amerikanischer Lieferung „völlig in Ordnung“. Aber es bleibt etwas

Belastendes in mir zurück. Zwar ist ein nach vorne fahrender Sanitätswagen üblicherweise leer und eine Wirkung des Beschusses nicht erkennbar gewesen …

In den frühen Vormittagsstunden kommen – welch ein Wunder – zwei Geländewagen mit vorwiegend Granatwerfer-Munition, Tragen und einem reichlich mit Hilfsmitteln ausgestatteten Sanitäter zu uns. Ganz offensichtlich haben wir jetzt richtigen Anschluß gefunden und hängen versorgungsmäßig nicht mehr in der Luft, wie an dem noch warmen Eintopf und der Kaltverpflegung angenehm zu spüren ist.
Der den Transport begleitende Offizier übergibt mir neues Kartenmaterial und Anweisung, uns auf Abruf auf „Forsthaus Buchte“ zurückzuziehen. Ein Funktrupp bleibt zur Aufrechterhaltung der Verbindung zurück. Mein dringender Wunsch, wenigstens eines der Fahrzeuge zum Verwundetentransport hierbehalten zu dürfen, wird abgelehnt. „Anruf genügt – wir holen sie!“
Derart reichlich mit Werfer-Munition versehen, können wir darangehen, die in der Ansiedlung stehenden Panzer unter Granatwerfer-Beschuß zu nehmen. Sie zeigen sich gegen Treffer auf Turmluke und Deck nicht unempfindlich, und einige beginnen zu brennen.
Zwischen den Bäumen hetzt ein Reh – ein Schuß, und für weitere Verpflegung ist gesorgt.
Erstaunlicherweise treffen die Russen keine Anstalten, anzugreifen oder irgendwelche Vorbereitungen dafür zu treffen. Auch von der vermutlich im Ort befindlichen Begleitinfanterie ist nichts erkennbar. Hat mir der nächtliche Radau eine Vervielfältigung der Rotarmisten vorgegaukelt?
Die Situation ist irgendwie unwirklich. Ich stelle weit nach links und rechts Sicherungen hinaus, die ihrerseits wieder Beobachtungsposten abzustellen haben.
Am Abend wird mir gemeldet, daß Kavallerie, uns weit umgehend, durch das Sperrgebiet sickert. Berittene Aufklärung? Funkmeldung des

Beobachteten an den Stab. Bereits den Feind im Rücken, erhalten wir den Auftrag, in Spreenhagen zur Ortsverteidigung zu sammeln.
22. April: Wir folgen der Straße, die der Karte nach an den Spreekanal und somit in die unmittelbare Nähe des Ortes führt. In einer Waldlichtung sperrt ein Polizeioffizier an einer Wegkreuzung, wild mit einer Pistole fuchtelnd, die Passage.
„Sie gehen sofort hier mit Ihren Leuten in Stellung!“ Verdutzt sieht die Mannschaft auf mich. Als er seine Waffe unmißverständlich auf mich richtet, schlägt sie ihm Unterscharführer Haller aus der Hand. Ich zweifle an der „Echtheit“ dieses Polizeioffiziers sowie an der seines Auftrages. Wir lassen ihn unbewaffnet stehen. Ich empfehle ihm aber, sich uns anzuschließen.
Ein Dorf am Weg erkenne ich als bereits feindbesetzt. Ich habe nicht die Absicht, mich unter Opfern hindurchzukämpfen, und weiche mit der ganzen Kompanie nach links zur Umgehung des Ortes aus. Am Nachmittag stehen wir früher als erwartet am Spreekanal. Südlich davon müssen wir im Weitermarschieren auf Spreenhagen stoßen. Hinter uns tobt der Iwan her und schickt uns schwere Koffer seiner Artillerie nach, während aus den hinter uns liegenden Waldrändern die Garben seiner Maschinenwaffen heranfegen und kleine Fontänen ins Wasser peitschen.
Das war knapp. Aber schon kommen die ersten Häuser des Zielortes in Sichtweite. Doch keine Übergangsmöglichkeit zu erkennen; in Ufernähe Stapel trockener Holzbloche. Mit Hilfe zusammengeknüpfter Gasmaskenriemen fertigen wir rasch kleine Flöße an, werfen die Waffen und Muni-Kästen darauf und bringen sie so an das andere Ufer. Ich reiße mir die Uniform vom Leib, mache, wie schon geübt, mit der Zeltbahn ein Bündel und schwimme, mit MP, Kartentasche und Kompaß um den Hals, das Soldbuch zwischen den Zähnen, über den etwa 30 Meter breiten Kanal, sobald ich die Masse der Kompanie im Wasser sehe. Dabei zu stark auf das Bündel abgestützt, sinkt es immer tiefer ins Wasser ein. Vollgesogen bringe ich es nicht mehr schnell genug voran und muß es – schon fast untergegangen – aufgeben. Ich hetze barfuß, in Unterhose und Hemd die steile Böschung hinauf und bringe die bereits übergesetzten MGs gegen den Waldrand weit hinter uns in Stellung, der noch im Übersetzen begriffenen

Kompanie Feuerschutz gebend und den Feind an seinen Standort bindend. Leider geraten durch die Feuereröffnung die Nichtschwimmer – vorwiegend ältere Reservisten – in Panik, stürzen sich ins Wasser und klammern sich behindernd an ihre Kameraden, die sie übersetzen wollen. Dadurch haben wir höhere Verluste als durch die Waffenwirkung des Gegners.

Rottenführer Hubich, einer der „alten“ jungen Rottenführer meines Kompanietrupps, bringt mir einen aufgefundenen Uniformmantel, um meine militärische Blöße bedecken zu können. Ein Kompanieführer barfuß, in Unterwäsche, ohne Stahlhelm und praktisch degradiert ohne Rangabzeichen – eine bisher in keinem Manöver stattgefundene Situation!

Ich suche jene Stelle, von der ich Anweisungen zu erhalten habe und die hier in diesem Ort befindlich sein muß. Es ist ein unglaublich glücklicher Zufall, daß ich dabei auf ein verlassenes SS-Lager stoße, wo ich die Möglichkeit habe, mich rasch nagelneu einzukleiden. Bis auf Dienstgradabzeichen gelingt das vollständig. Als „Schütze Arsch“, ohne Orden, Ehrenzeichen, fühle ich mich fast in meine Rekrutenzeit zurückversetzt.

Nach Meldung bei dem hohen SS-Stab wird die Kompanie sofort zur Ortsverteidigung eingesetzt. Ich gehe mit meinen Männern ostwärts der Stadt auf freiem Feld in Stellung, nachdem ich Munitionsnachschub und Versorgung zugesichert erhalten habe. Ich melde den Verlust des Funkgerätes, woraufhin auf die Verbindung durch Melder zurückgegriffen wird.

Das Gelände eines Schießplatzes beziehe ich in meinen Stellungsbereich ein. Meinen Gefechtsstand baue ich in der betonierten Anzeigerdeckung auf. Zwei Züge lege ich weit auseinandergezogen in das zwischen Anzeigerdeckung und Feindwald befindliche Kusselgelände, einen Zug behalte ich in Reserve und ordne sein Eingraben im Innenbereich der Schießbahn an. Bis zum nichtkontrollierten Hochwald sind es etwa 100 Meter. Die Stellung ist demnach höchst unorthodox. Kurz vor mir der Wald mit dem Iwan, weit hinter mir die frei überschaubare Ebene bis zum Ortsrand. Ich kann es mir aber nicht leisten, die Schießbahn und das nicht einsehbare Staudengelände unbesetzt zu lassen.

In der folgenden Nacht kommt es infolge der Übermüdung und Nervosität junger Wehrmänner zu einem gegenseitigen Handgranaten-Duell im bedeckten Gelände vor mir, das Ausfälle verursacht. Beruhigung tritt erst ein, nachdem ich mich laut sprechend hinausbegebe und die Mannschaft beruhige. Ich sorge dafür, daß immer zwei und zwei Mann beisammen sind und einer wacht. Die Verwundeten sind gehfähig und begeben sich zum Hauptverbandsplatz.
Noch während der Dunkelheit baue ich im Nebengelände, zwischen Schießbahn und Ortschaft, Zwei-Mann-Nester ein und besetze sie mit Panzerfaustschützen. Sie dürfen nur bei Angriff durch Panzer aktiv werden und sind gegen Infanterie durch unsere flankierend wirkenden MGs gedeckt.
Den aufkommenden Tag können wir mit einem Trinkbecher heißen Pfefferminztees einleiten. Die Stimmung im Haufen ist gut und wird fast übermütig, als die Durchhalte-Parole aus dem Führerhauptquartier uns erreicht, gemäß der eine große politische Wende in Amerika bevorsteht. Auch ich klammere mich daran und beginne noch einmal zu hoffen, daß nach all den vielen Opfern unserem Volk das Grauen einer Besetzung durch die Rote Armee erspart bleiben möge.
Meine Hosentaschen-Mörser, die Granatwerfer, haben sich hinter den ersten Mauern der Stadt in guter Deckung aufgebaut. Da keinerlei Verbindung zu ihnen besteht, habe ich dem leitenden Unterscharführer für den Beschuß des Feindwaldes freie Hand gegeben und den Einsatz der Werfer seiner Beobachtung unterstellt. Vorerst ist es aber noch nicht gelungen, weitere Munition dafür aufzutreiben. Selbst einwandfreie Gewehrmunition ist nicht einmal in den SS-Baracken aufzuspüren, obwohl ein Kommando dafür tätig ist.
Dieser 23. April sollte nicht nur wegen des hoffnungsvollen Durchhalte-Appells einer der erinnerungswertesten Tage meiner Soldatenlaufbahn werden.
Am Vormittag schießt sich der Feind mit Artillerie auf uns ein und greift nach Vorbereitung mit einigen Kompanien aus dem Wald heraus an. Es gelingt ihm nicht, sich weit vom Waldsaum zu lösen, und er bleibt unter schweren Verlusten im zusammengefaßten Feuer liegen.

Der angeforderte Munitionsnachschub kommt nach vorne. Ein großer Teil davon ist Übungsmunition mit Patronenhülsen aus Eisenblech, die sich nach dem Schuß derart dehnen, daß es zu unbehebbaren Ladehemmungen kommt. Für die neuen Sturmkarabiner kann ich keine Munition nacherhalten. Ich bekomme sie von einem gefangenen Iwan, der sich mit dieser deutschen Waffe ausgerüstet hatte.
Nach zwei Stunden greifen die Russen wieder an. Diesmal brechen zuerst vier Sturmpanzer eines mir noch nicht bekannten Typs aus dem Wald. Mit Panzerfäusten werden alle vier abgeschossen. Auch dieser Angriff bleibt liegen, ohne an unsere Stellungen heranzukommen. Was nun kommen wird, kenne ich: Artillerie und Panzer – so lange, bis der Iwan durch ist. Rasch nehme ich die beiden Züge aus ihren Stellungen in die bisher ganz offensichtlich noch nicht erkannte Besetzung der Schießbahn und lasse sie sofort unter deren Rändern eingraben.
Am Nachmittag steigt der dritte Angriff. Mit großem Einsatz zertrümmert der Feind mit schwerem Kaliber die verlassenen Stellungen, während wir vollkommen ungeschoren bleiben. Die Kompanie hat Feuerverbot bis zu meinem Signal. Auf engem Raum greifen die Sowjets neuerlich in Bataillonsstärke mit „Urrääääh!“ an, überrennen die vermeintlich niedergekämpften Stellungen und lösen sich zum erstenmal vollkommen und weit vom Waldrand, ihren weit vorauspreschenden Panzern im Sturmlauf folgend.
Erst als sie mit ihren rückwärtigen Teilen mit uns auf gleicher Höhe sind, lasse ich das Feuer schlagartig eröffnen. Die Wirkung der in einer Front von 200 Metern zusammengefaßten Maschinengewehre und Karabiner in die völlig ungeschützte Flanke der Angreifer ist mörderisch. Noch ehe sie dazukommen, sich zur Wehr zu setzen, sind sie niedergekämpft. Einzelne versuchen, nach hinten in den schützenden Wald zu entkommen. Nur einem einzigen gelingt der Spurt gegen die Leuchtspurbahnen aus den Maschinengewehren. Er muß einen ganz hervorragenden Schutzengel haben. Das sollte aber auch für den weiteren Ablauf des Geschehens von Bedeutung werden. Dieser eine Mann, der nach hinten entkommen konnte, müßte doch endlich aufklären, von wo sie das vernichtende Feuer bekommen haben.

Bedauerlicherweise zeigt es sich, daß die jungen Soldaten in ihrem Siegestaumel gegen die vielfache Übermacht nicht zu halten sind und entgegen dem „Feuer einstellen!“ auf alles, was sich noch bewegt, maßlos weiterschießen, kostbare Munition verschwendend.
Die Mannschaften der Sturmpanzer, deren Kampfstände nach hinten weit offen und ungeschützt sind, waren unserem MG-Feuer und damit der verheerenden Wirkung der Querschläger auf engstem Raum ausgesetzt. Soweit sie nicht noch Beute der Panzerfaustnester werden, mahlen sie sich an den nächsten Widerstandsnestern fest.
(Mit der Küsterin [?] der evangelischen Kirche Spreenhagens im September 1991 ins Gespräch gekommen, erzählt sie: „Am Vormittag des 23. April [1945] habe ich noch vor dem Haus Ball gespielt, am Nachmittag kam unmittelbar vor unserer Haustür ein russischer Panzer zum Stehen.“ Auf meine Frage, wie viele stehende Panzer sie gesehen hätte: „Weiß nicht, viele! Aber am Morgen standen nur mehr wenige herum.“)
Neuerlich schicke ich zwei der überstellten Hitlerjungen mit dem dringenden Verlangen nach Munitionsversorgung zurück. Sie muß erfolgen, solange der Feind noch gelähmt ist. Weder die beiden noch Munition kommen in die Stellung. Unterscharführer Surrer aus Bayrisch Gmain schicke ich mit dem gleichen Auftrag zurück; er fällt, nur wenige Meter entfernt, durch einen Granat-Volltreffer in die Schießbahn. Ein „alter“ junger Rottenführer übernimmt seinen Auftrag und kommt ohne Munition zurück.
Der Einschlag in die Schießbahn ist kein Zufallstreffer. Wir sind schließlich erkannt. Kurz zuckt der Gedanke in mir auf, die unversehrt scheinenden, auf dem Gefechtsfeld stehenden Russenpanzer umzudrehen. Das wäre eine gewaltige Hilfe. Im Raum Charkow fuhren wir doch auch mit T 34 auf! Aber die waren nach Kriegsrecht mit dem deutschen Balkenkreuz gekennzeichnet. So etwas braucht Zeit, und die haben wir nicht mehr. Warum gibt es eigentlich noch kein Leuchtsignal „Munition nach vorne!“? Die Granatwerfer ohne Munition und Artillerie, die nicht zur Verfügung steht, könnte ich auch damit nicht aktivieren.
Vollkommen verschossen, ordne ich eigenmächtig ein etappenweises Zurückgehen unter gegenseitigem Feuerschutz an, sollte die

Munitionsversorgung nicht erfolgen.
Mit dem Glas erkenne ich einen am feindwärtigen Waldrand liegenden Sowjetsoldaten, der getarnt seinerseits mit einem Fernglas unsere Stellung beobachtet. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, winke ich einen der Scharfschützen mit seinem Zielfernrohr-Gewehr heran. Nach einigem Suchen habe ich den roten Sowjetstern am Stahlhelm des Gegners in der Zieloptik. In meinem Feuer rucken Kopf und Helm ins Heidekraut. – Zu spät!
Was unweigerlich kommen mußte, geht in Szene: Artillerie und schwere Werfer wuchten voll in die endlich erkannte Stellung und decken uns zu. Unter Trümmern und Trichtern erlischt der Hurra-Kampfgeist der vergangenen Stunden.
In einer Feuerpause befehle ich die Bergung der Schwerverwundeten und das geordnete Absetzen des ersten Zuges bis zu den nächsten Häusern der Stadt. Als sich dieser im Sprunglauf in Bewegung setzt, um hinten wieder in Stellung zu gehen und dem Rest der Kompanie für das Absetzen Feuerschutz zu geben, türmt – mit Ausnahme der Unterführer – fast die gesamte Mannschaft der beiden Restzüge nach. Was ein gut in sich geschlossener und voll ausgebildeter Verband ohne Probleme lösen könnte, artet hier zu einer Panik aus.
Niedergeschlagen erreiche ich als einer der letzten die nächsten Häuser des Ortes. Die Zugführer bringen wieder Ordnung und Ruhe in den Laden. Ich lasse erneut gegen das freie Feld in Stellung gehen und kümmere mich mit Hilfe des Kompanietrupps energisch um das Heranführen von Munition und Ersatz der Panzerfäuste, die wir zum Teil als Artillerie-Ersatz verwendet hatten. Unweit ein Turm, von welchem ich einen herrlichen Überblick über das Gelände bis hin zum Feindwald hätte. Ich merke lebhafte Bewegung in dieser Umgebung. Es muß sich wohl um den Gefechtsstand eines hohen Stabes handeln.
Ein sehr junger Untersturmführer hat schon wieder einmal eine 08 in der Faust, während er nach dem Führer der getürmten Kompanie forscht. Seine Stiefel glänzen, sein Uniformrock ging erst durch die Korrektur einer Maßschneiderei, ehe er – salopp gekürzt und mit bügelgefalteter Hose – dieses Muster von Soldaten zieren durfte.

Verdrossen melde ich mich. Von der umgehängten Tarnzeltbahn fließt das Wasser in kleinen Bächen über dreckverschmiertes Schuhwerk. Mein Gesicht ist überlagert von mehreren Schichten Schmutz, und mein daraus sprießender Bart stammt aus der Zeit meiner Zugführer-Epoche in Hamburg.
„Oberscharführer Brunnegger, in Vertretung Führer der Panzer-Begleitkompanie.“ Der Offizier starrt mich – da ohne Rang- und Ehrenabzeichen in einer Rekrutenuniform steckend – ungläubig an, mustert mich nochmals mißtrauisch und verschwindet im Dunkel des Turmes.
Die launische Aprilsonne kommt wieder hinter den Wolken hervor und bringt unsere durchweichten Uniformen wohltuend zum Dampfen. Ein Melder holt mich in den Gefechtsstand. Noch von der Sonne geblendet, bleibe ich hinter dem schweren Tor stehen und mache in das Dunkel hinein meine Meldung. Ich habe keine Ahnung, in wessen Gefechtsstand ich mich eigentlich befinde und was man mit mir vorhat. Ich ahne, daß es mir an den Kragen gehen wird, wenn man ein Versagen an mir feststellen sollte. – War das eben nicht Kleinheisterkamp?
Im Raum herrscht Stille. Allmählich gewöhne ich mich an das Dunkel, und ich erkenne einen breitschultrigen Offizier, dessen Rangabzeichen unter der Tarnjacke nicht zu sehen sind. Ich werde eingehendst befragt und gebe eine Schilderung von dem Tag der Abgängigkeit des Kompanieführers bis zum Verschießen der Kompanie und dem panikartigen Absetzen zweier Züge. Zwischendurch höre ich immer wieder Getrampel im oberen Teil des Turmes; scheint wohl ein Beobachtungsstand eingerichtet zu sein. Stimmt meine Vermutung, dann weiß der Offizier besser als ich, was sich vor seinem Gesichtsfeld abgespielt hat. Ich werde zur Kompanie entlassen. Doch schon nach wenigen Minuten höre ich meinen Namen rufen. Wieder steht so ein blutjunger Offizier vor mir: „Unterscharführer Brunnegger!“ Was hat er nur? Ich verharre unschlüssig. „Karp …!“ Der MG-Schütze 1 und Führeranwärter aus meiner Gruppe während der Schlacht um Kursk! Linkisch nimmt er nach alter Gewohnheit Haltung an, bis sich das beiderseitige Zeremoniell in Lachen und Schulterklopfen löst. Er ist Ordonnanzoffizier und beobachtete das Geschehen in seinem Vorgelände, ohne zu wissen, daß sein ehemaliger Gruppenführer der Hauptakteur der

Vorgänge war. Auch der Chef (Chef des Stabes?) wäre bei jedem Angriff selbst auf der Beobachtungsstelle gewesen.
Abschließend frage ich Karp, ob er Verwundete auf dem Gefechtsfeld liegen gesehen habe. Da er es für möglich hält, kann ich erreichen, daß der Feindwald für die Dauer der Bergung unter Beschuß von mittlerweile in Stellung gegangenen Infanteriegeschützen genommen wird.
In Spreenhagen wimmelt es jetzt nur so von Truppen verschiedenster Art. Offensichtlich wurde dem Ernst der Lage Rechnung getragen: leichte und schwere Infanteriegeschütze, schwere Panzerabwehrkanonen, Schützenpanzer, Vierlingsflak gepanzert, Infanterie des Heeres und der Waffen-SS – und welche Überraschung: alles motorisiert! Dazwischen die „Panzer-Jagd-Kommandos" mit Panzerfäusten auf den Fahrrädern.
Völlig unerwartet wird jetzt die Kompanie motorisiert. Als Kompanieführer bekomme ich ein B-Krad mit einem verwegen aussehenden Fahrer, während die Züge auf Mannschaftswagen steigen. Am späten Nachmittag erhalte ich Befehl, die Kompanie in den Raum Königs Wusterhausen zu führen und mich beim Korpsstab zu melden. Als wir aus Spreenhagen rollen, sehe ich den vermißten Kompanieführer, Untersturmführer Weiss, gestützt auf zwei Grenadiere, offensichtlich zu einer Verwundeten-Sammelstelle gehen.
Die Straßen sind völlig verstopft. Die Treckkolonnen behindern die Truppenbewegung. Infolge des Mangels an Nachrichtenmitteln herrscht ein Wirrwarr in der Befehlsübermittlung. Eben erst gegebene Befehle sind oft schon im gleichen Augenblick überholt – so auch in unserem Fall. Der Korpsstab, der in Königs Wusterhausen sein soll, sitzt eingekeilt immer noch nördlich von Storkow. Das erfahre ich allerdings zu spät, als wir bereits am Zielort rund um den Deutschlandsender halten. Der Iwan ist auch schon hier. Es kracht an allen Ecken und Kanten. Leicht daraus zu schließen, daß dieser unruhige Ort für den Aufenthalt eines so hohen Stabes ungeeignet sein dürfte. Also wieder zurück nach Osten, an die andere Seite des wandernden Kessels, nach Storkow.
Auf der Rückfahrt werden wir durch den Feind von der Straße, die wir eben noch benützt hatten, abgedrängt und müssen auf einen Nebenweg

ausweichen. Egal, die Grundrichtung stimmt! Als wir im Dunkelwerden an eine Brücke herankommen, wird sie gerade in die Luft gejagt.
Was nun? Ich ziehe mit den Fahrzeugen in einem Mischwald unter, so sind wir gut gegen Sicht geschützt. Wachen werden eingeteilt, der Rest darf endlich einmal schlafen. Alles hat an den Fahrzeugen zu bleiben. Mit meinem Kompanietrupp lege ich mich auf dem Boden einer Bauhütte nieder und schlafe augenblicklich ein.
In meinen unruhigen Schlaf mischt sich der Ablauf des vergangenen Tages, der der turbulenteste an dieser Front war. Es schießt im Traum wie am Tag, Panzerketten klirren ohne Unterlaß an meinem Ohr vorbei. Sie klirren so lange, bis ich aus dem Dämmerschlaf hochfahre. Gott sei Dank! Alles nur ein Traum!
Im ersten Licht des anbrechenden Tages stolpere ich aus der Hütte, weil ich Dringendes zu erledigen gedenke. Ich gehe die paar Schritte aus dem Staudenbereich, um einen Blick auf die Straße werfen zu können, und gebe mich verschlafen meiner Pinkelei hin, als, in meine Erleichterung hinein, ein in 70 Meter Entfernung haltender Panzer auf mich zufährt und mit seiner Kanone zu schießen beginnt. Etwas weiter stehen noch mehr von diesen Apparaten und knallen ebenso drauflos. Verdammt! War doch nicht alles Traum? Rollt der Iwan schon die längste Zeit an unserem Versteck vorbei? Ich suche mir die Posten, die aus Übermüdung eingeschlafen und nicht einmal jetzt wach geworden sind. Ich ziehe ihnen eines mit einem schweren Föhrenknüppel über den Stahlhelm. Anderswo hätte ein Wachvergehen vor dem Feind schwerste Folgen gehabt.
Als der Wald wieder ruhig wird, verlassen wir unser Versteck und setzen unsere Fahrt nach Osten auf neuerlichen Umwegen fort. Keine Panzer mehr, keine russische Infanterie. Auf holprigen, aber festen Waldwegen kommen wir rasch voran und erreichen am Nachmittag das nördliche Ufer eines Sees bei Saarow. Somit stehen wir heute 20 Kilometer weiter im Osten als gestern, nachdem wir vorher noch die Nordflanke des wandernden Kessels berührt hatten. Wird er dem feindlichen Druck von allen Seiten standhalten und die 200 Kilometer durch die Russen schaffen?

Der heutige Tag, der 24. April, verlief ohne Ausfälle. Im Augenblick ist, abgesehen von den täglich am Himmel hängenden IL 10 – den verbesserten „Schlachtern“ – und den Jak 3, wenig los. Ich lagere mich etwas abseits, um in Ruhe meine Eintragungen machen zu können. Ein Block in meiner Kartentasche ist ausschließlich dafür reserviert, die Namen der Verwundeten und Gefallenen mit Datum und Ort festzuhalten. Die Reihe der Namen ist schon lang und die Kompanie, trotz aller Sorgfalt im Vermeiden von Verlusten, stark zusammengeschmolzen.
Unweit von mir sitzen zwei Wehrmachtskameraden unter einem Baum und unterhalten sich. „Was wirst du machen, wenn du nach Hause kommst? Bist du in der Partei?“ Kurzes Überlegen des Befragten. „Nee, ich nicht. War Sozialdemokrat, immer schon!“
Ich bin wie vom Schlag gerührt. Daß es etwas anderes als Nationalsozialisten in den Stunden höchster Gefahr für das Reich geben könnte, ist mir – dem politisch einseitig Ausgerichteten – vollkommen unfaßbar. Jetzt wird es wieder vielleicht alles geben: „Sozi“, „Nazi“, „Kummerl“, die „Nie dabei“ und die vielen, die dem Nazi-Regime „schon immer“ Widerstand geleistet haben. Noch sind sie vorsichtig in ihren Äußerungen – man kann ja nicht wissen, die große politische Wende … Aber später, dann werden sie erst Partei-Angehörige und nur wenn notwendig Deutsche sein. Vorbei das „Ein Volk, Ein Reich …“ Da kam doch noch etwas? „Ein Führer“, der die Opfer seines Volkes an Leib und Leben, Hab und Gut zu gering erachtet, wenn dieser Krieg nicht zu gewinnen sein sollte, der seinen Soldaten die Ehre nahm, wenn sie der ungeheuren Übermacht nicht standzuhalten vermochten. Werden wir nun wieder nach alten Spielregeln uns gegenseitig die Schädel einschlagen unter dem „Hie Rot! – Hie Schwarz! – Hie Blaßblaulila!“ wie in meiner Kinderzeit?
Scheißegal, was kommt! Nur den Krieg überstehen! Nur nach Hause kommen – wenn möglich mit heilen Knochen! Zu Hause ist ein Mädchen, ist eine Heimat, in die ich gehöre. Elisabeth! Seit fast drei Monaten haben wir keine Nachricht voneinander. In Hamburg herrschte Nachrichtensperre. Sie hat keine Ahnung, wo ich mich befinde: im Norden, an der Elbe, im Kampf um Wien, Prag, Berlin?

„Die Kompaniebesitzer zu mir!“ tönt es laut in mein Grübeln. Das ist ein ins Ohr gehender Ton! Der Mann ist goldrichtig in solcher Untergangsstimmung. Ein Sturmbannführer von den „Tigern“ – Kartenbrett unter dem Arm – hebt die Hand zum Zeichen des Sammelns. Aus dem Schatten der Bäume löst sich ein junger Obersturmführer und tritt mit mir zu dem im Range eines Majors befindlichen Führer.
„Halbkreis, meine Herren!“ Erst meldet der Obersturmführer seine im Wald lagernde Kompanie, anschließend melde ich mich mit Namen und Dienstgrad sowie Stärke meiner Kompanie. Bei der Meldung meines Dienstgrades blickt er überrascht auf. Er verschwindet in seinem getarnten Zelt und kommt erst nach langen Minuten wieder heraus. Ich betrachte mich schon von einem Offiziersdienstgrad abgelöst.
Als er wiederkommt: „Ist gut! Sie können Ihre Kompanie behalten – wenn auch ein Verfahren wegen Waffendiebstahls an der Roten Armee gegen Sie anhängig ist.“ Das war Karp, der Ordonnanzoffizier des Stabes. Er mußte einiges über mich berichtet haben. „Im übrigen, wenn der Krieg noch lange genug dauert, wird auch Ihnen möglicherweise etwas zum Hals heraushängen. Vorläufig ist Ihnen ‚auf Befehl von oben‘ das EK I zu verleihen. Urkunde wird nachgeliefert – und auf Ihren Schultern wird es merklich schwerer werden. Gegenwärtig läuft ein Melder in das Führerhauptquartier um die Beförderungsurkunde“, meint er sarkastisch. Aus der Bemerkung „… wird auch Ihnen etwas zum Hals heraushängen …“ kann ich ableiten, daß ihm gerade erst das Ritterkreuz verliehen wurde – oder um diese Auszeichnung eingereicht wurde. Noch ist sein Hemdkragen leicht zu öffnen.
Eine so hohe, „zum Hals heraushängende Auszeichnung“ wäre mir keinesfalls zugestanden.
Es war nicht Tapferkeit, sondern Erfahrung und ein völlig falscher Einsatz von Truppe und Waffen des Gegners, was Erfolge und Verlustverhütung für meine Kompanie erbrachte (fehlende Feindaufklärung der Sowjets und der Einsatz ihrer weit vorauspreschenden Sturmpanzer, dabei die ungeschützten Heckseiten ihrer Kampfstände dem konzentrierten MG-Beschuß aussetzend).

Ein „Vernunftsorden“ hätte mir jedoch für meine eigenmächtigen, nicht befohlenen Entscheidungen gebührt, als es galt, Erfolgsaussichten und Verlusterwartung abzuwägen und verantwortlich danach zu handeln (Zurücknahme der Kompanie nach Verschuß der Munition auf den Ortsrand von Spreenhagen, ohne Befehl, und Tage zuvor bei Heinersdorf, als wir verbindungslos zurückgelassen wurden).
Bis auf mein B-Krad bekommt die Kompanie des Obersturmführers meine Fahrzeuge. Sie wird Teil einer neuen Kampfgruppe. Ich bekomme wieder eine Nachhut-Aufgabe: „Verwundete sind unter allen Umständen mitzunehmen!“ Dazu werden wir uns noch ein Fahrzeug „organisieren“ müssen.
Die Lage wird grob umrissen: Unsere gepanzerten Einheiten dehnen den Kessel nach Westen, um aus einer günstigen Lage zum Durchbruch zur 12. Armee Wenck anzutreten. Unsere Aufgabe wird es sein, mit dem Kessel wandernd, seinen östlichsten Teil gegen die nachdrängenden Russen zu sichern und einen Einbruch in das Kesselinnere – mit den Zigtausenden Treckflüchtlingen – mit allen Mitteln zu verhindern. Wieder haben wir jene Aufgabe zugeteilt erhalten, die am wenigsten Hoffnung läßt, aus dem Kessel zu entkommen, in der Schwerverwundete die geringste Chance haben, aufgefunden und mitgenommen zu werden. Absetzen und Sichern ist die Aufgabe, hinter der das Bergen der Schwerverwundeten zwangsläufig nicht immer möglich sein wird. Sie werden dem Feind ausgeliefert sein; glücklich jene, die zur Angriffsspitze zählen. Hinter deren Verwundeten kommen viele, die helfen können.
Es ergeht der Befehl, alle Fuhrwerke der Flüchtlingstrecks für die Fortbewegung unbrauchbar zu machen. Sie haben bisher die Truppenbewegungen schwerstens behindert. Die Flüchtlinge müssen mit leichtem Gepäck, unter Zurücklassung ihrer bisher geretteten Habe, abseits der freizuhaltenden Straße ihren Marsch antreten, wenn sie gerettet werden wollen. „Wenn es die Lage erlaubt, sind Flüchtlinge auf unsere Fahrzeuge zu übernehmen!“ Für uns stellt sich dieses Problem nicht.
Nach der Einweisung holen wir, mit Ausnahme der Granatwerfer, für die wir nirgends Munition bekommen, unsere Waffen von den Mannschaftswagen und buddeln uns an der nahen Straßenkreuzung ein.

Rund um uns ist „tiefster Frieden“, weil wir ausnahmsweise einmal nicht an irgendeiner Wand des Kessels postiert sind. Hinter uns sichern im Augenblick andere Einheiten und geben uns die Möglichkeit, an uns selbst zu denken. „Der Krieg beginnt erst mit dem Abendrot!“ hatte der Sturmbannführer von der schweren „Tiger“-Abteilung gemeint. „Dann lassen wir euch nämlich mit eurer Angst allein! Bis nach Beelitz werdet ihr es auch ohne uns schaffen, dürft euch nur nicht von den Iwans in den Hintern schießen lassen!“ So einfach ist das also. Ich hole die Karte aus der Meldetasche und suche mir „Beelitz“. Na also, das sind ja gar keine 200 Kilometer mehr. Über Berg und Flur vielleicht 100 Kilometerchen noch. Da sind uns die Knaben von der 12. Armee ja ein ordentliches Stück entgegengewandert, um uns aus dieser Scheiße zu holen. Was heißt schon „Scheiße“? Gestern ging es in Saarow doch ganz munter zu, wie ich bei einem Halt feststellen konnte. Da tönte laute Tanzmusik aus manchen Häusern, und Kameraden von der Leibstandarte winkten mit Mädchen im Arm und Sektflaschen in den Händen aus den riesigen Fenstern dieses Nobelortes. – Oder war das jene Stimmung, die vor dem sicheren Untergang entsteht, in der man noch genießen will, bevor es ins unsichere Jenseits abgeht? Man kann sich nicht so ganz darauf verlassen, auf jenes geflügelte Wort: „Der liebe Gott liebt die SS so sehr!“
Ich lasse die überreichlich vorhandene Verpflegung fassen. Für jeden gibt es Schoko-Cola in kreisrunden Dauerpackungen, soviel er haben möchte, und Zigaretten, was man fassen kann. „Dreistern“ für den „Kampfgeist“, wenn es ganz dick kommt, warmes Essen und Bohnenkaffee aus der abfahrbereiten Feldküche. Heute, im siebenten Kriegsjahr, haben wir jenen Verpflegungsgrad erreicht, um den uns die Kameraden der Wehrmacht ständig beneideten: „Die SS hat alles! Zum Saufen, zum Fressen – und die besten Waffen und die tollsten Weiber!“ Jetzt, in der letzten Phase des Krieges, gibt es genügend: „Eckstein“, „Privat“, „Overstolz“ und die runde „Juno“ ziehen mit Streichwurst, Tubenkäse und Konserven ein. Der Brotbeutel bauscht sich von Knäckebrot und Butter. Eierhandgranaten machen die Taschen schwer. Einem Gefallenen nehme ich eine Muni-Tasche mit vollen Magazinen ab und befestige sie als dritte an meinem Koppel. Ich bin ewig von der Angst besessen, mich in kritischen

Situationen verschossen zu haben und dem Feind wehrlos gegenüberzustehen.

---

25. April: neben uns ein gemächlich fließendes Bächlein. Die Sonne bricht durch die Wolken und wärmt angenehm. Die Landser reißen sich die Klamotten vom Leib und werfen sich in den seichten Bach, um sich den alten Dreck vom Leibe zu waschen. Das Ufer ist übersät mit Handtüchern und Wäsche, an den Sträuchern hängt frische Wäsche zum Anlegen bereit. Diese Narren! Sie glauben wirklich, „gesichert" sicher zu sein, als gäbe es im Kriege so etwas. Ich kann mich gegenüber den vergnügt im Wasser Plantschenden nicht durchsetzen und überlege schon, ein paar Handgranaten zu werfen, um mir Gehör zu verschaffen, als am fernen Waldhorizont zwei große Pulks IL 10 überraschend auftauchen und uns – von ihrem Kurs abweichend – sofort anfliegen. Die Mannschaft steht teilweise am Ufer oder schwimmt im Bach. Panikartig rennt nun alles durcheinander und sucht Deckung, bis sie auf mein Gebrüll reagieren: „Winken! – Winken!" Gott sei's gepfiffen und getrommelt, sie haben kapiert und winken mit Handtüchern, Hemden und Unterhosen den etwa 30 „Schlachtern" entgegen, welche, ohne auch nur einen Schuß abzufeuern, über uns hinwegdonnern. Als wir sie am Horizont verschwinden sehen, ohne Anzeichen, umzukehren, lachen wir erleichtert auf und verdrücken uns in die getarnten Deckungen.

---

26. April: Die ruhigen Stunden, die wir als Reserve verbringen durften, gehen zu Ende. Die Nacht zum 27. April verläuft noch harmlos. Letzte Kolonnen von Fahrzeugen und gepanzerten Einheiten ziehen an unserem Straßenkreuz vorbei nach Westen, der rettenden deutschen Front entgegen. Jetzt sind wir die letzten. Hinter uns nur noch Feind, wir sind uns selbst überlassen.

Erst im Laufe des Vormittags kommt über das neue Funkgerät der Befehl zum Nachziehen. Kaum sind wir aus der Stellung, als von allen Seiten Geknalle beginnt, als gelte es, auf uns Treibjagd zu machen. Der Sandboden stiebt unter den Garben auf, Querschläger jaulen und klatschen in die Kiefernstämme – und vom Feind nicht das Geringste wahrzunehmen. Wir gewöhnen uns rasch wieder an die Begleitmusik. Gegen Mittag wird über Funk Standortmeldung verlangt, und wir erhalten einen neuen Sperrauftrag an einer Straßenkreuzung. In der Nacht regnet es wieder. Die äußeren Sicherungsposten melden Geräusche von Marschierenden im Wald Richtung Westen. Ich bestimme, daß nur im Falle eines Angriffes oder von Feinderkennung geschossen wird. Es könnte immerhin möglich sein, daß sich noch Nachzügler – die Straße meidend – nach Westen durchzuschlagen versuchen und wir auf unsere eigenen Kameraden schießen würden. Andererseits möchte ich vermeiden, in der Unsicherheit der Nacht die Aufmerksamkeit auf unsere Anwesenheit zu lenken, wenn dies nicht direkt mit der Sperrung des Straßenkreuzes im Zusammenhang steht.
Im Morgengrauen abgezogen, erreichen wir Märkisch Buchholz und sichern am Ostrand der Stadt. Es bewahrheitet sich, daß es kleinen Trupps und einzelnen in der vergangenen Nacht gelungen war, wieder Anschluß an die eigene Truppe zu finden.
Aus den verlassenen Gärten der Häuser und Villen holen wir Rhabarber in Massen, sieden ihn nur kurz auf offenem Feuer und bescheren uns einen fürchterlichen Dünnpfiff. Bei aller satter Konservenkost gieren wir nach frischem Grünem. Mit gelockerten Hosen setzen wir uns am Abend in Bewegung, Märkisch Buchholz, den wichtigen Straßenknoten, weiträumig sichernd.
Im Westen gibt es schweren Rabatz. Dort mahlen sich die „Tiger“ und „Königstiger“ durch die Sperren des Feindes, begleitet von den Panzergrenadieren und Infanterie. Von Norden und Süden preßt der Russe auf den Kessel in gewaltiger Übermacht. Wann war es zum letztenmal so, daß wir uns der Roten Armee überlegen fühlen konnten? Für mich war dies im August 1941, denn schon in der Schlacht um Lushno vom 24. bis 29. September mußten wir die gigantische Überlegenheit an Menschen und Material des Feindes anerkennen. Selbst in der zweiten Schlacht um

Charkow und im gewaltigen Aufbäumen in der Offensive von Kursk – dem geheimen und verratenen Unternehmen „Zitadelle“ – bestand eine vielfache Überlegenheit der Russen.
In der Nacht zum 28. April versucht uns der Iwan zu kassieren. Diesmal schon sicher, daß hinter uns weder eigene Panzer noch Fahrzeuge kommen, können wir ohne Vorwarnung mit den kettenrasselnden Ungetümen Ernst machen. Wir schießen mehrere der Stahlkolosse mit den Panzerfäusten ab und trennen die Begleitinfanterie von den Nachfolgenden. Wir gehen dabei verschwenderisch mit diesen Raketen um und setzen sie wieder als „Artillerie“ ein. Auf die Föhrenstämme aufschlagend, werfen sie die mächtigen Bäume sperrend über die Straße. Die brennenden Russenpanzer entzünden den Wald, und wir müssen uns in das schützende Dunkel hinein retten. Auch wir haben Tote und Verwundete. Durch Funk fordern wir Fahrzeuge an. Es kommen prompt zwei Geländewagen und übernehmen die Schwerverwundeten. Die Leichtverwundeten versuchen, zu Fuß einen Verbandsplatz zu erreichen.
Hinter uns wuchtet der Iwan mit schwerer Artillerie auf Märkisch Buchholz, als wir den Auftrag bekommen, nachzuziehen. Es bleibt bemerkenswert „ruhig“, kein scharfes Nachdrängen des Feindes zu verzeichnen.
In Halbe, dem an der Bahnlinie liegenden Ort, haben die Russen nach dem Durchbruch unserer Panzerverbände wieder dichtgemacht. Aus der Gegend des Bahnhofes ist anhaltender Kampflärm zu vernehmen. Kurz entschlossen hole ich nach Süden aus und überschreite die Bahnlinie. Dahinter steigt das Gelände in einem abgeholzten Kiefernwald stark an. Auf dieser Strecke stehen einige der unversehrt aussehenden „Tiger“-Panzer. Im Hochwald, links und rechts der abgeholzten Fläche, hat sich der Feind eingenistet und wirkt flankierend auf die durchbrechenden deutschen Restverbände, von denen jeder auf eigene Faust versucht, der Abwürgung in diesem Flaschenhals zu entkommen. Es gibt schwerste Verluste unter ihnen. Ich versuche, die Kompanie eng und kontrolliert zusammenzuhalten und mit den Zugführern den Überblick zu bewahren. Etwa in der Mitte des bergaufführenden Hanges erkenne ich einen schmalen Graben, der aus den feindbesetzten Waldrändern nicht mit Feuer bestrichen werden kann. In

diesen Graben führe ich die Reste der drei Züge, hoffend, daß er nicht vermint worden sei. Er ist es nicht! Als wir die breit ausladende Anhöhe, wo sich das Feindfeuer etwas verliert, erreichen, stellen die Zugführer fest, daß bei der Durchquerung des „Flaschenhalses“ keine weiteren Verluste eingetreten sind.
Bald danach kommen wir an ein kleines Nest, in dem bereits der Infanteriekampf tobt. Wieder ein Sperriegel. Hinter einer mächtigen Kiefer gedeckt, beobachte ich die Vorgänge im Ort. Während eines Rundumblickes sehe ich, nur ein paar Meter weiter, einen Oberscharführer ebenfalls mit einem Glas den Ort beobachten. Die Welt ist voller Seltsamkeiten: Heute vor sieben Jahren hatte mich 15jährigen dieser Mann in Oranienburg in Empfang und in die „Lehre“ genommen: Unterscharführer Fett – einer der Unterführer, die so herrlich brüllen konnten, wenn der gefürchtete Spieß in der Nähe war, sich aber weit von Typen wie dem Sadisten Pandrik abhoben.
„Oberscharführer Fett!“ Kurzes Aufblicken, kein Erkennen. Er verschwindet zwischen den Stämmen.

Hügelauf und hügelab folgen wir einer engen Waldstraße, auf der wir dem genannten Ziel Baruth näher zu kommen hoffen. Alle festen Straßen, die dorthin führen, sind bereits in der Hand des Feindes. Zwischen ihnen bewegen wir uns nach Westen und werden kämpfend zerrieben.
Als wir den Hügelwald hinter uns haben, wird das Gelände sumpfig, und alles, was sich bewegt, wird auf die Straße gepreßt. Querstraßen, die wir anschneiden, sind feindbesetzt und mit Panzerabwehrkanonen gesichert. Eine im Konvoi mitfahrende Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette vernichtet sie überfallsartig. Gegen die feindlichen Granatwerfer, unseren Blicken vollkommen entzogen, sind wir machtlos. Durch sie erleiden wir schwere Verluste. Ein Volltreffer schaltet Funker und Gerät aus. Wie am Beginn des Marsches sind wir wieder führungslos, meinem eigenen Spürsinn für richtiges Handeln überlassen. Mein B-Krad-Fahrer gerät in MG-Garben und fällt, in den Kopf geschossen, von der Maschine, als er versucht, an den

Weg gebunden, zwischen den Russen durchzubrechen. Ihm ein Grab zu schaufeln, bleibt keine Zeit. Der Druck von allen Seiten ist zu stark. Das kostbare Fahrzeug mit Seitenwagen-Antrieb ist noch betriebsfähig. Einer der Unterführer – ehemals Kradschütze bei der Division „Das Reich“ – schwingt sich in den Sattel der ihm vertrauten „Zündapp“. Den Sperrbezirk durchbrochen, hören wir weit hinter uns die Verwundeten brüllen. Beim Versuch, sie zu bergen, fallen drei Mann, ohne daß wir an sie herankommen können. Unsere Kraft reicht nicht mehr aus, um entgegen diesem mächtig nach Westen drängenden Menschenstrom und der Feindwirkung noch retten zu können. Jeder muß damit rechnen, erst einmal schwer verwundet, nicht mehr gerettet zu werden. Wir haben keine Möglichkeit, Gehunfähige auf -zig Kilometer durch die Feindriegel zu schleppen, ohne sie erhöhter Gefahr auszusetzen.

Spät am Nachmittag haben wir Baruth zur linken Hand, ohne der Stadt ansichtig zu werden. Hier treffen wir auf den Stab. Ein Posten bringt mir etwa zehn russische Gefangene: „Befehl, Sie sollen dafür sorgen, daß sie keine Gefahr werden können!“ Es sind allesamt ältere Männer, wahrscheinlich ehemalige Bauern, vom ausgesprochen „altrussisch-gutmütigen“ Typ. Von diesen würde keiner eine Frau schänden und Wehrlose morden. Ich lasse sie durchsuchen und jage sie anschließend in den nahen Wald. Ungläubig und mißtrauisch wenden sie sich immer wieder um, in Furcht, von hinten erschossen zu werden. Es bedarf erst einiger energischer „Dawai! Dawai!“ und aufmunternder Handzeichen, ehe sie begreifen und endlich im Wald verschwinden.

Wenn einer der Zeugen dieses Vorganges Meldung erstattet, dürfte mein eigenes Leben nicht mehr viel wert sein. Dessen werde ich mir aber erst später bewußt. Ich bin also kein Held der Menschlichkeit. Ich konnte nicht auch die Gefangenen bewachen und mit dem kleinen Rest der Kompanie Sicherungsaufgaben durchführen. Die waffenlosen Iwans „auf der Flucht in den Wald“ niedermähen zu lassen, mag vielleicht praktisch erscheinen, aber liegt mir nun einmal nicht.

Doch hätte ich zu der Zeit, als ich das MG-Feuer auf den russischen Sanka nicht stoppen ließ – als der Haß auf die Peiniger der Mädchen Gewalt über mich hatte –, ähnlich gehandelt?

Am 29. April schreibe ich in meinen Gefechtsbericht: „Nach nächtlichem Marsch Einbruch in russische Stellungen bei … Geringe Verluste. Schießplatz Kumersdorf oder Kunersdorf.“

Am 30. April 1945: „Nach vierstündigem Angriff Hennickendorf genommen. Einige Stunden Ruhe nach schwerem Gefecht. Abends Durchbruch auf Beelitz.“

Der Kampf um Kummersdorf und Hennickendorf wurde auf der Gegenseite von „umgedrehten“, in russische Kriegsgefangenschaft geratenen deutschen Soldaten – jetzt ANTIFA-Leute – kräftig unterstützt.

Ehemalige Wehrmachtssoldaten liegen in deutschen Uniformen neben gefallenen Sowjets. Sie haben uns Verluste zugefügt – sie sind von uns getötet worden. Kameraden von gestern – bis Stalingrad.

In einem feldgrauen PKW kommen ein Oberst, ein Major, ein Feldwebel mit ihrem Fahrer angejagt. Sie werden gestoppt, müssen aussteigen und sind reichlich überrascht, sich Waffen-SS gegenüber zu sehen. Unsere Brüder – unsere Feinde! Einvernahme beim Stabsgefechtsstand, kurzes Gericht: des Hochverrates schuldig, werden alle vier sofort erschossen.

Die Nacht ist stockfinster. Man erkennt die Hand vor den Augen nicht. Auf sandiger Waldstraße wälzt sich eine dichte Menschenkolonne, nur spärlich mit Fahrzeugen durchsetzt, nach Westen. Als wir aufeinander auflaufen, werfen wir uns erschöpft zu Boden. Von vorne wird halblaut durchgegeben: „Alles sofort von der Straße! Russische Panzer!“

Als wäre eine solche Lage bereits geübt worden, verschwinden Menschen und Fahrzeuge spurlos in Gehölz und Finsternis.

Von vorne kommt lautes Kettengerassel immer näher; laute Kommandorufe, gebrüllte Verständigung, abgeblendete Taschenlampen, Winkzeichen. Dröhnend rasseln die Kolosse in nicht enden wollender Reihe an unseren Verstecken vorbei nach Osten, wo sie irgendwo eine Straße sperren werden – vor der niemand mehr auftauchen wird, denn wir sind die letzten.

Es wird etwas heller. Wir sichern – wieder in Bewegung – nach hinten. Unmittelbar vor uns fährt im Schrittempo ein VW-Geländewagen, neben dem Fahrer ein dicker Zahlmeister, der ungeduldig Beschleunigung verlangt.

Mitten auf der Straße liegt ein Feldwebel der Wehrmacht mit einem zermalmten Bein. Grauer Sand klebt an seiner riesigen Wunde.
„Nehmt mich doch mit, Kameraden, nehmt mich doch mit!“ brüllt der Unglückliche heiser. „Ihr könnt mich doch nicht verrecken lassen!“ Unwirsch bedeutet der Zahlmeister seinem Fahrer, weiterzufahren. Doch der am Boden Liegende erwischt ein Kotblech des Wagens und wird ein Stück mitgeschleift.
„Anhalten! Halt!“ brülle ich dem Fahrer zu. Als dieser sein Fahrzeug zum Stehen bringen will, springt der Zahlmeister wütend auf und verlangt Weiterfahrt. Ich hebe den Sturmkarabiner – doch Haller ist schneller. Die Garbe seiner MP reißt den dicken Sonderführer vom Sitz und läßt ihn auf die Straße fallen. Wir jagen auch die beiden hinten Sitzenden aus dem Wagen und betten den schwerverletzten Feldwebel hinein, nachdem wir sein Bein mit dem Riemen einer Gasmaskendose abgebunden haben. Mehr können wir für ihn nicht tun. Hoffentlich kommt er durch, dann kann er richtig versorgt werden. Jetzt ist er ohnmächtig und hat keine Schmerzen.
Am Nachmittag sammelt das Gros vor einer Straßenkreuzung. Abseits steht ein Bauernhaus. Auf der Suche nach Socken oder Fußlappen stöbere ich durch die leeren Räume. Hinter einer der Türen höre ich lautes Stöhnen und unterdrückte Schmerzensschreie. Ich öffne. Die geschlossenen Fensterbalken lassen den Raum im Dunkel. Das Sturmgewehr im Anschlag wird überflüssig. Die klagende Stimme gehört einer Frau. Auf meinen Ruf keine Antwort. Ich springe zum Fenster und trete den Fensterladen mit einem Tritt meines Stiefels hinaus. Auf dem Bett liegt eine halb angekleidete Frau, die Augen im Schmerz verdreht, Gesicht und Hals voll glänzenden Schweißes. Die zuckenden Hände greifen immer wieder nach ihrem hohen Leib.
Mein erster Gedanke: Abhauen! Dafür bist du nicht zuständig! Doch dann fallen mir die nachfolgenden Russen ein – und Schukows „Kennt kein Erbarmen!“ und Ehrenburgs „… schont nicht das Kind im Mutterleib und nicht die Alten. Schuldig sind sie alle!“
Aus dem Fenster sehe ich meine Männer immer noch neben der Straße lagern. Verdammt! – Was soll ich nur tun? Im Lazarett Naumburg habe ich mich theoretisch auf meinen Beruf als Landwirt vorbereitet und über den

Geburtsvorgang bei Nutztieren einiges gelesen – und auf einem Gutshof bei Hamburg sah ich einmal ein Kalb aus einer Kuh schlüpfen. Aus dem Fenster schreie ich um den Sani-Kasten aus dem Beiwagen.
Während ich die Röcke der Frau hochschlage und ihren Leib freilege, rede ich beruhigend auf sie ein. Haller kommt mit dem Sani-Kasten und haut sofort wieder ab, ehe ich ihn zum Beistand auffordern kann.
Das Kind ist aber schon auf dem Weg zur Welt. Es zeigt sich der Kopf. Unter Wehen und Schmerzensschreien wird er immer weiter sichtbar. Zunächst erschrecke ich fürchterlich, weil er – entgegen meiner Vorstellung – mit dem Gesicht nach unten herauskommt. Eine Menge Wasser rinnt aus dem Leib der Gebärenden, die ihr Baby immer weiter nach außen preßt. Nachdem die Schultern frei sind, rutscht es mir unerwartet rasch und glitschig in meine Hände. Als es mir – so ungewöhnlich glatt – fast aus den Händen fällt, macht es seinen ersten Schrei. Am Bauch baumelt ein häßlicher, blutiger Strang. Wie bei einem Kalb! Der muß abgebunden, desinfiziert und durchtrennt werden. Schnell abschneiden, Jod auf die Schnittstelle, umschlagen und abbinden! Das quäkende, häßlich von Blut verschmierte Etwas wickle ich in ein abgerissenes Stück Bettlaken und lasse nur das krebsrote, runzelige Gesichtchen herausschauen.
So verrückt es auch ist, die Mutter muß mit dem Kind in den Beiwagen meiner Maschine. Dem neuen Fahrer sage ich: „Los, hau ab! Du brauchst nicht auf uns zu warten. Dein Auftrag ist: durchzukommen!“
Mir bleiben echte Zweifel, das Richtige getan zu haben; nicht nur bei der Geburt. Wäre es besser gewesen, die Mutter mit dem Neugeborenen in der Ruhe des Hauses zu lassen? Jetzt habe ich das letzte Transportmittel des Kompanie-Restes für den Transport Verwundeter aus der Hand gegeben.

---

2. Mai 1945: „Gegen vier Uhr früh russische Artilleriestellung überrannt.“
Nachdem wir die Geschütze, die Richtung Berlin gefeuert hatten, mit Handgranaten unbrauchbar gemacht und die Fahrzeuge nach Brauchbarem durchsucht haben, ziehen wir im Tagwerden weiter. Schon Hunderte Meter entfernt, sehe ich plötzlich eine im Sand aufwehende Geschoßgarbe rasend

schnell auf uns zukommen. Scharf wie einen Peitschenhieb spüre ich den Schlag in die Kniekehle. Mein erster Gedanke: Aus! Feierabend – fünfzehn Kilometer vor dem ersehnten Ziel! Zum Verbinden ist keine Zeit. Niemand hat den Vorgang beobachtet. Wir haben ein gut getarntes Sicherungs-MG der Feindstellung übersehen, dessen Schütze mir seine Garbe nachgesandt hat. Möglicherweise war er in seinem Loch eingeschlafen und hat abgewartet, bis wir wieder in sicherer Entfernung waren.
Rottenführer Gustl Hubich und ein junger Kamerad halten sich in meiner Nähe, um helfen zu können, falls ich nicht mehr allein weiter könnte. Während eines kurzen Haltes verbinde ich die Ein- und Ausschußwunden, die ganz dicht hinter dem Kniegelenk sind. Ein Zentimeter, eine nur wenig andere Winkelung zur Geschoßbahn, und das Bein wäre verloren. Ein Explosivgeschoß hätte – auf Knochen auftreffend – das Kniegelenk gesprengt. Wieder habe ich irrsinniges Glück. Weder Kniegelenk noch Sehnen sind verletzt.
Ich werde das Marschtempo nicht mithalten können und gebe dem Rest der Kompanie für die letzte Phase des Durchbruchs Handlungsfreiheit: „Jeder schlägt sich durch, so gut er kann. Allein oder in kleinen Gruppen. Wir sind, wie schon lange, die letzten. Wir werden uns mehr durchmogeln als durchkämpfen müssen. Drüben wartet die Armee Wenck auf euch – und die amerikanische Gefangenschaft."
Ich gebe mich keiner Hoffnung mehr hin. Seit „die große politische Wende" bei den Alliierten vorausgesagt worden war, sind vernichtende acht Tage vergangen, die uns, zusammengeschmolzen und ausgebrannt, fast hundert Kilometer zurückgeworfen haben.
Der Krieg ist verloren, Deutschland seinen Feinden ausgeliefert.

„Schlußakkord“

Rechts und links von uns knallt es im Wald immer heftiger. Gerade erst Gefallene und solche aus den Vortagen liegen in Mengen herum und dienen uns zur Deckung im Sprunglauf durch die Feindsperre. Meine Wunden schwellen durch die ständige Bewegung stark an, aber es darf kein Halten mehr geben. Erst einmal zurückgeblieben, könnte es das endgültige Aus sein.

Es mag etwa die Mitte des Vormittags sein, als sich vor uns ein weiter, mit schütterem Strauchwerk bedeckter Kessel öffnet. Der Rand des Beckens wird von leicht überhöhtem Kiefernwald gebildet. Unsere Straße führt flach abfallend in den Kessel hinein und am anderen Ende nach etwa eineinhalb Kilometern wieder aus diesem hinaus. Die Masse der nach Westen drängenden Soldaten wälzt sich darin dichtgedrängt. Es ist ein breiter Strom von vielen Tausenden Menschen, die offensichtlich hier zum letzten Sturm gesammelt und eben erst in Bewegung gesetzt worden sind.

Nur wenige Kilometer noch, und wir sind durch! Sicher werden wir dabei von den uns erwartenden Verbänden der Armee Wenck mit schweren Waffen unterstützt werden. Bei Offizieren und Mannschaft ist die gleiche Hoffnung auf diesen Beistand spürbar. Sie werden uns helfen! Sie hauen uns heraus!

Beim Anblick des offen vor mir liegenden Kessels halte ich mißtrauisch an. Mindestens 10.000 Mann bewegen sich drängend und einander überholend zum anderen Ende des Beckens. Mir sieht das Ganze nach einer riesigen Mausefalle aus. Haben wir nicht den überlegenen Feind vor Charkow in Nebel und Schneetreiben in die gleiche Lage gebracht und dadurch vernichtend geschlagen?

Ich zögere mit dem Eintritt in das Tal und halte an, was von meiner Kompanie noch angeschwemmt kommt. „Wartet, bis die ersten wieder draußen sind!“

Jetzt ist es soweit! Die Vordersten gelangen unbehelligt in die aus dem Kessel führende Enge. Aus dem Westen steigen zu Hunderten mit fürchterlichem Heulen die Rauchbahnen unserer „Nebelwerfer“ empor. Ein ungeheurer Jubel erfüllt das Tal vor mir. „Sie helfen uns! Sie helfen uns!“ Sie schießen uns eine Gasse durch den Sperriegel des übermächtigen Feindes.

Hinter uns schon das Rasseln von Panzerketten. „Los jetzt, hinein und gleich im Strauchwerk verschwinden!“

Im Donnern der im Westen stehenden Artillerie laufe ich humpelnd als einer der letzten, um noch zurechtzukommen.

Zurechtzukommen zu einem Drama unvorstellbaren Ausmaßes. Die Raketen der Salvengeschütze detonieren in dichten Teppichen inmitten der Deckungslosen. Schwere Steilfeuergranaten gurgeln heran und streuen ihre tödliche Last in die Leiber der Dichtgedrängten. Und immer weiter ergießt sich ein wahrer Strom von Raketen der Stalinorgeln vernichtend und verstümmelnd in den Kessel, aus dem es kein Entrinnen gibt, denn plötzlich sind die Ränder des Beckens lebendig. Aus Kanonen und Granatwerfern, aus Maschinengewehren und den Waffen der Panzer schlägt uns der Tod entgegen, verwundet weiter sich schon am Boden Krümmende, zerfetzt schon Tote und noch Lebende. Der Orkan des Wahnsinns erstickt jede geordnete Bewegung. Deckungsuchend läuft vor mir ein Unteroffizier der Wehrmacht. Plötzlich zerspringt sein Kopf in einem kleinen Feuerball, und ein zerrissener Halsstrunk wird sichtbar. Es hat den Anschein, als laufe sein kopfloser Körper noch ein paar Schritte, ehe er ins Heidekraut stürzt. Verzweifelt suche ich nach einer Deckung, einer winzigen Mulde, einem Loch. Ein Blick zurück zeigt mir eine geschlossene Front von Panzern, die den Eingang zum Kessel geschlossen hat. Aus ihren Kanonen und MGs dröhnt und trommelt ein tödliches Stakkato. Die Schmerzensschreie der Getroffenen und die Rufe nach Hilfe gehen unter im Toben dieses letzten Schlachtens. Neben mir liegt ein etwa 14jähriger Junge. Aus dem

Halsansatz an der Schulter strömt Blut, das seine verdreckten Hände vergeblich zu halten suchen. Er ist nicht zu retten.
Nach einer Ewigkeit – oder waren es Minuten – erlischt das Feuer fast schlagartig. Ein riesiges Totenbett breitet sich im Tal und an seinen Hängen aus. Stöhnen, Schreien, Sterben in der plötzlichen Stille der Waffen. Das Gesicht des Jungen neben mir beginnt die so oft gesehene Blässe anzunehmen. Wie sich die Gesichter von Sterbenden in ihrer letzten Verzweiflung gleichen: der verblutende junge Tommy vor Paradis und dieser Bub, noch in der Uniform der Hitlerjugend, der doch wahrhaftig noch ein paarmal „Mami" sagt, ehe seine Augen starr in diesen gnadenlosen Himmel schauen.
Vorsichtig lasse ich meine Blicke über das Gelände streifen. Wo sind die 10.000 Soldaten, die den Stalinorgeln entgegengejubelt haben? Ich sehe nur einen einzigen aufrecht. Er brüllt ein gequältes Lachen, bis er mit einer seltsam sich ergebenden Gebärde auf die Knie fällt.
„Koom! Koom, deitscher Soldat, koom!" Immer wieder der lockende Ruf. Allmählich hebt sich hie und da ein Kopf, heben sich Arme ergebend in die Höhe. „Koom, Kamerat, koom!" dröhnt der Lautsprecher immer aufs neue. Für unsere Kameraden der Wehrmacht kann es Pardon geben, wenn sie nicht schwerverwundet sind. Wir wissen es. Aber für uns hündische Faschisten – die Männer der Waffen-SS –, wenn man gnädig ist, den Genickschuß.
„Oberscharführer!" Hubich ruft nach mir. Er hat überlebt, sein junger Kamerad ist tot. Ich winke ihn heran. Robbend kriechen wir durch dichteres Gebüsch. Wir müssen hier weg, bevor das große Kassieren der Russen beginnt. Ein Wassergraben behindert unsere Flucht. Beim Durchwaten versinken wir im Schlamm des Untergrundes, bis wir fast zu ertrinken drohen. Am anderen Ufer beginnt eine dichte Kiefernkultur, die uns gut gegen Sicht nach allen Seiten deckt.
Jetzt schnell Stahlhelm und Mützen runter, Uniformröcke aus, Soldbücher in den Sumpf gestampft. Über die feldgrauen Pullover hängen wir Tarnzeltbahnen der Wehrmacht, von denen genug herumliegen. Die Meldetasche mit den Eintragungen der Gefallenen und Verwundeten hänge

ich auf den Ast eines jungen Baumes. Ein Waldarbeiter wird sie einmal finden und dem „Roten Kreuz“ zuführen.
Wir dringen tiefer in das Gehölz ein und wollen hier die Nacht abwarten, um in der Dunkelheit irgendwie über den See zu kommen, der angeblich westlich von hier liegen soll, um doch noch die amerikanischen Linien zu erreichen.
Langsam verstreichen die Stunden. Unten im Todeskessel sammeln die Reste des letzten Durchbruchskeils der 9. Armee zum Weg in die Gefangenschaft.
Ein waffenloser deutscher Soldat stöbert durch das Dickicht und entdeckt uns. „Was ist mit euch? Warum ergebt ihr euch nicht?“ – „Weil wir nach Hause und nicht in ein Gefangenenlager wollen!“
„Aber Blödsinn! Der Krieg dauert nur noch ein paar Tage, danach wird alles entlassen. Wer unterschreibt, nicht mehr gegen die Rote Armee zu kämpfen, kann sich sogar frei bewegen. Wie ich zum Beispiel!“
Ein ANTIFA-Genosse, erkennen wir zu spät. „Trotzdem, wir wollen doch lieber nach Hause! Du wirst uns doch nicht den Iwans verraten?“
„Warum auch? Ihr seid selbst schuld, wenn ihr den umständlicheren Weg gehen wollt.“ Damit verschwindet er.
Zehn Minuten später sehen wir in die Läufe von vier Maschinenpistolen. Der ehemalige Kamerad hat uns also doch verraten. Hubich hilft mir auf. Von den Rotarmisten eskortiert, verlassen wir das Dickicht. Sie verhalten sich vollkommen korrekt und übergeben uns einem Offizier bei getarnt stehenden Panzern. Er bedeutet uns, uns hinzulegen, und läßt uns in Ruhe.
Am Abend werden wir von wüst aussehenden Infanteristen abgeholt, in die Gegend von Beelitz getrieben und zu vielen anderen Gefangenen in den Keller eines Hauses gesperrt. Durch Zufall komme ich neben einem Wehrmachtskameraden zu liegen, der Prontosil-Tabletten bei sich hat und mir davon welche abgibt. Sie helfen, die weitere Entzündung der dick angeschwollenen Wunden hintanzuhalten.
Beelitz – das Ziel unserer Anstrengungen und Opfer – war also im Besitz des Feindes. Die Durchbruchskeile, die in den Tagen zuvor gegen die Russenriegel anrannten, waren aufgrund ihrer stärkeren Bewaffnung

durchgekommen. Wir, die letzten, fast ohne schwere Waffen, hatten nicht mehr die Kraft, die immer neu aufgebauten Sperren zu durchbrechen.

Erst am Morgen des 3. Mai jagt man uns mit Gefluche aus den Kellern, werden wir in Zehnerreihen aufgestellt und Reihe für Reihe gefilzt. Alles, was nur irgendwie von Wert ist, wird uns abgenommen. Ein Bild Elisabeths rette ich unter das Hemd und stelle mit Entsetzen fest, daß ich noch die Erkennungsmarke um den Hals habe. Hubich merkt es auch und erblaßt. Sie muß weg, ohne daß es jemand sieht. Der Kumpel, von dem ich die Tabletten bekam, erzählte mir, daß sie vor wenigen Stunden etwa 40 SS-Angehörige aus den Reihen der Gefangenen geholt und, in Linie angetreten, einen nach dem anderen vor versammelter Front erschossen hätten. Ein anderer wußte von 20 erschossenen SS-Soldaten zu berichten.

Ein dicker Kommissar geht spähend die Front auf und nieder. In seiner Begleitung sind baumlange Kerle mit brutalen Zügen. Lässig zeigt er auf einzelne Gefangene: „Du SS! Du SS!“ Die Langen reißen die Unglücklichen, auch nur weil blond und groß, aus der Reihe. Einer tritt sie in die Kniekehlen, daß sie vornüberstürzen, der patschende Schuß ist das Ende. In der vordersten Reihe stehend, kommt er auch zu mir. Als er meiner ansichtig wird, verzerrt sich sein Gesicht zu wildem Haß. Mich wütend schüttelnd, brüllt er: „Du Wlassow! Du Wlassow!“ und wirft mich wie einen Ball den Langen in die Arme. „Jo, i bin do ka Russ!“ höre ich mich schreien. Einer der Riesen hebt schon den Knüppel, um mich niederzuschlagen, als ein Offizier höheren Ranges, der bisher abseits gestanden war, dem Treiben energisch ein Ende bereitet.

Noch zur gleichen Stunde beginnt der Marsch nach Osten. In dichten Kolonnen wälzt sich eine Menschenmasse hinauf zur Autobahn, um alsbald von Verkehrsreglern der Motorisierten wieder hinuntergejagt zu werden. Die Autobahn gehört auf beiden Bahnen den Mot-Truppen, die in ungeheurer Masse auf amerikanischen Mannschaftswagen neben T 34 und Stalin-Panzern angerollt kommen. Geschwader von Zweimot-Bombern und „Schlachtern“ hängen am Himmel. Fast symbolhaft für unseren Niedergang, taumelt eine wundgeschossene Focke-Wulf dem rettenden Horst entgegen, bis ein Rotstern-Jäger sie mit einem Feuerstoß vom Himmel holt.

In Tagesmärschen wandern alle jene der 9. Armee, die den Durchbruch nicht geschafft haben, von Stadt zu Stadt nach Osten, die Spuren, die wir kämpfend gezogen haben, überschneidend.
Jeder Kilometer, jeder Tag, jeder Ort hat sein eigenes Drama. Vom ersten Tag an begleiten uns Infanterie und Kavallerie als Bewachung zu beiden Seiten. Am Ende der Kolonne treiben sechs mit Maschinenpistolen bewaffnete Rotarmisten die Schwachen und Müden wieder in die Reihe. Sie erschießen aber gnadenlos jeden, der das Tempo nicht mehr mithalten kann.
An der Spitze der 6.000 Gefangenen marschieren die Gesündesten und diejenigen, die am wenigsten strapaziert aus den letzten Schlachten herauskommen konnten. Nach zehn Kilometern streckt sich die Kolonne, nach zwanzig scheiden die Schwachen, Alten und Verwundeten aus, und hinten knallen die Schüsse. Die Toten bleiben auf der Straße liegen. Später haben Todeskandidaten erst an den Straßenrand zu kriechen, ehe sie der kurze Feuerstoß aus einer MP ins Jenseits befördert.
Auf der Strecke zwischen Berliner Autobahn und Trebbin befinden sich neben der Straße einige Kartoffelmieten. Halbverhungert stürzen sich Gefangene darauf, um mit den Händen die Kartoffeln aus der Erde zu krallen. Die Begleitposten schießen in die kleine Gruppe.
Nach über vierzig Kilometern Marsch erreichen wir Trebbin. Wir werden in ein abgetrenntes Gelände gepfercht und lagern auf Steinboden. Die versprochene Verpflegung fällt aus.
Am folgenden Morgen gibt es Roggensuppe, das heißt gekochten Roggen. Wir haben statt der Kochgeschirre, die uns die Russen abgenommen haben, leere Konservendosen. Wer keine hat, kann nichts erhalten. So wird mit einer Dose eine ganze Gruppe Gefangener abgespeist – was kein großes Problem ist, denn jeder schüttet gierig seine Portion in sich hinein, und damit ist der nächste an der Reihe.
Meine Wunden sind trocken, blau angelaufen und sehr stark geschwollen. Das Kniegelenk läßt sich nicht mehr abbiegen.
Als wir zum etwa zwanzig Kilometer entfernten Truppenübungsplatz Zossen aufbrechen, sind die Plätze mit Exkrementen übersät. Niemand

durfte sich absondern – und während des Marsches gibt es keinen Halt dazu. Eine ähnliche Schweinerei habe ich nur einmal auf den Gleisanlagen eines russischen Bahnhofes vorgefunden. Dort hatte man sicherlich einem russischen Gefangenentransport erlaubt, sich zu „entleeren". Jetzt sind wir dran.

Der Marsch ist eine einzige Qual. Um den steifen Fuß nachzubekommen, muß ich bei jedem Schritt die linke Hüfte stark anheben. Jetzt sitzen die Schmerzen auch im rechten Hüftgelenk und dem umgebenden Muskelbereich. Für Verwundete gibt es keinerlei Versorgung, nicht einmal ein Heftpflaster. Ich darf mich wegen meiner Behinderung keinesfalls bemerkbar machen, sonst werde ich von meiner „Hundertschaft" ausgeschieden. Alte, Schwache und Behinderte sind unerwünscht und machen Scherereien. Der Hundertschaftsführer bestimmt, wer zu der Seinen zählt und wer nicht.

Hier, unter dieser bisher fremden Belastung, lerne ich erkennen, daß ein Ritterkreuz oder eine andere Tapferkeitsauszeichnung kein Ausweis für menschliche Größe ist. Schon werden die ersten Anbiederungsversuche hochrangiger Heeresoffiziere erkennbar – für uns Angehörige der Waffen-SS ein ganz unverständlicher Vorzug. Sie sind schon dabei, sich in Offiziershundertschaften zusammenzuschließen, und marschieren, das Tempo bestimmend, flott vorne weg. Die armen Hunde sollen zusehen, wie sie mit dem Ziehharmonika-Effekt einer langen Marschkolonne fertig werden. Wenn sie vorne im Infanterie-Marschtempo losziehen, muß in der 1200. Fünferreihe zeitweilig gelaufen werden.

Zossen erreichen wir schon gegen Mittag: Zeit genug für einen deutschen Major, um über Lautsprecheranlage einen Vortrag über die große Sowjetunion zu halten, die unserer gar nicht bedarf, um die Kriegsschäden in ihrem Land zu beheben.

Während wir einen Latrinengraben ausheben, tönen die Worte des Redners zu uns herüber. Zum erstenmal vernehmen wir das Wort „Genosse" aus dem Mund eines Offiziers, und „Väterchen Stalin" schmeichelt seine Lippen nicht nur einmal.

Am Abend sollte es Roggensuppe und ein Stück Brot geben. Fällt aus – wir hatten ja schon heute morgen etwas. Morgen marschieren wir weiter.

5. Mai 1945: Auf zum 30-km-Marsch nach Luckenwalde. Ich brauche lange, bis ich mein strapaziertes Bein so weit habe, daß ich unter starken Schmerzen humpeln kann. Die Kniekehle ist ein unförmiger Klumpen geworden und steinhart; kein Eiter, nur blau.
Es ist wahnsinnig heiß geworden. Wir überqueren Bäche, in denen wir unseren Durst stillen könnten. Die Reiter tränken ihre Pferde und grinsen uns hämisch an. Wassereimer, die die Bevölkerung in den Orten an den Straßenrand gestellt hatte, werden von ihnen mit Absicht umgeritten.
Am Ende der Kolonne wird gestorben. Dort sterben die alten Volkssturmmänner – die schon im Ersten Weltkrieg ihre Leiden abbekamen –, die abgezehrten Kranken und Beinverletzten. Wenn ich glaube, nicht mehr weiter zu können, brauche ich nur zurückzusehen, wo, ohne auch nur dabei anzuhalten, gemordet wird.
In der Stadt Luckenwalde wirft die Bevölkerung Brotstücke aus den Fenstern auf die Gefangenen. In der Enge der Straße stürmen die Hungernden nach den fallenden Broten und trampeln auf die sich Bückenden. Zu Krumen zerrissen, gelangt es unter die Stiefel der sich Raufenden.
Wir biwakieren im Freien. Kein Wasser nach diesem heißen Tag. Der Durst mußte mit der Roggensuppe gestillt sein. Der treue Hubich läßt mich in seinen Blechspiegel schauen. Ich sehe zum Erschrecken aus. Kein Wunder, daß man mich für einen russischen Wlassow-Soldaten gehalten hatte.
Auch heute kein Brot. Wir können vor Durst, Hunger und Erschöpfung nicht schlafen. Das Wecken erfolgt mit einer MP-Salve. Die Offiziere – ungefilzt von behaltenen Beständen zehrend – springen eifrig auf und mimen erfolglos Vorgesetzte.
Aus einer Ecke kommt es, erst von wenigen, dann immer lauter: „Wasser! Wasser! Wasser!“ Übernommen von Hunderten, brüllen Tausende: „Wasser! Wasser! Wasser!“ ohne Ende.
Die Posten treten geschlossen auf und machen Anstalten, in die Menge zu schießen. Sie feuern auf Kommando – über die Köpfe der Liegenden und Hockenden hinweg. Ohne Erfolg, keiner rührt sich. Die Russen machen keinerlei Anstalten, irgend etwas Trinkbares heranzuschaffen, es werden

auch keine Feldkessel angeheizt, um Roggen zu kochen. Sie wollen uns wieder ohne Verpflegung und Wasser weitertreiben.
„Habt kein Erbarmen!“ – Schukow. „Schuldig sind sie alle!“ – Ehrenburg. Was kann so viel Haß hervorgerufen haben?!
Wir sind vollkommen ausgedörrt in Hals und Mund. Aus den „Wasser!“-Schreien wird nur mehr Gekrächze, das alsbald erlischt. Vollkommen apathisch nach dieser Nacht, erhebt sich keiner.
Nach einer Stunde werden die Posten deutlich unsicher. Ein Offizier erscheint in Begleitung einer ausgesprochen hübschen Dolmetscherin. Über den Lautsprecher läßt er sie in ihrem fehlerfreien Deutsch erklären: „In einer halben Stunde Antreten in der üblichen Marschordnung. Jede Hundertschaft bekommt zehn Brote außerhalb der Stadt. Dort sind an einem Fluß die Feldkessel aufgestellt, die heißen Tee und anschließend Roggensuppe ausgeben werden. Dann wird weitermarschiert nach Baruth. Am Bach kann sich vorher noch gewaschen werden.“ Ein Mann soll vortreten und soll Sprecher für die Gefangenen sein. Eilfertig erhebt sich einer aus der Offiziershundertschaft, wird aber sofort niedergeschrien. Ein etwa 30jähriger Gefangener erhält das Vertrauen für dieses Amt. Er ist Sudetendeutscher und kann sich auf tschechisch einigermaßen verständlich machen, wenn kein Dolmetscher dabei ist.
Es läuft dann auch genauso ab wie versprochen. Der Offizier im Majorsrang und seine Dolmetscherin, vermutlich Studentin, sind am Fluß zugegen und kontrollieren die Ausgabe von Tee, einer Scheibe Brot und angereicherter Roggensuppe.
Im Bach waschen wir uns ohne Seife den dicksten Dreck vom Gesicht und saufen wie die Gäule aus dem übelriechenden Gerinne. Der Major erklärt sein Versprechen für erfüllt und sagt, daß wir jetzt den Bereich seiner Zuständigkeit verlassen werden.
Auch dieser Maitag entwickelt eine irrsinnige Hitze. Heute ist es hinten etwas ruhiger, die „Ausfälle“ sind geringer. Kurz vor Baruth erkenne ich die Stelle, wo ich die gefangenen Russen in den Wald entlaufen ließ, „dafür sorgend, daß sie uns nicht gefährlich werden können“ oder so ähnlich; etwas weiter dann ein verwüsteter Platz, wo wir in den Feuerüberfall schwerer Artillerie geraten waren. In einem noch rauchenden Granattrichter

hatte ich, wie noch nie zuvor, bei jedem Heranheulen der Granaten das Reißen und Ziehen im Nervenstrang des Rückgrates verspürt. Schon Vergangenheit.

Auch in dieser Stadt stehen Frauen und alte Männer mit gefüllten Wassereimern am Straßenrand. Es entwickeln sich die gleichen Szenen wie in Luckenwalde. Wer von seinem Eimer nicht zurückweicht, kommt unter die Hufe.

Bis zum 8. Mai lagern wir auf einer Wiese nahe Luckau. Über den Lautsprecher werden wir von der bedingungslosen Kapitulation benachrichtigt. Es berührt uns nicht mehr allzusehr. Wir haben es ja längst kommen sehen. Mich bedrängt viel mehr, daß ich meinen Tabletten-Kameraden aus meinem Gesichtskreis verloren habe. Mit seiner Hilfe hat sich die Entzündung in der Kniekehle nicht weiter ausgebreitet. Hubich hält treu an meiner Seite aus. Er bemüht sich um Erleichterungen, die er mir verschaffen kann.

Ein ganz junges Mädchen, blond und hübsch wie aus einem Märchenbuch, schleppt unentwegt in Kochgeschirren und einem Korb mit Konservendosen Wasser heran, um den nächsten Gefangenen den Durst stillen zu helfen. Die Posten am Rande des Lagers lassen sie gutmütig passieren, bis andere die Vorgänge beobachten und das Mädchen bei seinem nächsten Eintreffen abfangen. Einer, es ist der Offizier, der bisher immer an der Marschkolonne entlanggeritten ist, bekommt von ihr noch einen Schlag ins Gesicht, doch dann sind sie über dem Mädchen und drängen es in einen Schuppen außerhalb der Lagerstätte. Schweigend vernehmen wir das hilflose Schreien des Mädchens, das mit einem Schlag abstirbt. Nach einiger Zeit kommen die Rotarmisten aus der Hütte und verschwinden aus unserem Blickfeld. Wir wollen in der Hütte Nachschau halten, das wird uns aber verwehrt. Nur ein Mann – ein älterer, selbst Vater von Töchtern – darf aus der Sperre, um nachzusehen. Als er wiederkommt: „Vergewaltigt und umgebracht!“ „Kapuut!“ schreit er den nächsten Posten an. Ein Rohling aus unseren Reihen meint kalt: „Ist ihr wohl zu stark geworden, der kleinen Jungfrau!“ Unser Reservist hat sie mit heruntergezerrtem Trainingsanzug, geknebelt auf eine Werkbank gebunden, aufgefunden. Das Wäschestück in ihrem Mund war blutgetränkt, das Gesicht von Schlägen traktiert. Sie ist

erstickt, nachdem sie erlitten hatte, was man den Sowjetsoldaten aufgetragen hatte.
Nach dem Wiesenlager in Luckau marschieren wir nach Calau. Die Russen benehmen sich total verrückt. Sie feiern die Kapitulation auf ihre Art, sie saufen – und sind im besoffenen Zustand unberechenbar. Jetzt funktioniert überhaupt nichts mehr. Keine Verpflegung, aber immer wieder ihr verzücktes „Germansky kapuut, Gitler kapuut!“
10. Mai: Grob überschlagen, haben wir seit dem 3. Mai 200 Kilometer zurückgelegt, bei täglich einer Scheibe Brot und (oder) einer Dose Roggensuppe oder überhaupt nichts. Nur an einem Tag gab es zusätzlich Tee, oft nicht einmal Wasser.
Der Zustand meiner Wunden – bei richtiger Versorgung von keiner großen Bedeutung – hat sich weiter verschlechtert. Das Blau der Wundumgebung hat ein Rot angesetzt, das sich deutlich aufwärts bewegt. Ich bilde mir ein, Fieber zu haben. Mein rechtes Hüftgelenk ist durch das Nachziehen meines steifen linken Beines überstrapaziert. Heute wird wohl das große Aus kommen. Die sind imstande und treiben uns zu Fuß bis an den Ural.
Beim Abmarsch verlasse ich meine Hundertschaft und mogle mich in eine ein, die gleich hinter den Offizieren marschiert. So habe ich eine „Reserve nach hinten“, wenn ich rastend nicht mehr weiter kann. Schon am Vormittag falle ich immer weiter zurück.
In einem kleinen Ort stehen massenhaft russische Soldaten an der Straße. Sie sind ausgelassen fröhlich – und haben allen Grund dazu. Sie springen in die Kolonne, reißen Gefangene aus der Marschordnung und ziehen ihnen die Stiefel aus. „Dawai tschari! Dawai dengi! Nix Urra?“
Einer hat an der Hand eines Gefangenen einen Ehering erspäht. Er reißt den Mann aus der Reihe und verlangt den Ring, der ihm verweigert wird. Ein Offizier kommt zu der Szene, schlägt seinem Soldaten wütend die Faust ins Gesicht und schickt den Pleni (Gefangenen) wieder in die Kolonne. Daraufhin weichen alle Russen respektvoll vom Straßenrand zurück. Dieser Offizier hält offensichtlich nichts von den ihm aufgetragenen Empfehlungen. Es war in wenigen Tagen das zweite Beispiel.
Selbst das Gesehene berührt mich nicht mehr sonderlich. Ich spüre immer deutlicher, daß es so nicht mehr weitergeht. Ich falle immer weiter zurück.

Hubich hilft – selbst total erschöpft wie die anderen. Nach einigen Kilometern lege ich mich neben den Stiefeln der Vorbeimarschierenden auf die heiße Straße. Hinten warten sie schon auf mich.
Hubich will, wie schon stets, das Tragen meines Rucksackes übernehmen. Er hat selbst an seinen zwei schweren Lazarettdecken zu tragen. Jede Kleinigkeit an Gewicht wiegt in diesem Zustand dreifach. „Laß es sein, es ist endgültig!“ Längst hat er meine Heimatadresse auf einem kleinen Zettel. Irgendwann, irgendwo wird es ihm gelingen, meine Mutter und Elisabeth zu benachrichtigen.
Die Stiefel trampeln vorbei. Hubich will mich aufrichten. „Mensch, hau ab! Du kannst durchkommen!“ Mit seinem Ausharren bei mir kommt er selbst immer weiter in die Gefahrenzone. Er geht erst, als die letzte Reihe passiert. Dann kommt dreißig Schritte lang nichts, danach zwei Fremdländische in deutschen Uniformen ohne Gepäckbelastung. Der eine hat einen Knüppel, der andere einen zusammengelegten Strick. Der eine rammt mir den Knüppel ins Kreuz und zerrt mich hoch, sein Kumpan schlägt mir den Strick um den Nacken. Sie prügeln mich noch eine kurze Strecke der Kolonne nach, und ich werde von den beiden an den Straßenrand getrieben. Der Offizier, der von dem jungen Mädchen einen Schlag ins Gesicht abbekam, ist auf seinem Pferd plötzlich neben mir. Die zwei Prügler verschwinden, eilen der Kolonne nach. Das Exekutionskommando – den Konvoi abschließend – marschiert, die ganze Straßenbreite einnehmend, vorbei. Der Mann auf dem Pferd läßt sich Zeit, genießt das Kommende wahrscheinlich. Ich hätte nicht einmal gesund eine Chance, zu entfliehen. Ich blicke zu Boden, rundum lauter Scheiße, wohl von vorigen Gefangenenkolonnen, denen man gnädig eine Rast erlaubt hatte. Kein schöner Ort zum Sterben. Ich blicke hoch und sehe den höhnisch Grinsenden die Pistole dem Halfter entnehmen. Ich wende mich ab – warte, ohne noch etwas zu denken, auf das Sterben.
Wütendes Sprechen, ganz nahe. Ich drehe mich um. Neben dem Pferd steht ein russischer Soldat, der energisch-böse auf den Berittenen einspricht, bis dieser verdutzt seine Waffe wieder wegsteckt.
Vom Pferd des Offiziers vorher ins Gebüsch gedrängt, zieht mich der Soldat wieder an den Straßenrand zurück und läßt mich hinkauern. Die Kolonne

sehe ich nur mehr in der Weite. Pferdewagen kommen angerollt mit Feldkesseln, allerhand Gerät und Proviant. Der Soldat hält einen an und hilft mir, mich hinten hinaufzusetzen. Ich finde Platz, mein steifes Bein unterzubringen, und schlafe im Rumpeln der eisenbereiften Räder sofort ein.

Sonnenwende 1945

Es mögen Stunden vergangen sein, als das Rumpeln der Räder aufhört und ich davon wach werde. Zu meiner Überraschung hat das Gespann neben dem Portal eines Krankenhauses – jetzt Lazarett – angehalten. Der Soldat, der mich durch sein Eingreifen vor dem Erschießen gerettet hat, bedeutet mir, abzusteigen. Erst jetzt beachte ich die Reihe der Orden an seiner Brust.
Während ich von Schwestern in Empfang genommen werde, verschwindet der Iwan, wortlos und ohne auf Dank auch nur zu warten, mit Kutscher und Pferdchen.
Ab dem zweiten Stock ist das Krankenhaus von Senftenberg für Kriegsgefangene bestimmt. Aus einem der Zimmer bringt man die Leiche eines Volkssturmmannes, dessen Bett ich beziehen kann. Mir gegenüber liegt noch ein alter Mann in den letzten Zügen. Am nächsten Morgen bringen ihn genesende Kriegsgefangene in die Totenkammer.
In den folgenden Wochen verlassen die jüngeren Genesenden aus meinem Zimmer das Lazarett und werden in Gefangenenlager gebracht. Sie waren noch während der Kampfhandlungen hierher verbracht worden und keinerlei Schikanen ausgesetzt gewesen.
Neuen Berichten nach sollen die Kriegsgefangenen der Waffen-SS in den Senftenberger Kohlengruben arbeiten. Lebenslänglich, wie behauptet wird.

Von Beginn meiner Einlieferung an betrachte ich weiterhin als oberstes Gebot die lückenlose Tarnung hinsichtlich der Zugehörigkeit zur ehemaligen Waffengattung. Für die Männer der Waffen-SS geht der Krieg

unter anderen Regeln weiter. Erkannt zu werden, ist immer noch mit dem Tod oder Dauerhaft gleichzusetzen.
Das Lazarett hat mit all seinen Menschen den Einzug der Roten Armee verhältnismäßig gut überstanden. Die Sowjets verhielten sich menschlich, wenn sie nicht unter Alkohol standen. Von Beginn an wurden die Alkoholbestände vernichtet. Die Schwestern machten sich unscheinbar und hatten samt und sonders Tuberkulose und Syphilis. Nur die Nennung dieser Krankheiten genügte schon, um sich Zudringliche vom Leib zu halten.
Im übrigen herrschte auch in Senftenberg nach russischem Brauch drei Tage lang Plünderungs- und Schändungsrecht, das nach Einsetzen der russischen Ortskommandantur beendet und durch geregelte Ordnung ersetzt wurde.

Ich bin als Herbert Brunnegger, bis 1944 Obergefreiter der Deutschen Wehrmacht, zuletzt verpflichtet zu Aufräumungs- und Bergungsarbeiten in Berlin, im Aufnahmebuch des Lazarettes eingetragen. Mit Hilfe einer aus dem Ruhrgebiet stammenden Rotkreuzschwester lasse ich meine Uniformstücke verschwinden. Aus dem Dachboden-Magazin besorgen wir Rock und Hose von ehemals eingelieferten Bombenopfern. Schwester Mathilde wäscht das Blut aus den Kleidungsstücken und bessert sie etwas aus. Mit einem Bindfaden lasse ich auf gut Glück einen Zettel zu den Fenstern des Frauentraktes hinunter, mit der Bitte um Hemd, Binder, Schuhe, Größe 43, und Socken. Als ich nach dem Dunkelwerden wieder die Schnur hinunterbaumeln lasse, wird ein Paket mit sämtlichen erbetenen Sachen darangehängt.
Inzwischen haben sich zwei junge Leutnants der ehemaligen Wehrmacht entschlossen, etwas für die Rote Armee zu tun. Niemand kann sagen, ob und von wem die beiden beauftragt sind, die noch im Lazarett befindlichen Kriegsgefangenen zu überwachen. Ihr Erstaunen ist natürlich groß, als sie bei einer Zimmervisite auf dem Stuhl neben meinem Bett die Zivilkleider vorfinden. Ebensogroß ist natürlich meine Überraschung, bisher als Soldat betrachtet worden zu sein.

Seitdem ich wehrlos dem Sieger und seiner Willkür ausgesetzt bin, ist mir klar, daß ich mich seinem Griff mit legalen Mitteln nicht entziehen kann. Der Kampf der beidseitig Bewaffneten ist zu Ende. Jetzt trägt nur mehr der Sieger das Schwert und bestimmt, was Recht war und ist. Dem Besiegten wird die Rolle des Alleinschuldigen zugeordnet und aufgetragen, alle Demütigungen und Gewaltakte mit einem ständigen „mea culpa" entgegenzunehmen. Einsatzwille und Kameradschaft gelten nicht mehr. Die Kameraden sind tot. Sie faulen in den Sümpfen des Nordens dem Jüngsten Tag entgegen, und im Süden werden Straßen und Städte über ihren Gräbern gebaut.
Die neuen Waffen heißen: Frechheit, Verstellung, Irreführung, Riskieren, Lüge und unbedingter Wille, die Heimat zu erreichen. Auf der Bank neben meiner Tür wechseln sich die beiden Leutnants in der Bewachung des Verdächtigen ab, auf daß er nicht entfleuche, während ich bei jeder Gelegenheit versuche, mein durch die Behandlung und Ruhigstellung schwach und steif gebliebenes Bein wieder aktionsfähig zu machen. Der Salbenverband hat geholfen, der Eiter ist abgeflossen, das Fleisch im Kniegelenk wieder weich. Es bedarf der Ruhe und allmählichen Wiedergewöhnung an die Aufgaben eines Beines.
An einem Morgen werfe ich mich – nachdem meine Offiziers-Ehrenwache abgezogen ist, um den versäumten Schlaf nachzuholen – rasch in die mir fremd gewordene Zivilkleidung. Ziemlich genau sieben Jahre lang hatte ich keine mehr am Leib. Mit der Aktenmappe Schwester Mathildes unter dem Arm schreite ich forsch an den russischen Doppelposten am Portal vorbei, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen. Schon weit entfernt, kommt mir ein junger Mann entgegen, stutzt, bleibt stehen und ruft mir nach: „Hör mal, Kumpel, wenn du so weitergehst, kommst du keine tausend Schritte weit. Heute marschiert man nicht mehr links-zwo-drei-vier, heute stecken die Hände in den Taschen, und man hat es nicht eilig."
Er hat mich auf Anhieb erkannt. Er sagt mir auch, daß hier in Senftenberg ein Bataillon der Waffen-SS stationiert war, was mich nicht sehr entzückt. Er zeigt mir abschließend noch die russische Ortskommandantur und meint noch: „Nun überspann den Bogen mal nicht, und sei auf Draht! Ein Unteroffizier wollte auch abhauen. Er kam nur bis zur Elbe und wurde

anschließend als abschreckendes Beispiel umgelegt. Die Amis nehmen dich nicht auf und übergeben dich den Russen.“ Gut zu wissen, was einem im Falle des Versagens blüht.

Mir ist einigermaßen mulmig, als ich die Stufen zum Stockwerk der russischen Ortskommandantur emporgehe. Eine junge Frau in der Uniform der Roten Armee nimmt meine Bitte nach einem Passierschein nach Innsbruck in Österreich entgegen. Sie sagt nur kurz: „Papiere?!“

„Nix Papiere, Bomben! Papiere kaputt!“ Mit einem nachsichtigen Lächeln erklärt sie mir in bestem Deutsch, daß der Herr Major üblicherweise ohne Papiere keine Passierscheine ausstellen würde, aber sie würde meinen Namen notieren, und ich solle am 8. Juni um 8 Uhr morgens nochmals kommen. Da wäre Passierschein-Ausgabe.

Mit der leeren, aber so unendlich wichtigen Aktenmappe unter dem Arm komme ich unangefochten an den MP-Posten am Lazarettor vorbei und erreiche unbeobachtet mein Zimmer. Klamotten aus – und blitzartig ins Bett.

Bis zum 8. Juni sind es noch einige Tage. Es gibt noch allerhand vorzubereiten. Ein Seil muß beschafft werden, an dem ich mich in den Garten hinunterlassen kann. Und Verpflegung muß heran, damit ich mich vorher noch sattessen kann, um ein paar Tage ohne Proviant auskommen zu können. Eine Landkarte beschafft mir Schwester Mathilde.

Bezüglich der Essensbeschaffung versuche ich es noch einmal mit dem Bindfaden. Am 6. Juni baumelt wieder ein Zettel vor einem Fenster der Frauenabteilung, vorwiegend von Frauen belegt, die von Rotarmisten verletzt oder geschlechtskrank geworden waren. Meine Bitte, am 7. Juni abends, wenn möglich, etwas Eßbares an meiner Schnur zu befestigen, wird prompt erfüllt. Nach dem Dunkelwerden lasse ich meine Schnur wieder hinunter und ziehe ein Kochgeschirr voll mit herrlichem Kartoffelsalat herauf. Tausend Dank der oder den unbekannten Helferinnen, die das zweimalige Risiko, mir zu helfen, auf sich genommen haben!

In der kommenden Nacht futtere ich das Kochgeschirr leer und warte auf die ersten Anzeichen des Tagwerdens. Als ich das erste Grau am Nachthimmel erkenne, befestige ich mein Seil am Heizkörper und lasse mich behutsam und leise daran hinunter. Ich laufe durch den Garten zur

Parkmauer, ein Sprung, und ich bin oben. Fast direkt unter mir stehen zwei russische Posten, die sich angeregt leise unterhalten. Als sie nach endlos scheinender Zeit auseinandergehen, hetze ich auf Socken über die Straße und verschwinde über einen Zaun des gegenüberliegenden Villenviertels weiter in den angrenzenden Wald. Als alles ruhig bleibt, ziehe ich die Schuhe an und erwarte versteckt den Tag. Schwester Mathilde wird jetzt das Seil einholen und wieder in die Gerätekammer bringen.

Pünktlich um acht melde ich mich auf der Ortskommandantur. Im Amtszimmer befinden sich schon mehrere Personen, um ihre Passierscheine abzuholen, von denen die Dolmetscherin ein ganzes Bündel in der Hand hat und daraus verteilt. Am Kopf eines der Scheine erspähe ich die in kyrillischer und deutscher Schreibweise eingetragenen Namen. Bei ihrem Umblättern erkenne ich das „Brunnegger“ und platze sofort heraus: „Das bin ich!“ Mit einem, wie mir scheint, wissenden Lächeln überreicht sie mir ohne Ausweisleistung den so wichtigen Passierschein.

Als ich nun die Stiege hinuntergehen möchte, sehe ich am Aufgang unter mir einen meiner Leutnants mit dem Lazarettdirektor heraufkommen. Hat man das Seil und meine Abwesenheit schon entdeckt? Verdammt, wohin jetzt nur?! Ober mir ist nur die sichtbar verriegelte Dachbodentüre. Aber das Amtszimmer hat eine Doppeltüre. Ich kann mich hinter der äußeren verbergen; kurze Unterhaltung der beiden vor meiner Türe: „Ich halte es für das beste, wenn sich der Herr Major den Burschen vorführen läßt und ihn einmal gründlich durchleuchtet. Der Kerl macht es sich sonst zur Gewohnheit und geht bei uns ein und aus, wie es ihm beliebt!“ Also ist meine Flucht noch nicht entdeckt, aber meine „Ausgänge“ blieben offensichtlich nicht unbeobachtet.

Wenige Minuten später nehmen mich die Kiefernwälder um Senftenberg auf. Der graue Sand unter den Schuhen dämpft jeden Schritt. Ich meide Straßen und Wege und mache um jede noch so kleine Ansiedlung einen großen Bogen. In weiter Entfernung höre ich immer wieder Kolonnengeräusche von Fahrzeugen. Das muß ich im Ohr behalten, es weist mir den Weg nach Westen – zur Elbe. Das Ziel ist die Heimat.

Am Abend des ersten Tages trete ich – frech geworden – aus dem Wald auf die Straße, um schneller voranzukommen. Hinter einer scharfen Kurve sehe ich mich unvermittelt einer riesigen Menschenkolonne gegenüber, die sich auf mich zubewegt. An Flucht ist nicht mehr zu denken, will ich nicht auffallen. So ziehe ich ruhig weiter und lasse die Masse an mir vorbeitrampeln. Als ich am Ende dieser Begegnung meinen Weg fortsetzen möchte, werde ich von einem diesen Transport begleitenden russischen Offizier gestoppt, der, eine junge Soldatin an seiner Seite, auf einem leichten Wägelchen den heimziehenden Polen folgt. Er will mich kurzerhand in den Haufen eingliedern und läßt sich erst von meiner Unzuständigkeit überzeugen, als ich ihm meinen Passierschein vorweise und nach Westen deute. Mit einem „Charascho" („gut") gibt er mir den Schein mit einem abschließenden Blick auf den Hammer-und-Sichel-Stempel zurück. Es gibt ja auf der Flucht befindliche Landser, die sich einen derartigen Stempel aus einer glattgeschnittenen Kartoffel gefertigt haben.
Aufatmend setze ich meinen Weg fort, doch ziehe ich es vor, wieder in den Wäldern unterzutauchen, als zu meiner Linken ein Feldflugplatz mit russischen Jagdflugzeugen auftaucht, deren feuerrote Propellerkappen weithin zwischen den Stämmen leuchten.
Auch in der Nacht bewege ich mich weiter. Zum Schlafen ist es ohne Decke ohnedies zu kalt. Im Tagwerden rauscht dann ein Gewitterregen nieder, daß mir vor lauter Wasser fast die Luft wegbleibt. Sobald die Sonne wieder kräftig wärmend am Himmel steht, hänge ich meine Kleidung zum Trocknen auf einige Äste und lege mich zum Schlafen auf das Heu eines verfallenen Stadels.
Am späten Nachmittag des nächsten Tages erreiche ich bereits Riesa an der Elbe (wie ich meine, in Wahrheit handelt es sich um das diesseitige Röderau). Ich treffe auf flüchtende Landser, die mir die Aussichtslosigkeit, die Demarkationslinie an der Elbe zu überschreiten, schildern. Russen wie Amis schießen auf alles, was in der Elbe schwimmt. Für die Überlegung, wie der Übergang zu schaffen wäre, lasse ich mir Zeit. Soll ich die Nacht abwarten? Wenig Aussicht auf ein Gelingen, wie gesagt wurde. Die Ufer werden ständig durch Geländewagen kontrolliert, auf beiden Seiten. Die

Elbe wird mit Scheinwerfern angestrahlt. Sie schießen mit Maschinengewehren selbst auf schwimmendes Treibholz, hinter dem sich jemand verbergen könnte. Das Verhältnis Iwans – Amis soll sich merklich abgekühlt haben. Kein Wunder, wurde doch von unserem Stab ein Funkspruch abgefangen, in dem die Sowjets angehalten wurden, beim Auftreffen auf die amerikanischen Linien den Amis kräftig „Zunder“ zu geben – damit diese merken, womit sie es bei ihnen zu tun haben. Das Ganze wäre natürlich auf einen „bedauernswerten Irrtum“ zurückzuführen.
Also was nun? Bis hierher und nicht weiter? Auf meinen Passierschein kann ich mich nicht mehr verlassen. Der muß hier an diesem Hauptkontrollbereich sogar verschwinden. „Ortskommandantur Senftenberg“ – SS-Bataillon Senftenberg – Kohlengrube Senftenberg …
Wenn sie mich schnappen, legen sie mich um. Ich darf jetzt von überall herkommen, nur nicht vom nahen Senftenberg. Was liegt schon zwischen dort und Riesa? Ruhland, Ortrand, Großenhain – vielleicht 50 Kilometer. Wald- und Wiesen-Kilometer waren es natürlich mehr; trotzdem eine zu geringe Sicherheitsdistanz. Ich verstecke meinen Passierschein unter einem Ziegel, sodaß ich ihn jederzeit wieder zu finden vermag.
Von einem überhöhten Platz aus beobachte ich die Übergänge. Unter mir wird an der Stahlkonstruktion einer Brücke gearbeitet. Es sind Arbeiter in Zivil, keine Pioniere. Ich erkenne an beiden Brückenenden Wachen der Russen und Amis. Die Russenwachen unter mir sind nicht sehr aufmerksam, sie spielen mit kleinen Kindern. Diese zeigen sich sehr vertraut, haben nicht die geringste Furcht vor ihnen.
Jetzt! Wenn, dann jetzt! Ich nähere mich forsch der Brücke, nehme den nächsten eisernen Werkzeugkasten auf, hänge den Riemen um die linke Schulter und trete mit einem schweren Hammer in der Rechten an das massive Stahlgerüst. Meine vorher aufgekrempelten Rockärmel weisen mich als zugehörigen Arbeiter aus. Die Arbeiter – vormals vielleicht noch Kriegskameraden – sehen zwar manchmal erstaunt auf, verraten mich jedoch nicht. Ein paar Schläge mit dem Langstieligen an die Eisenkonstruktion, genaues Hinhorchen auf den Klang. Nochmals. Weiter, auf die andere Seite. Dasselbe. Einige Schritte weiter. Klopfen, wieder zurück, wieder vor, immer brav klopfen und lauschen. Ich habe es von

Eisenbahnern gesehen, wenn sie mit einem Hammer gegen die Radkonstruktion der Eisenbahnwaggons schlugen. Bald habe ich die Mitte der Brücke erreicht und setze mein Spielchen fort: immer wieder vor und zurück. Nachdem ich drüben angelangt bin, passiere ich die gelangweilt dreinblickenden Ami-Posten. Ich bin durch!
Am Stadtrand finde ich in der Scheune eines Gutsbesitzers ein Strohlager, auf das ich mich müde und sehr erleichtert werfe. Freundliche Hände reichen mir den ersten Bissen Brot seit meiner Kartoffelsalat-Sonderration und ein paar Schlucke kuhwarme Milch, ehe ich in einen tiefen und unbesorgten Schlaf versinke.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne durch die breite Einfahrt der Scheune und läßt den Staub in ihren Strahlen lustige Tänze vollführen. Ohne aus dem Stroh zu kriechen, genieße ich behaglich das Bild der Ruhe. Erst jetzt fühle ich, daß es nun auch für mich Frieden geworden ist. Von den freundlichen Gutsleuten bekomme ich noch kräftig zu essen, ehe ich mich am späten Vormittag weiter auf den Weg mache. Bald finde ich den bezeichneten, nach Südwesten führenden Schienenstrang und folge den tot daliegenden Geleisen. Als die Sonne schon hoch steht, kommt von hinten eine Dampflokomotive angebraust. Ohne große Hoffnung winke ich dem Lokführer, er möge mich mitnehmen. Ein paar Griffe an den Hebeln, und das Ungetüm kommt zum Stehen. Vorne, oberhalb der Puffer, befindet sich eine kleine Plattform, auf der ich Platz nehmen kann. Eine Zeitlang genieße ich es, so ohne alle Anstrengung Richtung Heimat zu brausen, um schließlich in der warmen Sonne einzuschlafen.
Ein Zischen und Schnaufen von vielen Dampfloks, lautes Stimmengewirr und stählernes Hämmern reißen mich aus dem Schlaf. Verdutzt finde ich mich in einer Bahnhofshalle zwischen Frauen, Kindern, alten Männern und – Rotarmisten! Meine Bestürzung über diese Tatsache muß man mir nur zu gut ansehen. Eine junge Frau in Begleitung einer alten Dame fragt mich nach dem Woher und Wohin. Nach ihrer Auskunft befinde ich mich in Chemnitz, derzeit eine russische Enklave im amerikanisch besetzten Gebiet.

Eine Einladung, mit nach Hause zu kommen, um mich einmal gründlich zu waschen und mich am nächsten Tag mit ihrer Hilfe wieder aus Chemnitz fortzumachen, nehme ich dankbar an. Wie sich aus der Unterhaltung nach dem bescheidenen, aber so herzlich angebotenen Abendessen ergibt, befindet sich der Mann der jungen Frau als Fliegeroffizier irgendwo im Südosten des zusammengebrochenen Reiches, ist also dort, wo ich hin will. Mit den Worten: „Hoffentlich ist auch in Ihrer Heimat jemand, der unserem Werner eine Schüssel Suppe reicht“ verabschieden sich am nächsten Morgen die beiden gastfreundlichen Frauen, nachdem sie mich quer durch die Stadt bis an die Nähe der Autobahn, welche die Demarkationslinie bildet, gebracht haben. Alle Autobahn-Übergänge und -Durchlässe werden von Sowjetsoldaten kontrolliert. Auf der gegenüberliegenden Fahrbahn flitzen die Streifenwagen der Amis die Demarkationslinie ab. In einem unbeobachteten Augenblick springe ich an einen der weiten Wasserdurchlässe der Autobahn heran und krieche darin hindurch. Drüben angekommen, bin ich zum zweitenmal „durch“.
Ob ich im amerikanischen Besatzungsbereich bleiben würde, sollte von meinen Marschleistungen abhängig werden. Zu meiner nicht geringen Überraschung erfuhr ich von den hilfsbereiten Frauen, daß die Russen darangingen, ihren Besatzungsbereich über ganz Sachsen und Thüringen auszudehnen. Hätte ich meine Flucht nur um 24 Stunden später angetreten, wäre ich in die Truppenbewegungen der Russen geraten.
Schon in den ersten Orten, die ich passiere, ist die Erregung der Bevölkerung erkennbar. Während einige mit roten Fahnen ausgestattete Jünglinge an den Ortseingängen ihre neuen Herren erwarten, steht die Masse der Einwohner bedrückt und unruhig vor den Türen ihrer Häuser. Mit geübtem Blick werde ich als Flüchtender erkannt und auf einen Teller Suppe eingeladen. Aus so manchem Fenster bekomme ich ein Stück Brot gereicht. Die Hilfsbereitschaft dieser Menschen wird in einer mich fast beschämenden Selbstverständlichkeit angeboten.
Abends erreiche ich Glauchau. Es haben mich bereits Gerüchte von Exzessen der Russen eingeholt. So sollen die allzu empfangsfreudigen Jünglinge in manchen Orten kurzerhand kräftig verprügelt worden sein.

In Glauchau passiere ich mächtige Werksanlagen. Ein ehemaliger Soldat, der gerade auf dem Weg zur Arbeit ist, gibt mir den Tip, mit ihm gemeinsam das Werkstor zu passieren, denn schon in der nächsten Stunde würde die Stadt den Besatzungswechsel vollziehen. Innerhalb des riesigen Werksgeländes erklärt er mir meine Marschroute: „Wenn du dann auf der anderen Seite wieder aus dem Tor gehst, bist du wieder beim Ami.“ Nach einer langen Strecke trete ich tatsächlich durch ein bewachtes eisernes Tor wieder in die – für kurze Zeit noch – amerikanische Zone.
Von Flüchtenden erfahre ich, daß Zwickau mit der Bahn wieder erreichbar sei und daß es morgen noch nicht von den Russen besetzt werden würde. Noch in der Nacht erreiche ich auf freier Eisenbahnstrecke eine provisorische Haltestelle. In wüsten Bombenkratern ist hier die Eisenbahnlinie zu Ende, verlieren sich die Geleise in bizarren Verrenkungen in zerwühlter Erde oder ragen mit baumelnden Schwellen in den hellen Nachthimmel. Es sind jene Schienen, über die ich als 15jähriger an einem der letzten Apriltage des Jahres 1938 mit bangem Herzen in ein unbekanntes Leben gefahren bin.
Abseits der vielen auf irgendeinen Zug wartenden Menschen setze ich mich auf eine aus den Angeln gerissene Tür. Mir ist zum Heulen zumute. Nur nicht nachdenken, befehle ich mir selbst. Nicht grübeln, es führt ins Nichts – so wie diese zerfetzten Geleise. Doch die Stunden des Wartens ziehen sich wie zäher schwarzer Brei, und die Gedanken kommen und gehen, wie sie wollen – ungebeten.
Was ist aus unserem schönen deutschen Land geworden? Trümmer und Ruinen, wohin man auch kommt. Kreuze, Krüppel und Schande. Und nochmals das gleiche von vorne: Millionenfaches Leiden und Sterben von Frauen, Alten und Kindern im Bombenhagel und in der Gewalt des Feindes. Millionen Kreuze und Vermißte an allen Fronten und die Schande des Verrates von Anbeginn an. „Deutsche Treue ernst und ehrlich …“ Und – wenn wahr sein sollte, was die beiden Frauen in Chemnitz zu berichten wußten – die Massenmorde in Konzentrationslagern. Wenigstens diese Last der Schande hätte man uns nicht auch noch aufbürden dürfen.
Mit einigem Glück werde ich die Heimat erreichen und werde ganz von vorne anfangen. Landwirtschaft, Landtechnik – ein weites Feld. Mit 22

Jahren steht trotz Tod und Trümmern die Zukunft offen. Der schmucke Ort in den bayrischen Alpen, Elisabeth – der ständige Mittelpunkt meines Denkens seit Jahren. Von ihnen hatte ich die Kraft, alles Schwere durchzuhalten, zu ihnen habe ich über Sterne und Stunde eine Brücke gebaut, habe in aussichtslos scheinender Lage Trost und Hoffnung empfangen. Wenn wir einmal alt geworden sind und unseren Kindern eine bessere Zukunft gebaut haben, werden wir uns der schweren Kriegsjahre erinnern. Ich werde an jedem Todestag meiner Freunde und am Weihnachtsabend Kerzen zu ihrem Gedenken entzünden und werde beten. Nicht auf den Knien, nicht in ausgeleierten Formeln, ich werde meinen Dank hinausschicken für all das viele, ja unfaßbare Glück, mit dem ich die Kriegsjahre überstehen durfte.
Mit welchem Recht greife ich eigentlich nach künftigem Glück, wenn ich doch schon so unglaublich viel davon empfangen habe? Nach Heimkehr, Liebe und Zukunft? Habe ich mir ein Anrecht darauf verdient? Viel Kraft wird notwendig sein, um dieses neue, auf mich zukommende Leben in seinen fremden Formen meistern zu können. Aber ich werde nicht allein sein, ich werde eine Kameradin zur Seite haben. Gemeinsam werden wir die Schritte in dieses Neuland setzen.

Auf den Waggonpuffern, auf den Trittbrettern und auf den Dächern hängen und liegen die Menschen in dicken Trauben auf dem nach Süden dampfenden Eisenbahnzug. An einer zerstörten Brücke wird angehalten. Ein tiefes Tal wird von „Menschenameisen“ überwunden, um drüben wieder geduldig auf einen Zug zu warten. Bis ich Zwickau erreiche, ereignet sich ähnliches noch ein paarmal. Weiter im Süden ist die Bahn vollkommen zerstört. – Nach dem Durchqueren der aus toten Fenstern blickenden Stadt kann ich auf einem Pferdewagen Plauen erreichen.
Gehetzt von der Furcht, auf sächsischem Boden doch noch von den nachrückenden Russen wiederum eingeholt zu werden, setze ich meinen Marsch in die Nacht fort, um Bayern und damit endgültig amerikanisches Besatzungsgebiet zu erreichen. In dieser Nacht gießt es in Strömen.

Schuhwerk und Kleider hängen schwer auf dem dampfenden Leib, als ich am Morgen des 14. Juni die bayrische Grenze überschreite und auf der Strohschütte des ersten Bauernhofes einschlafe.
Mittags erwache ich mit knurrendem Magen. Meine Bitte um einen Schluck Milch wird zurückgewiesen. Also auf – und weiter. Entgegenkommende Heimkehrer berichten davon, daß die Amis ganz verrückt darauf sind, die auf allen Straßen heimkehrenden Soldaten einzukassieren und in das Gefangenenlager nach Hof zu bringen. Sie schießen ohne Rücksicht auf jeden, der nach Anruf nicht sofort steht. Darum wieder ab in die Felder und Wälder.
Als die Sonne wieder hoch vom Himmel strahlt und die immer noch regennassen Zivilkleider dampfend trocken werden, komme ich an einem neben dem Weg stehenden, gemauerten bäuerlichen Backofen vorbei, aus dem gerade dicke Laibe Brot herausgeholt werden. Irgendwie muß ich etwas in den Magen bekommen, sonst kann ich meinen Weg nicht mehr lange fortsetzen, das ist mir klar. Trotz der beschämenden Abfuhr von heute mittags versuche ich es mit einer Bitte um ein Stück Brot. Wütend klären mich die Bauersleute darüber auf, daß sie selbst am Hungern wären und nichts abgeben könnten. Die Scham über meine Bettelei und auch noch abgewiesen zu werden, schmerzt noch mehr als der Hunger. Wäre mir nicht in Brandenburg und Sachsen so viel unaufgeforderte Hilfsbereitschaft entgegengebracht worden, müßte ich mich fragen, ob der getätigte Einsatz des eigenen Lebens in irgendeiner Wertskala unterzubringen gewesen wäre.
Ein entgegenkommender Landser – noch in der Uniform der Gebirgsjäger – gibt mir aus seinem winzigen Vorrat zwei Stück Würfelzucker. Als ich ihm das Ziel meines Marsches nenne, ist er hocherfreut. Er gibt mir die Adresse der Eltern eines seiner Kameraden. Ich soll ihnen ausrichten, daß ihr Sohn in Italien kurz vor seiner Entlassung aus der Gefangenschaft steht und bald nach Hause kommen wird. So läuft der Nachrichtendienst in einem postlosen Land.
Unter vielen Ruhepausen ziehe ich weiter. Es bleibt mir nichts übrig, ich muß in die Stadt, muß hinein nach Hof. Ich muß zu essen bekommen. Einem der ersten Häuser nähere ich mich. Bevor ich anklopfen kann, fliegt die Haustüre krachend zu. Hätte ich noch genügend Speichel, ich würde auf

diese verdammte Türe spucken. Statt dessen würge ich an einem sonderbaren Fluch: „Volksgenossen!“
In einer Gasse steht eine der leichten amerikanischen Feldküchen. Ein paar schlacksig wirkende Amis stehen und hocken in bubenhafter Unbekümmertheit darum herum und essen aus ihren praktischen Geschirren ein herrliches Gericht. Um *sie* zu bitten, müßte ich von sehr hoch herabsteigen. Aber ein paar Kinder gesellen sich zu ihnen und schauen hungrig beim Essen zu. Als die Befreier satt herumsitzen und keiner mehr zum Essenempfang kommt, wird der ansehnliche Rest des Kessels neben den Kindern – die sich in stiller Hoffnung schon Konservendosen gerichtet haben – in den Abflußkanal geschüttet. Mir tun die Kleinen sehr leid, die barfuß mit hängenden Köpfen abziehen. Die mit den Kindern spielenden Rotarmisten von Riesa fallen mir vergleichsweise ein. Wer wird das Rennen um die Herzen unserer Jugend machen?
Von Passanten lasse ich mir den Weg zum Kriegsgefangenenlager zeigen und melde mich freiwillig bei der Torwache. Als Neuzugang komme ich in ein abgesperrtes Extra-Geviert, in dem provisorische Zelte aus Fallschirmen stehen. Die Verpflegungsausgabe ist schon vorbei, es heißt weiter hungern. Zu allem Überfluß beginnt es wieder zu gießen. Das Wasser rinnt in Bächen durch die schadhafte Seide und macht aus dem lehmigen Boden eine schlüpfrige Schlammfläche. Weder an ein Hinlegen noch an ein Schlafen ist zu denken.
Neben mir unterhalten sich zwei Kumpels leise: „Morgen früh wird es wohl wieder das erste sein, daß sie die SS aus den Neuzugängen heraussuchen.“
In mir schlägt es Alarm! „Wie wollen sie das denn machen?“ frage ich scheinbar unbeteiligt.
„Na Mensch, weißt du denn nicht – die haben doch alle die Blutgruppe unter dem linken Arm eintätowiert!“
Ich bin wie vom Donner gerührt. In sechsjähriger Naivität war ich in dem Glauben, daß sämtliche Soldaten der Deutschen Wehrmacht diese für den Fall der Verwundung vorteilhafte Tätowierung aufzuweisen hätten. Statt dessen sind wir allein gezeichnet. Morgen braucht man uns also nur herauszusuchen und mich als Angehörigen einer SS-Ostdivision den Russen zu übergeben. So haben sich unsere „Befreier“ geeinigt. Die Flucht

aus Senftenberg ist also ganz umsonst gewesen. Wenn sie mich nicht gleich umlegen, dann 20 Jahre Sibirien!
Zum erstenmal höre ich das Wort „Kriegsverbrecher". Die würden laut aufliegender Liste auch herausgesucht. „Kriegsverbrecher", das würden in Zukunft wir sein – wir, die Besiegten, wir, die Alleinschuldigen. Nur um dieses verbrecherische, zu seiner Führung stehende deutsche Volk wieder auf den richtigen Weg zu bringen, haben die Amis zunächst Waffen und Munition an die kommunistische Sowjetunion geliefert, bis ihnen – um dies unterbinden zu können – der Krieg erklärt wurde. Sie haben ihren „heiligen Feldzug" gestartet, sie, die Guten, gegen die Bösen. Sie haben Millionen Tonnen Bomben auf unsere Frauen und Kinder abgeworfen, haben sie einzeln an ihren Pflügen mit den Jagdbombern abgeknallt und an Wohn- und Kulturstätten zerstört, was nur zerstört werden konnte: als eine der letzten die Stadt Dresden, vollgestopft mit Ostflüchtlingen und Verwundeten in den Lazaretten, an jenem unseligen 13./14. Februar dieses Jahres. Gemeinsam mit englischen Bomberflotten ließen sie Phosphor und Bomben auf die Bevölkerung regnen, zerstörten und mordeten – um im späteren sowjetischen Besatzungsgebiet ein Denkmal ihrer Macht zu hinterlassen, sich einzureihen in die Kriegsverbrecher. Nun also schicken sie sich an, über uns zu Gericht zu sitzen. Wer klagt die Kläger an?
Nach dieser schlaflosen Regennacht werden wir „verpflegt". Je 20 Mann eine Dose Rindfleisch und ein Kommißbrot, das heißt: fünf Dekagramm Fleisch und fünf Dekagramm Brot für den ganzen Tag, pro Kopf. Kein Wasser, kein Getränk. Gleich danach beginnt die Musterung.
„Die Neuzugänge sofort antreten! Soldaten und Zivilisten getrennt, in 30 Schritt Abstand, Front zueinander aufstellen!"
Kurzes Überlegen nach dem Wohin – schließlich stelle ich mich zu den Zivilisten und beabsichtige, meine schon bei den Russen begonnene Rolle fortzusetzen. Uns gegenüber stehen ebenfalls in einer Linie die noch in Uniform befindlichen Kriegsgefangenen.
„Gepäck öffnen, vor die Füße legen, Oberkörper frei machen!"
Rechts an der Stirnseite der beiden Abteilungen steht das Zelt des Vernehmungsoffiziers, der, auf einem Feldbett hockend, dem Treiben gelangweilt zusieht. Einer filzt das Gepäck und schmeißt die kümmerliche

Habe durcheinander, einer schreibt in unserer Abteilung die Namen auf und zieht vorhandene Soldbücher ein. Drüben beginnt schon die Kontrolle: „Arme hoch!“ Sie gehen langsam an den Aufgestellten entlang, nach der Tätowierung spähend. Genau mir gegenüber (!) stößt man einen Mann aus der Reihe und befördert seine Habseligkeiten mit ein paar Tritten hinterher. Von meinem Platz aus beobachte ich, wie ein altes, dürres Männlein versucht, ein Foto im Stiefelschaft verschwinden zu lassen, nachdem er gesehen hat, daß die Filzenden auf die herumgestreuten Frauen- und Kinderbilder getreten sind. Einem bulligen Ami ist dies nicht entgangen. Ein Griff nach dem Bild, ein schallender Schlag mit der flachen Hand in das Gesicht des Alten, und er liegt im Dreck. Das zerfetzte Bild mahlt sein Befreier mit dem Schuhabsatz wütend in den weichen Wiesenboden. Nach seinem Auftritt begibt er sich – befriedigt an seinem Kaugummi kauend – wieder zurück zu den Kontrollierenden.
In dem Loch, welches durch die Ausmusterung des Kameraden entstanden ist, sehe ich meine Chance. Noch zaudere ich und wäge die Erfolgsaussichten ab, dann nehme ich – die Visitierenden und den Vernehmungsoffizier vor dem offenen Zelt beobachtend – entschlossen meine Kleidung auf und gehe mit größter Selbstverständlichkeit die 30 Schritte über die freie Fläche hinüber zu der Lücke in der Linie der Soldaten, lege meine Oberkleidung vor meine Füße – und bin „kontrolliert“. Die drei Amerikaner haben den Vorgang nicht bemerkt. Der Offizier hat zugesehen, „ohne zu schalten“ (oder „schalten“ zu wollen)!
Während die in Zivil Befindlichen unauffällig die Lücke schließen, die durch meinen Abgang entstanden ist, erhebt sich in meiner Umgebung ein unruhiges Gemurmel: „Wenn sie dich schnappen, wird alles nur noch schlimmer!“ – „Melde dich freiwillig, noch ist es nicht zu spät!“ Sie haben natürlich Angst, Repressalien ausgesetzt zu werden, wenn ich auffliege, ohne daß sie mich den Amis gemeldet haben. Aber die Unruhe legt sich wieder, als es klar ist, daß keiner der Amerikaner Reaktionen zeigt. Es hat mich auch später keiner verraten.
Am gleichen Tag werden wir noch entlaust. Während sich die anderen mit hoch erhobenen Armen das Entlausungspulver in die Achselhöhlen blasen lassen, stehe ich wie ein flügellahmer Geier mit hängenden Armen vor dem

deutschen Sanitäter. Seinem geübten Blick ist nichts entgangen. „Blutgruppe A raustreten zum Sargempfang“, murmelt er leise. „Mensch, sieh dich vor und lerne alle deine Angaben über deine Militärdienstzeit auswendig. Morgen ist Einzelverhör, und der Vernehmungsoffizier ist ein Hund, der legt dich zu 80 Prozent rein. Wenn du auffliegst, kommst du zu uns. Wir sind ein pfundiger Haufen im Sonderlager. Lauter ‚alte Hasen‘. Es heißt, wir verreisen nach Sibirien, um den Russen den preußischen Parademarsch beizubringen. Ich bin von der ‚Wiking‘. Los jetzt, hau ab und Hals- und Bauchschuß!“

In der folgenden Nacht lerne ich auswendig, meine siebenjährige Dienstzeit aufzusagen, mit allen Einzelheiten, Namen aller Offiziere und Unteroffiziere, mit Begebenheiten aus dem Dienstbetrieb, Teilnahme an Feldzügen, Verwundungen und schließlichem Ausscheiden aus dem Wehrdienst nach einem schweren Autounfall in Italien.

Am kommenden Tag wird während der Vernehmungen noch mancher „Verdächtige“ ausgeschieden und in ein separiertes Geviert innerhalb des Lagers verbracht.

Als ich schließlich an der Reihe bin, sehe ich mich zwei Offizieren gegenüber, die fließend Deutsch sprechen und sich über deutsche Verhältnisse im allgemeinen und Militärwesen im besonderen bestens informiert erweisen. Dieses Kreuz-und-quer-Fragen dauert eine Viertelstunde – länger als bei den anderen. Alle meine Antworten kommen präzise und ohne Zögern. Sie werden mitgeschrieben, anschließend die Fragen wiederholt und deren Beantwortung überprüft. Sogar unwichtig scheinende Details werden von den beiden Offizieren – an denen erkennbar ist, daß sie vor Jahren aus Deutschland nach Amerika emigriert sind – herausgebohrt und eingetragen. Doch der vormalige „Obergefreite“ Brunnegger „besteht“ und wird zur Entlassung vorgemerkt.

Nach elenden Hungertagen werde ich schließlich – mit Entlassungsschein versehen, wie andere ehemalige Soldaten – am 18. Juni 1945 über das in Trümmern liegende Nürnberg in das in Schutt und Asche gebombte München gefahren und im Zentrum der Stadt auf freien Fuß gesetzt.

Verloren gehe ich durch die leeren Straßen, an deren Rändern sich Schuttberge von Ruinen wie riesige Grabzeichen häufen.

Die Feldherrenhalle!
„Ich schwöre Dir, Adolf Hitler …“, hallte es am 9. November 1938 durch die fackelhelle Mitternacht.
„… als Führer und Kanzler des Reiches, Treue und Tapferkeit!“
Unzählbar unsere Gräber an allen Fronten!
„Ich gelobe Dir und den von Dir bestimmten Vorgesetzten …“
Vom kleinen Sadisten Pandrik über Knöchlein bis zu Himmler!
„… Gehorsam bis in den Tod!“
„… den Tod!“ hallte es von den dunklen Häuserfronten.
„So wahr mir Gott helfe!“
„… Gott helfe!“

Der 20. Juni strahlt in diesem Jahr mit unvergleichlichem Blau vom Himmel. Kilometer für Kilometer habe ich von der Stadtmitte bis hierher in zwei Tagen zurückgelegt. Jetzt sind es die letzten vor dem Endziel, dem Sinn und dem Antrieb zu meiner Flucht. Längst begleitet mich der graue Fels zu meiner Linken, an dessen Fuß der Heimatort Elisabeths liegt.
Mein Zivilzeug ist starr vor Schmutz und stinkt, meine Schuhsohlen beginnen sich zu lösen, in meinem Gesicht steht ein wochenalter Stoppelbart, die Augen sind gerötet vom Staub und dem ermüdenden Marsch.
Ungeduldig blicke ich nach vorne. Sie muß doch endlich auftauchen, die Kirchturmspitze, die ich während der kurzen Tage meines Hierseins vor meinem Fenster hatte.
Nun zeigen sich die ersten Häuser, erst vereinzelt, dann dichter werdend. Der Kirchturm wird sichtbar, rechts der quirlige Bach und drüben die Au, der unsere Spaziergänge galten, wenn Elisabeth ihre Tagesarbeit getan hatte. Ich möchte laufen – will verharren …
Links der abzweigende Weg. Die Allee streckt sich und zieht sich unter meinen Füßen, klebt mir förmlich unter den Schuhen. Urplötzlich ist eine

unerklärliche Angst da, eine Angst, die ich bisher nicht kannte. Ich spüre, daß ich unmittelbar vor etwas Entscheidendem stehe.
Hier ist das Elternhaus Elisabeths, solide hingestellt in den Verband der übrigen Häuser, vom Fleiß der Menschen zeugend, die es in schwerer Arbeit schufen. Hier mündeten meine Gedanken, mein Sehnen aus heißverliebtem Herzen, all meine Gedanken und über die Sterne kommenden Grüße, die ich aus fremden Ländern aufgab.
Die wenigen Schritte durch den Vorgarten dehnen sich zur kleinen Ewigkeit. Unter großen Gefahren geflüchtet, weil ich hier den Menschen wußte, zu dem ich gehöre, stehe ich jetzt und zaudere, die letzten Schritte zu tun.
Unter der Tür erscheint Elisabeths Mutter. Großes Erstaunen in ihrem Ausdruck: „Ja … wir haben geglaubt … im Radio haben sie gesagt, ihr würdet alle …“ Beklommenes Schweigen, peinliche Betroffenheit.
Im Haus kann ich ausruhen. Elisabeth ist nicht da. Im Herrgottswinkel hängt wie eh und je das Abbild des Gekreuzigten. Beim Eintritt habe ich „Grüß Gott!“ gesagt. Zum erstenmal wieder, seit meiner so abrupt beendeten Kinderzeit. Ich sagte es ohne Zwang und ohne es beabsichtigt zu haben. Sieben Jahre lang war kein „Guten Morgen!“, kein „Grüaß Di!“, kein „Pfüat Euch!“ über meine Lippen gekommen.
Von niemandem angesprochen, sitze ich und warte. Worauf? Ist denn die Entscheidung nicht schon gefallen? Ich soll mich nicht auf die Bank vor der Haustüre setzen – es könnte mich jemand erkennen …! Ach ja, ich stehe unter Acht und Bann! Mit meinem erschwindelten Entlassungsschein kann ich nur dort auftreten, wo man mich nicht kennt!
Und Rücksicht auf meine Umgebung zu nehmen, die ich durch meine Anwesenheit belaste, muß ich erst lernen. Ich bin nicht mehr der anerkannte Verteidiger des Vaterlandes, der sein Leben einsetzt, jetzt gehöre ich zu der Gattung Mensch, auf die alle anfallende Schuld gewälzt werden kann, ohne daß sich auch nur eine einzige Stimme dagegen mit Erfolg erheben wird. Noch erkenne ich nicht das ganze Ausmaß der Schuld, die ich auf mich zu nehmen habe. Im Küchenherd erhitze ich einen Eisenbolzen zur Hellglut und brenne das zum „Kainsmal“ gewordene medizinische Zeichen aus meinem Arm.

Der Tag vergeht, ohne daß ich mein Mädchen zu Gesicht bekomme. Die letzte Nacht dieses Frühlings, der Sonnenwende 1945, ist voll verhaltener Unruhe. Ich kann in Elisabeths freundlichem Dachzimmer schlafen. An der Wand silberne Pokale und Siegerurkunden. Angekleidet warte ich und horche auf Schritte Heimkehrender, warte auf zwei Arme, die sich fest um mich legen würden, wie damals, als ich nach meinen Verwundungen zum erstenmal dieses Haus betreten hatte. Übermüdet schlafe ich ein und warte immer noch auf den vertrauten Duft des blonden Haares.
Ich werde ständig wieder wach. Ich traue dieser Nacht nicht mehr. Ich spüre Gefahr, wie ich sie immer vorausgeahnt habe in den vergangenen Jahren des Krieges.
Die Stille der Nacht wird abrupt unterbrochen. Kolbenschläge poltern an die Haustüre. Ungeduldige Stimmen, die auf englisch ein Öffnen verlangen. Mit wenigen Schritten bin ich auf dem Balkon, werfe meine abgelatschten Schuhe ins Blumenbeet und turne – während schon Schritte über die knarrende Treppe heraufkommen – hinunter in den Garten und verberge mich im Gesträuch hinter dem Haus, darauf wartend, daß die Amerikaner wieder unverrichteter Dinge abziehen würden. Zu meiner Überraschung kommen sie statt dessen mit einem hochgewachsenen Mann in ihrer Mitte aus dem Haus. Während sich vier Maschinenpistolen auf ihn richten, geht er mit erhobenen Händen den gewiesenen Weg. Es war ein SS-Führer, der sich hierher, zu seiner in dieses Haus evakuierten Gattin, durchgeschlagen hatte. Und sie, in die Dienste der Sieger getreten, hatte ihn denunziert.

Steil aufwärts führt der Pfad zu einem Bergbauernhof, den Elisabeth bewirtschaftet. Langsam setze ich Schritt vor Schritt, die letzte, endgültige Entscheidung hinauszögernd. Weit breitet sich tief unter mir das freundliche Tal aus. Ein in der Sonne dörrender Baumstamm lädt zum Rasten und Nachdenken. Wer weiß, vielleicht gehört mir dieses liebgewonnene Nest dort unten dadurch um eine halbe Stunde länger. Weiter unten streicht ein Neger in der Uniform der Besatzer mit einem frischen jungen Mädchen durch das Gestrüpp, nach einem passenden Platz Ausschau haltend. Nichts

gegen die Neger, sie waren es, die uns im Gefangenenlager Menschlichkeit entgegenbrachten und uns halfen. Aber dieses, einem Kinderbilderbuch entstiegene Milch- und Blutgesicht … Was wird uns bleiben nach dem Zusammenbruch des Ideellen? Religion? Gewendete Werte?

Heute vor vier Jahren lagen wir zur Sonnwendzeit in Ostpreußen. Nach der Verlesung des Führerbefehls, der die Ostfront begründete, marschierten wir durch die Nacht, über uns das Lied: „… bis die Felder zum Erntegang reifen …“ Ein Erntegang ohne Beispiel hatte seinen Anfang genommen. Damit ich heimkehren durfte, mußten neun Kameraden draußen bleiben.

Ins Heidekraut gestreckt, versuche ich vergebens, mit den Eindrücken der vergangenen 24 Stunden fertig zu werden. Nach dem Zusammenbruch des bisherigen Systems kam mir die Reaktion der Eltern Elisabeths nicht ganz so überraschend. Ihr nüchterner bäuerlicher Sinn urteilt hart und hat Lebenserfahrung. Der Mann ihrer Tochter soll fest im Landleben stehen, mit Religion, Sitten und Gebräuchen vertraut sein und ihre Enkelkinder danach erziehen – Voraussetzungen, die ich ihnen nicht erfüllen kann. Für mich steht die Stunde auf „null Uhr null“ in jeder Hinsicht.

„Vogelfrei“ bin ich! Man darf mir ungestraft ins Gesicht spucken und mich einen Mörder schimpfen. Die ausharrenden Soldaten von gestern sind heute Kriegsverlängerer, dafür sind jene, die sich in heroischem Schweigen dem vergangenen Regime gegenüber passiv verhalten hatten, heute voll Eifer „Widerstandskämpfer“, damit jene degradierend, die ihre politische Standhaftigkeit mit Tod oder Haft büßten.

Beim Überqueren der herrlich angelegten Alpenstraße bietet sich nahe ihrem Scheitelpunkt ein letzter Anblick auf den Ort unter mir. Hier sind wir manchmal gesessen und haben in das von Gott gesegnete Tal hinuntergeschaut. Ich habe immer gehofft, daß es einmal auch meine Heimat werden könnte. Doch Wunschtraum und Wirklichkeit sind zweierlei.

Gar nicht weit von hier liegt der Berghof in einer weiten Mulde, vom Grausteinernen überragt.

Die Stalltüre ist weit offen, an den Futterbarren Kühe und Jungvieh, auf Streu ein klitschnasses neugeborenes Kalb, unter ersten Stehversuchen immer wieder fallend.

Von der Weidekoppel kommend, nähert sich Elisabeth dem Hof. Was für ein Mädchen! So hatte ich sie immer vor Augen, in ihrer nicht zu beschreibenden natürlichen Anmut.
Leichte Betroffenheit bei meinem Anblick, zögernder Ausdruck der Freude in ihrem Gesicht; keine Umarmung beim Begrüßungskuß, den ich nehme – nicht empfange.
Bedrückendes Schweigen, belanglose Worte. Ungeduldiges Muhen der Kühe, die auf die Weide gebracht werden wollen. Eigenes Unverständnis gegenüber der Unruhe Elisabeths, die der Arbeit, die sie sich aufgebürdet hat, ohne Versäumnis nachzukommen hat. Als dann das Vieh, von den Ketten befreit, an mir vorbei aus der Stalltüre springt und voll Übermut hoch auskeilend auf die Weide rennt, stehe ich daneben. Daneben – im wahrsten Sinne des Wortes. Unbeteiligt. Ohne Gefallen an dem herrlichen Fleckvieh – eben ein Vieh mit Flecken, dessen Vitalität mich vollkommen ungerührt läßt. Und wieder:
„Herbert, du wirst nie ein Bauer!“
Meine Frage nach der Möglichkeit eines Verbleibens auf dem Hof wird ausweichend beantwortet.
Ich schaue Elisabeth bei der Arbeit zu, deren Ablauf ich nicht kenne. Mit viel Kraft versuche ich, ihr Handgriffe abzunehmen, die dem Mädchen spielend gelingen – erstes Erkennen meines Unwertes in dieser Lebensregion.
Zwischen Kuhmist und Streuhaufen muß ich begreifen lernen, daß es Wiedersehen und Abschied bedeutet, was mir in einem Kuß – im gleichen Kelch – geboten worden war. Die Genugtuung über meine heile Rückkehr war echt, echt wie der neue Schimmer in ihren Augen und der fremde Ausdruck in Elisabeths Gesicht.
Während ich unnütz herumstehe, zieht alles noch einmal an mir vorbei: Unsere Begegnung auf dem Hof meiner Großeltern in der Steiermark, das göttliche Wunder der Liebe. Der erste Abschied auf dem Weg an die Front. Verwundungen, erster Urlaub im Elternhaus Elisabeths, die helle Freude über mein Kommen. Immer wieder ins Feuer, von Knöchlein zum Verheizen bestimmt. Bfiff, Buwi, Ziegi, Mick – meine gefallenen Kameraden und die vielen anderen. Die tiefe Angst vor den Einsätzen, das

Ziehen und Reißen im Rückgrat im Vernichtungsfeuer der Artillerie und unter den Raketen der „Schlachter", die Verstümmelten und Erfrorenen. Die zu Tode Gefolterten, die zum Massaker aufgestellten Tommys von Le Paradis, meine zum Erschießen aufgereihten Kameraden vor Berlin. Der dekorierte Iwan, der mir das Leben rettete. Die Flucht, die ich nur wagte, weil ich in diesem Mädchen den Mittelpunkt meines Lebens wußte.
In der kleinen Bauernstube stehe ich vor dem Herrgottswinkel. Wie oft habe ich den Herrgott angerufen in tiefster Not. Namenlos! Wie oft habe ich ihn verleugnet und verflucht angesichts des Elends. Die Mutter Maria unter ihrem gekreuzigten Sohn – für Millionen Mütter, deren Kinder an das Kreuz geschlagen wurden …

Der gemeinsame Weg hinunter ins Tal ist unendlich schwer. Vollkommene Resignation, Verbitterung und Schweigen liegen auf unserem Weg. Aus meiner zur Göttin erhobenen Gefährtin schwerer Jahre ist wieder ein Mensch geworden, mit sicherem Wissen, wann der schmerzhafte Schnitt der Trennung geführt zu werden hat. Aller Wunderglaube an Liebe und Treue, alles Vertrauen in die Menschen stürzt in mir zusammen, dabei auch die Erkenntnis gemachter Fehler freigebend und sich bestens einordnend in das allgemeine Chaos des großen Zusammenbruches.
Unten angekommen, hole ich meinen schäbigen Rock aus Elisabeths Zimmer. Ein letzter Händedruck – mit dem Blick an die Wand und dem Schreien in die eigene Seele, sie für alle Zeit belastend.
Ihre Eltern entlassen mich, aufatmend über den reibungslosen Ablauf des Auseinandergehens. Ihre guten Wünsche sind ernst gemeint. Dennoch: „Geh mit Gott! – Aber geh!"
Wieder stehe ich auf der Straße. Was jetzt? Herausgerissen aus dem Kreis sich beistehender Kameradschaft, entlassen aus dem Bund vereinigender Liebe, jeglichen Vertrauens beraubt, fühle ich mich wurzellos und frage mich nach Standort und Ziel.
Das Ziel?

Was ich als große Heimat zu bauen mitgeholfen habe, ist ein in viele Teile zerrissenes, aus schweren Wunden blutendes Land.
Das Ziel?
Wie soll ich es erkennen, ohne erst Lüge und Wahrheit des Vergangenen erkannt zu haben?
Das Ziel?
Ich sehe es nicht. Täglich stirbt die Liebe aufs neue und wird das Vertrauen in den Nächsten begraben. Schon wuchert die Lüge unter neuen Farben.
Es ist Sonnenwende! Jetzt läuft das Jahr seinem Ende zu. Meine Wege sind leer.

Das Wort danach

Ursprünglich hatte mein Manuskript den Titel „Unsere Straße“. Es begann mit der Straße vor unserer Haustüre und endete auf einer Straße, auf der ich mich als Überlebender, Verlassener, Geächteter, unfaßbar ausgegrenzt und ernüchtert, fand.

Es war der Dreikönigstag des Jahres 1965, als ich mich an unseren schweren Eichentisch setzte und mit zwei Fingern zu tippen anfing. Ich begann, mir meine Erinnerungen von der Seele zu schreiben, und machte es mir dabei nicht leicht. Manchmal waren es nur wenige Zeilen, und ich mußte wieder pausieren, weil ich den passenden Ausdruck für das seinerzeit Empfundene nicht fand. Ein andermal wieder „lief es“, und ich schrieb ganze Nächte durch und wunderte mich über den heraufdämmernden Tag vor dem Fenster. Trotzdem zerriß ich immer wieder viele Seiten, wenn ich mich dabei ertappte, etwas nach heutigem Empfinden geschildert zu haben. Ich tat es, um bei „meiner Wahrheit“ zu bleiben.

Unter dieser verstehe ich die Erlebnisschilderung, wie *ich* das Erlebte kennengelernt und beurteilt habe. Die Einbeziehung des politischen Elements ist auf vielen Seiten spürbar. Einen Aufruf zu Brutalität, Raub und Vergewaltigung, wie ihn der Rotarmist als Freibrief erhielt, kannten wir zu keiner Zeit. Goebbels’ Versuch, in der letzten Phase des jahrelangen, gigantischen Kampfes noch Haß- und Rachedenken zu entfalten, zündete nicht. Die wenigen erlebten Überschreitungen sind in meinem Bericht festgehalten und mit Absicht nicht unterdrückt worden. Die Versuchung, uns Belastendes zu verschweigen, war groß, nachdem schon ein Übermaß an gefälschten Schuldzuweisungen ungeahndet erfolgen durfte und von einem Teil unseres Volkes gläubig angenommen wurde.

Es muß zur Kenntnis genommen werden, daß es auch in unserer disziplinierten und straff geführten Truppe charakterliche Außenseiter gegeben hat, deren Handeln Haß erwecken mußte. Haß ist ein böser Begleiter für Soldaten. Daß es umgekehrt auf der Feindseite durch entsprechende Ermunterung und lügenhafte Propaganda fürchterliche Kriegsverbrechen an uns gegeben hat, soll nicht als „Aufrechnung" gewertet werden.

Allein, wir hatten die Führungspersönlichkeit, deren ausgegebene Richtlinie von der Truppe voll angenommen wurde: Unseren Generaloberst der Waffen-SS Paul Hausser, dessen Devise: „Wo das Verbrechen beginnt, hört die Kameradschaft auf!" Gebot wurde.

Wenn die Gräber unserer im guten Glauben Gefallenen von den Besudelungen der letzten Jahrzehnte befreit werden sollen, muß an der Wahrheit meiner Niederschrift festgehalten werden.

Sollten mir Leser deshalb ein abwertendes Prädikat zuweisen, so will ich es auf mich nehmen, aber mir dabei zugute halten dürfen, ehrlich berichtet zu haben.

Abschließend möchte ich nicht versäumen, all jenen Menschen meinen Dank zu sagen, die mir halfen, Krieg und Gefangenschaft zu überleben und in die Heimat zurückzukommen. Das gilt für die hungernde russische Bäuerin, die im Kessel von Demjansk ihr letztes Essen mit uns Feinden teilte, die junge rheinländische Rotkreuzschwester, die meine Flucht unterstützte, und jene Frauen, die ich nie zu Gesicht bekam, die mir – sich selbst Gefahr aussetzend – Schuhe, Wäsche und Verpflegung für die Flucht aus dem Senftenberger Kriegsgefangenenlazarett beschafften, sowie die vielen Helferinnen und Helfer auf dem gefahrvollen Weg aus dem Bereich der Sowjetzone. Dank gebührt auch jenen, die mich als Angehörigen einer verfemten Waffengattung erkannten und mich dennoch nicht den Weg nach Sibirien gehen ließen.

Was noch? Wenn ich festhalten möchte, daß alle in meinem Bericht aufscheinenden – wirklich unglaublichen – Glücksfälle auf Wahrheit beruhen, ist der Kreis der zu Bedankenden noch lange nicht geschlossen.

Am Dreikönigstag des Jahres 2000 *Herbert Brunnegger*



Frauen und Vertreibung

Neary, Brigitte
9783902732255
159 Seiten

Frauen erinnern sich an ihren Leidensweg zu Kriegsende: Es ist der radikal subjektive Ansatz dieser "Oral-History", mit der die Herausgeberin in den USA so große Resonanz erzielte. Die gebürtige Deutsche Brigitte Neary läßt Frauen aus Schlesien und

Ostpreußen, Rußlanddeutsche, Donauschwäbinnen und viele andere zu Wort kommen.



Sniper

Strasser, Stefan
9783902732477
318 Seiten

Sportschützen, Jäger, Waffenbesitzer und allgemein an Waffen Interessierte erhalten mit dem neuen Buch „Sniperwissen kompakt" einen Einblick in die Welt der Scharfschützen. Doch was zeichnet solche „Sniper" aus? Wie trainieren sie und bereiten sich auf ihre Einsätze vor? Strasser bietet eine Schützenfibel für Präzisions- und Scharfschützen, die neben Ausrüstung, Ballistik und

Witterungseinflüssen auch viele andere Disziplinen und Szenarien behandelt.



Gigantische Visionen

Ellenbogen, Michael
9783902732552
263 Seiten

So gigantisch die vom Dritten Reich verwirklichten oder geplanten Bauprojekte waren, so wenig kommt ihnen eine isolierte Stellung in der Architekturgeschichte zu - vergleicht man sie mit den Repräsentationsbauten der Stalin-Zeit, den beginnenden Hochhausprojekten in Amerika oder den Visionen eines Architekten wie Le Corbusier. Neben der Architektur werden waffentechnische

Großprojekte behandelt, die nicht nur wegen ihres Gigantismus ins Auge fallen, sondern zum Teil auch wegen ihrer visionären Kühnheit.



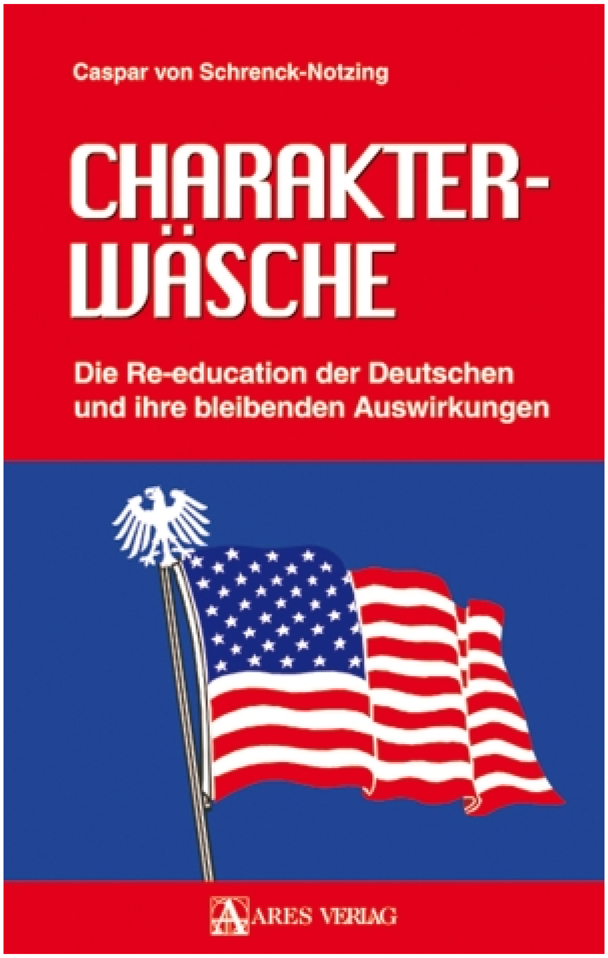
Nur der Tod kann dich befreien...

Bäcker, Werner
9783902732286
175 Seiten

Was für ein Leben! 1959 in die Fremdenlegion eingetreten, flieht der Autor später aus der Legion, wird Fluchthelfer, schleust Flüchtlinge aus der DDR, landet für 67 Monate im Stasi-Hochsicherheitsgefängnis Bautzen II und wird schließlich Anfang der 70er Jahre durch die BRD freigekauft. Ohne ein Blatt vor den Mund

zu nehmen, berichtet der Autor in unmittelbarer Sprache von seinen Gründen, in die Legion einzutreten, von seiner Ausbildung und von seinem weiteren Schicksal dort, und schließlich von seiner Zeit als Fluchthelfer. Ein Zeitzeugenbericht, in dem sich die Irrungen und Wirrungen des letzten Jahrhunderts spiegeln.

Bäcker, der kein Hehl daraus macht, daß er seine freiwillige Meldung in die Legion häufiger bereut hat, durchläuft eine überaus harte Ausbildung und wird danach Mitglied der Fallschirmjäger-Eliteeinheit 1e REP (Régiment Étranger de Parachutistes). Hier wird er, es war die Zeit des Algerienkrieges, Zeuge eines Aufruhrs, der durch die Ankündigung des französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle, daß sich Frankreich aus Algerien zurückziehen werde, ausgelöst wurde. An diesem Aufruhr war auch das 1e REP beteiligt, das daraufhin aufgelöst wurde. Bäcker, der in der Folge nach Korsika versetzt wird, entscheidet sich dort zur Flucht aus der Legion. Die Flucht gelingt und ein weiteres abenteuerliches Kapitel im Leben des Autors beginnt, nämlich das des Fluchthelfers, der Deutsche aus der DDR schleust.



Charakterwäsche

Schrenck-Notzing, Caspar von
9783902732453
328 Seiten

Die Umerziehung der Deutschen nach 1945 war eines der mentalitätsgeschichtlich prägendsten Ereignisse der Nachkriegszeit. Schrenck-Notzing zeigt minutiös auf, wie die Idee der „Re-education" Deutschlands in den USA politisch zustande kam und wer an ihr maßgeblich beteiligt war. Dabei werden auch die internen Kämpfe

der Amerikaner um die Nachkriegsordnung in Deutschland eingehend behandelt.

Die Rolle von Psychologie und Pädagogik sowie die Politisierung der Psychoanalyse werden ebenso klar beleuchtet wie die Auswirkungen auf die künftige Elite der Bundesrepublik und letztlich auf die spätere Politik dieses Landes.

So tief drang die Re-education in das Bewußtsein der Deutschen ein, daß sie diese später auch ohne amerikanische Anleitung aus eigenem Antrieb fortführten, um alle Volksschichten mit ihren Prinzipien zu durchdringen. Daran hatten die von den Alliierten lizenzierten Zeitungen ebenso ihren Anteil wie Parteien oder Universitäten.

Das Buch Schrenck-Notzings übte an der Umerziehung bereits in einer Zeit fundamentale Kritik, als das amerikanische Vorbild für die Bundesrepublik noch als unantastbar galt. Das hat sich heute geändert. Dennoch ist die Frage der Umerziehung in Deutschland eines der letzten politischen Tabuthemen geblieben. Sie rührt an dem Innersten dieser Republik, an der Frage: Wie sind die Deutschen das geworden, was sie heute sind?

Der Autor hat sein bekanntestes, zuletzt bei Ullstein in mehreren Auflagen erschienenes Werk nun erstmals aktualisiert und beschreibt die Auswirkungen bis in die Gegenwart. Dieses Buch wird bleiben, was es ist: ein Standardwerk zur Entstehung und Entwicklung der bundesdeutschen Mentalität, an dem keiner vorbeikommt, der sich mit diesem Thema beschäftigt.